BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hoff, Heinrich Georg,

Historisch-kritische Encyklopädie über verschiedene Gegenstände, Begebenheiten und Charaktere berühmter Menschen

Bd.: 5

Preßburg 1787

Res/H.misc. 169-5/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10919602-1
VD18 80344089-001

H. misc. 169.

5/6

Historisch-kritische

Encyklopädie

über

verschiedene Gegenstände, Begebenheiten

und Charaktere berühmter Menschen,

herausgegeben

von

Heinrich Georg Hoff

verschiedener Akademien Mitglied.

Fünfter Theil.

Preßburg,

bey Philip Ulrich Mahler 1787.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Innhalt des fünften Theils.

M.

Mädchen. = = = Seite. 3
Mäßigung. = = = 6
Magi, Magier. = = = 11
Mahomed, Mahomedaner. = = 18
Maltha. = = = 40
Manes. = = = 45
Manichäismus. = = 47
Mansour, al = = 51
Marine, englische. = = 53
Marokko. = = = 61
Maske, eiserne. = = 66
Menschen. = = 88
Menschenliebe. = = 101
Menzikof. = = 106
Merian, Syb. = = 109
Messe. = = 110
Mexikaner. = = 124
Messias. = = = 131
Mincriten. = = = 139
Mirakel. = = = 143
Mirabeau. = = 146
Mitranes. = = = 147
Moden. = = = 148
Mönche. = = = 170
Mogol, der Große. = = 184
Monbars, von. = 202
Montcalm. = = 216
Montmorenci. = = 216
Morande. = = = 221
Morgan. = = = 224
Morus, Thomas. = = 233
Müller, Lukas. = = 236
Münnich, Gr. von. = = 237
Müßiggang. = = = 241
Musik. = = = 243

N.

Innhalt.

N.

Nahrungsmittel. = = = 247
Natalie. = = = 251
Natur. = = = 255
Naylor. = = = 257
Negern. = = = 258
Negretti. = = = 273
Neid. = = = 281
Necker, Jakob. = = 287
Nervenkrankheiten. = = 305
Nestorianer. = = 311
Newkastle. = = 312
Nichts = = = 316
Niesen. = = 322
Nonnen. = = = 332
Nordbriton. = = 336
Nuschirvan. = = 343

O.

Ochsenhausen. = = 347
Odeon. = = 348
Oehlfläschgen zu Rheims. = = 349
Ohrenbeichte. = = 352
Oldfield. = = = 355
Onsais. = = = 357
Opera. = = = 357
Orakel. = = = 370
Orang = Outang. = = 375
Oranzeb. = = = 377
Organisation. = = 390
Orkan. = = = 397
Orleans, Mägchen von. = 398
Ormano. = = 403
Osiris. = = = 407
Ostracismus. = = 411
Otahiti. = = = 412
Ovidius. = = 416

M.

Mädchen.

Die Gedanken und Meinungen für und wider die Mädchen sind so verschieden, als das Temperament und Alter des Jünglings oder des Mannes verschieden sind — wir führen daher nur an, was für eine Idee sich verschiedene Männer von einem Mädchen machen.

„Den klügsten Mann verläßt sein Verstand, wenn er ein Mädchen studiren will.“

„Wer kann sich rühmen, die Hand eines hübschen Mädchens nur zwey Minuten lang in der seinigen gehalten zu haben, ohne sie sanft zu drükken? Wer das mit Wahrheit sagen kann, der ist wenigstens mein Mann nicht.“

„Ein Mädchen, und wenn sie auch die liebenswürdigste Person wäre, bilde sich ja nicht

ein, daß die Welt viel auf ihre Schönheit sehn wird, wenn sie dieselbe nicht durch andere Vorzüge zu erheben weiß *).“

„Wer klug ist, heirathet lieber ein freies munteres Mädchen, als eines, das es nicht ist; denn ich sehe wenigstens nicht ab, warum ein Mädchen, das noch wie eine Feldblume ist, und der ganzen Welt zugehört, nicht auch gegen die ganze Welt milde seyn sollte. Hat es einen Liebhaber, so kann man es mit einer Blume im verzäunten Garten vergleichen, und seinem Liebhaber steht das Gartenrecht zu; hat es aber einen Mann, so blüht es gar im Blumentopf, und der Geruch selbst gehört nur einem zu.“

„Das Mädchen, das bey dem Tode ihres Vogels in Verzukkungen fällt, wird vieleicht ihren Mann todt quälen können, denn ihre Tugend ist Empfindung, und das meiste Ihrer Empfindungen die Wirkung schwacher Nerven.“

„Die Liebe des Mädchens ist zuvorkommend, wie die Schnecke ihre Hörner vor sich hinstreckt, aber in dem Moment des Anrührens ziehen sich diese empfindliche Hörner zurück,

*) Umgekehrt! Sieben Achtel der Welt sieht mehr auf Schönheit als andere Vorzüge, die das Mädchen sonst veredeln sollen. —

rück, und das Mädchen der Natur, der Unschuld, und der Offenheit erschrickt vor sich selbst, sobald sie den Gedanken faßt, daß ihr verrathenes Geheimniß nicht mehr in ihrem Herzen allein ist.“

„Der Reiz eines schön gebildeten Mädchens“ haftet schnell und tiefer in dem Menschen, als ein fliegender Pfeil. Das Auge ist der Weg, aus dem die Wunde weiter sich ausbreitet, und bis ins Herz herunter schlüpft.“ —

„Das Stillschweigen eines beredten Mädchens ist schon ein Versprechen süßeren Genusses, und die Drohungen der Mädchen sind Jünglingen immer Verkündiger süßerer Freuden.“

„Die blöden Mädchen sind herzhaft, sobald sie getraut sind. Diese Veränderung liegt in dem weisen Plan der Natur. Die Blödigkeit des Mädchens schärft die Wünsche, die Sehnsucht des Jünglings. Aber die Ehrerbietung, welche eine sittsame und tugendhafte Verlobte um sich herum verbreitet, würde dem Wunsche des Mannes zu lange entgegen stehen, hätte nicht das theure Geschöpf den regen Trieb, ihm durch ihre Liebkosungen zuvorzukommen, und ihn gleichsam aufzufordern.“

„Der Umgang mit einem holden, sanften Mädchen, das wir das Unsrige nennen, welch

ein reizender, liebenswürdiger Umgang ist er! Ist noch ein ganz ander Ding, als Umgang mit einem Menschen unsers Geschlechts; erweitert den Kreis unsrer Empfindungen, Vorstellungen, Genüsse, und unsers gesammten Daseyns. Alles ist sanft an einer Mädchenseele. In ihren Gefühlen, Geschmack, Denkungsart, Minen, Bewegungen, Worten und Handlungen herrscht überall — holde göttliche Anmuth."

Mäßigung.

Nichts ist für das menschliche Wohl zuträglicher, als die Mäßigung.

Als Tschangking Präsident des Gerichtshofs in Peking war, kam ihm einmal plötzlich eine dringende Sache vor, die er gleich Tags drauf dem Kaiser vortragen mußte. Er ließ einen Schreiber kommen, setzte sich an seinen Schreibtisch, und entwarf die nothwendigsten Schriften, welches ihn bis gegen Mitternacht beschäftigte. Nachdem er dies gethan hatte, wollte er ein wenig ausruhen, als auf einmal der Schreiber von ungefähr einen Leuchter, der auf dem Tische stand, umwarf. Das Feuer ergriff die Papiere, und ein Theil derselben ver-

verbrannte, indeß das andere vom Unschlitt verderbt ward. Der Schreiber warf sich vor dem Präsidenten nieder, und hielt sich für verlohren. Allein der Präsident sagte ganz gelassen: Es ist ein Unglück, steh auf, und laß uns von neuem anfangen.

Das Beyspiel von Mäßigung, das einmal ein König von Frankreich gegen einen seiner Bedienten gab, ist noch merkwürdiger. Einer seiner Kammerdiener ließ ihm einen Tropfen von einem brennenden Wachslichte auf den Fuß fallen, an dem er einen Schaden hatte. — „Du solltest dich doch erinnert haben, sagte der König, daß mein „Großvater dir um eines weit geringeren Versehens willen den Abschied gab.“ Das war alles, was ihm der Schmerz auspreßte.

Der Marschall von Türenne gab immer, sowohl im gesellschaftlichen Leben, als auch in seinem Hause Beweise von Sanftmuth und Mäßigung. Einmal wurde sein Wagen in einer Straße von Paris aufgehalten. Ein junger Mensch von Stande, der ihn nicht kannte, und dessen Wagen hinter des Marschalls seinem fuhr, sprang wüthend heraus, und kam mit aufgehobenem Rohr auf Türennes Kutscher los, um ihn zum Fortfahren zu nöthigen. Er fluchte und lärmte. Der Vicomte

sah die Szene ganz gelassen mit an, als plötzlich ein Kaufmann aus seinem Laden heraus fuhr, einen Stock in der Hand, und zu schreyen anfieng: Was? den Leuten des Vicomte Türenne soll man so mitfahren? — Der junge Herr hielt sich, als er diesen Namen hörte, für verloren, und kam an die Kutsche des Marschalls, und bat ihn um Vergebung. Er glaubte, Türenne würde sehr aufgebracht seyn, allein er sagte lächelnd: in der That, mein Herr, Sie verstehen sich gut auf die Züchtigung meiner Leute. Wenn sie dumme Streiche machen werden, was ihnen denn ziemlich oft widerfährt, will ich sie zu Ihnen schicken.

Türennes wenig empfehlende Physiognomie, und die Einfalt in seinem Aeußerlichen haben zu verschiedenen sonderbaren Irrungen Gelegenheit gegeben. Einmal war er im Schauspiel, und hatte sich in einer Loge vom ersten Rang ganz vornehin gestellt. Zwei junge Herren vom sogenannten Bon-ton kamen bald darauf in die nemliche Loge, bildeten sich ein, die Figur des Vicomte verunstaltete das Schauspielhaus, und thaten ihm den Vorschlag, er möchte ihnen den Vordersitz einräumen. Türenne hielt nicht für nöthig, die Gefälligkeit so weit zu treiben, und blieb ganz ruhig auf seinem Platze. Einer von ihnen wollte sich wegen dieser Störrigkeit an ihm rächen, und warf ihm Hut und

Handschuhe, die er vor sich hingelegt hatte, aufs Theater. Diese Unverschämtheit erregte im Parterre ein Geschrei des Mißfallens, daran sich aber die jungen Thoren nicht kehrten. Jedoch ein junger Edelmann, der auf dem Theater war, hob den Hut und die Handschuh auf, und gab sie Türennen, mit der Höflichkeit und Ehrerbietung, worauf Verdienst und Geburt ein Recht haben. Die jungen Herren schämten sich ihrer Thorheit, und wollten sich davon machen. Aber der Vicomte hielt sie zurück, und sagte ihnen mit viel Sanftmuth: Bleiben Sie, bleiben sie, wenn wir zurücken, haben wir alle drei Platz.

Ein andermal gieng er ganz allein auf den Wällen von Paris ohne Gefolge, und ohne irgend ein Ehrenzeichen spatzieren, und kam an eine Gesellschaft Handwerkspursche, die sich mit einem Kegelspiele erlustigten. Nun war eben ein Streit wegen eines Wurfs zwischen ihnen, der schwer zu entscheiden schien, entstanden. Ohne Umstände ruften sie Türenne, und baten ihn, die Sache zu beurtheilen. Der Vicomte, der wahrscheinlicher Weise Vergnügen an dergleichen Verkennungen fand, gab sich nicht zu erkennen. Er nahm sein Rohr, maß die Entfernungen, und entschied zum Vortheil des einen unter ihnen. Der, zu dessen Nachtheil er gesprochen hatte, ereiferte sich, und

sagte ihm sogar einige Beleidigungen. Türenne ließ nicht die geringste Bewegung merken, glaubte, er könnte sich doch wohl geirrt haben, und fieng ganz treuherzig noch einmal zu messen an, als er von einigen Officiers, die ihn such-ten, angeredet wurde.

Der Titel Monseigneur, den sie ihm gaben, öfnete den Spielern die Augen. Der Mensch, der ihm Grobheiten gesagt hatte, warf sich ihm zu Füssen, und bat ihn um Vergebung. Türenne aber sagte blos im Weggehen zu ihm: Ihr hattet unrecht, Freund, daß ihr glaubtet, ich wollt' euch betrügen.

Saladin, Sultan von Egypten, dessen Andenken Leßing in seinem Nathan dem Weisen erneuerte, lebte im zwölften Jahrhundert. Sanftmuth, Leutseligkeit, Wohlthätigkeit, Liebe zur Religion, Gerechtigkeit, Freigebigkeit, waren alles Züge seines ganz besondern Charakters. Seine Unterthanen kannten seine Güte, und scheuten sich nicht, ihm alle Stunden mit ihren Privatzwisten beschwerlich zu fallen. Eines Tages, als er mit seinen Emirs und seinem Minister den ganzen Morgen gearbeitet hatte, entfernt er sich von der Menge, um etwas auszuruhen. In dem Augenblicke kam ein Sklave, und bat ihn um Gehör. Saladin sagte ihm, er solle morgen wieder kommen — aber, erwiederte der Sklave, meine

Sache

Sache leidet keinen Aufschub, und warf ihm sein Memorial beynahe ins Gesicht. Der Sultan hob es ganz gelassen auf, las es, fand das Verlangen gerecht, und gewährte es. Hierauf kehrte er sich zu seinen Officiers, die über so viele Güte erstaunten, und sagte: Dieser Mensch hat mich nicht beleidigt. Ich hab ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen, ich habe meine Pflicht gethan.

Ein andermal, als sich zwei Soldaten von der Garde einige Schritte von ihm zankten, warf der eine dem andern seinen Pantoffel nach dem Kopfe. Da aber dieser dem Wurf auswich, so traf der Pantoffel den Sultan. Er aber that, als merkte er nichts, und drehte sich auf die andere Seite, als wenn er mit einem seiner Generals reden wollte, um nur nicht zur Bestrafung des Thäters genöthigt zu seyn.

Magi, Magier.

Eine alte gottesdienstliche Secte in Persien, und andern Theilen des Morgenlandes, welche die Anbetung der Bilder verabscheuete, und Gott nur unter dem Feuer verehrte: worinn sie den Sabäern schnurstracks zuwider war. Ihre Hauptlehre bestund in dem Satze, daß es zwey Grundwesen, ein gutes und ein böses

gäbe,

gäbe, da das erstere alles Gute, und das andere alles Böse verursache, worinn ihnen die Christliche Secte der Manichäer beypflichtete. Sie nenneten das gute Grundwesen Jazdan und Ormuzd, und das Böse Ahraman oder Aherman. Das erstere hießen die Griechen Oromasdes, und das letztere Arimanius. Sie verehrten das Feuer, weil sie solches als das richtigste Denkzeichen des Oromasdes, oder guten Gottes betrachteten; wie die Finsterniß den bösen Gott abbildete. In ihren Tempeln brannte auf den Altären ein beständiges Feuer, wie auch in ihren eignen Häusern.

Ihre Religion wurde bey dem Tode der Angesehensten von ihrer Sekte, die sich nach dem Ableben des Cambyses die Oberherrschaft angemaßet hatten, verhaßt; und die Ermordung ihrer Häupter stürzete sie in einen solchen Verfall, daß der Sabäismus überall die Oberhand erhielt, und Darius nebst seinen meisten Anhängern ihm beytrat. Aber, weil die Zuneigung, die das Volk gegen die Religion seiner Vorältern hatte, nicht leicht ausgerottet werden konnte, so unterstund sich der berühmte Betrüger Zoroaster, solche in den folgenden Zeiten wieder herzustellen und zu verbessern.

Die vornehmste Verbesserung, die dieser vermeinte Prophet darinn unternommen, betraf

das

das erste Grundwesen. Denn er führete einen Gott ein, der höher als Oromasdes und Arimanius war. Prideaux meynet, Zoroaster habe die Gelegenheit zu dieser Abänderung aus dem Propheten Esaias genommen, wo Gott zu dem König Cyrus saget: Ich bin der Herr und keiner mehr. Ich mache das Licht, und schaffe die Finsterniß; ich gebe Friede und schaffe das Uebel. Cap. 45, 7. Kurz, Zoroaster behauptete, es sey nur ein höchstes unabhängiges Wesen, und unter ihm zwey Principia oder Engel; der Engel des Lichts, oder des Guten, und ein Engel des Uebels oder der Finsterniß; zwischen beyden sey ein beständiger Streit, der sich mit der Welt endigen werde; alsdenn werde der Engel der Finsterniß nebst seinen Schülern in eine eigene Welt gehen, wo sie in ewiger Finsterniß sollten gestraft werden; und der Engel des Lichts werde nebst seinen Schülern ebenfalls in eine eigene Welt kommen, wo sie in einem unaufhörlichen Lichte belohnet werden sollten.

Zoroaster hat zuerst Feuertempel gebauet, indem die Magi vor seiner Zeit ihre Andacht auf den Spitzen der Hügel und unter freyem Himmel verrichteten, wo sie aber dem Regen und Ungewitter, die oft ihre heiligen Feuer auslöschten, ausgesetzt waren. Damit er diesen heiligen Feuern eine grössere Verehrung zuwege brin-

bringen möchte, so gab er vor, er habe das Feuer, so er auf dem Altar des ersten Feuertempels, der zu Eis in Medien stund, gelegt, vom Himmel empfangen; ued aus diesem Tempel soll alles übrige Feuer gepflanzet worden seyn.

Die Priester der Magier bewachten ihr Feuer Tag und Nacht, und ließen es nicht auslöschen. Sie unterhielten es nur mit geschältem Holze, und pflegten es weder durch ihren Odem noch durch Blasebälge anzufachen, indem beydes bey Lebensstrafe verboten war.

Die Magische von dem Zoroaster verbesserte Religion scheint in vielen Stücken nach der jüdischen eingerichtet zu seyn. Die Juden hatten ihr heiliges Feuer, welches vom Himmel auf den Brandopferaltar gefallen; das sie niemals auslöschen ließen, und womit sie ihre sämmtlichen Opfer verbrannten.

Zoroaster rühmete sich, er habe auch sein heiliges Feuer vom Himmel gebracht: und wie bey den Juden die Schechina, oder die göttliche Gegenwart auf dem Gnadenstuhle in dem Allerheiligsten ruhete; so lehrete Zoroaster seine Magier das heilige Feuer in ihren Tempeln als eine Schechina, in der Gott auf eine besondere Weise wohne, ansehen. Aus diesen und andern Proben der Aehnlichkeit, die man zwischen der jüdischen und magischen Religion

ligion findet, hat der erwähnte Gelehrte gefolgert, daß Zoroaster in der jüdischen Religion müsse erzogen worden seyn.

Die Magischen Priester waren die geschicktesten Meßkünstler und Weltweisen zu ihren Zeiten, daß ein Gelehrter und Magus gleich bedeutende Benennungen waren. Dieses gieng so weit, daß der Pöbel, der ihre Erkenntniß für mehr als natürlich hielt, meynte, sie genössen des Einflusses einer übernatürlichen Macht. Und daher eigneten sich diejenigen, welche schlimme und teuflische Künste trieben, den Namen der Magier zu, und veranlasseten die üble Bedeutung, welche das Wort Zauberer jetzt bey uns hat. Die sämmtlichen Magischen Priester waren, wie bey den Juden, aus einem Stamme entsprungen, und Niemand, als der Sohn eines Priesters konnte zu dem Priesterthume gelangen. Catull giebt sie für Früchte der Blutschänderischen Vermischung der Mütter mit ihren Söhnen aus.

Nam Magus ex matre et gnato gignatur oportet
Si vera est Persarum impia Religio.

Die königliche Familie stammete, so lange diese Secte dauerte, allemal aus dem Priesterlichen Stamme ab. Die Priester waren in drey Ordnungen abgetheilet, in die unterste

Geist-

Geistlichkeit, die Bischöfe und den Archimagus, oder Erzpriester.

Zoroaster war so geschickt, daß er den Darius zu seiner neuverbesserten Religion, ungeachtet des heftigsten Widerstandes der Sabäer, verleitete; und seitdem blieb sie die eigentliche Religion des ganzen Landes, und dauerte durch viele Jahrhunderte, bis sie die Mahometanische verdrängte. Zu Lucians Zeiten bekannten sich die Perser, Parther, Bactrianer, Chowaresmier, Saka, Meder, und einige andere barbarische Völker zu der magischen Religion. Es giebt noch Ueberbleibsel der Magier in Persien und Indien. Die Einwohner nennen sie Gauren.

Zoroaster schrieb ein Buch, welches die Gründe dieser Religion enthält, und Zendavesta, zusammen gezogen Zend heißt.

Die Lehre derselben wird von einem witzigen neuern Poeten gut vorgestellt, welcher sie einführt, wie sie in dem Kriegsheere des Xerxes einen Gesang von der Religion Zoroasters absingen:

— — Auf den Befehl des Königs stellten sich die Magier vor das geöffnete Zelt. Neben ihnen loderte das Feuer. Sie kehreten sich gegen die heilige Flamme, und schickten ihr wohlklingendes Loblied gen Himmel. Dieses

war

war von dem Zoroaster entlehnt, welcher auf den Persischen Hügeln in seiner mit Blumen umgebenen und durch rieselnde Quellen mit Anmuth versorgten Höle, kund gethan hat: Wie Oromasdes die schimmernde Quelle des ursprünglichen und unsterblichen Guten, den Erdball mit aller seiner mannichfaltigen Schönheit gebauet, wie er den Himmel mit Sternen geschmückt; wie die Sonne, der glänzende Mithra, die reinste Quelle des Lichts, und der natürlichen Wärme, die die fruchtbare Natur lachen macht, auf seinen schaffenden Ausspruch aus Osten hervorgekommen; dahingegen sogleich jenseit den goldenen Gränzen des Tages die Nacht die Schrecken ihres entfernten Reichs gezeigt, woraus der schwarze und abscheuliche Arimantus, der schändliche Urheber des Uebels entsprungen; welcher aus seiner schrecklichen Wohnung die Erde und den Himmel mit Schatten umwickelt, oder zum Verderben die Sonnenstralen verändert, da denn versengte Felder das nährende Graß zurückhielten, und die Ströme ausdampften, welches Pest und Hunger erzeugete, wie ferner die Macht des Orosmasdes Gütigkeit, Billigkeit, Wahrheit, Mäßigkeit, und himmlische Weisheit dem menschlichen Gemüthe eingeflöset; dahingegen Arimanius, die ganze Seele mit Falschheit, Ungerechtigkeit, unersättlichen Begierden, Bosheit und Narrheit besudelt.

Wenn die Hand des Oromasdes mit dem zugestandenen Leben Reichthum und Vergnügen verbindet, so verderbet der höllische Gott alsbald mit wilden Ausschweifungen oder Geiz. Du, o Oromasdes, giebst den Sieg; durch dich wird der König mit Ruhm gekrönet — endlich wird Arimanius vor deiner Macht erliegen, und das Böse wird aufhören. "——

Mahomed, Mahomedaner.

Mahomed ward zu Mecca in Arabien gebohren. Die Schriftsteller sind wegen seines Geburtsjahres nicht einig: aber die wahrscheinlichste Meynung setzet solches in das 571ste oder 572ste Jahr. Er stammte aus der Familie der Coreischiten, einem der ältesten und berühmtesten Stämme des Landes ab; aber seine Aeltern Abdalla und Emina waren arm. Abdalla starb zween Monate vor seiner Geburt, und er ward von dem Abutaleb, seinem Vetter erzogen, und zu einer Frau, die nach Syrien handelte, vermiethet. Diese Frau, so Cadigha hieß, verliebte sich in ihn, und ehlichte ihn. Er war damals 25 Jahr alt. Er erzeugte mit ihr drey Söhne, die im zarten Alter starben, und drey Töchter, die wohl verheirathet worden.

Durch

Durch seine vorgeblichen Offenbarungen zog er sich so viele Anhänger zu, daß die Obrigkeit zu Mecca sogar einen Aufstand fürchtete. Um alle Unordnungen zu vermeiden, entschlossen sie sich, den Mahomed aus dem Wege zu räumen. Er bekam aber Nachricht davon, und verließ Mecca. Diese Flucht ist die berühmte Epoche, von welcher die Mahomedaner ihre Zeitrechnung anfangen.

Mahomed gieng nebst sehr wenigen Personen nach Medina, allein es fanden sich bald sehr viele von seinen Schülern bey ihm ein, denen er seinen Entschluß, seine Religion durch die Waffen fortzupflanzen, eröffnete. Er übergab seine große Fahne seinem Oheim Hanza, und schickte ihn wider eine Parthey mit dreyssig Mann aus. Dieser erste Versuch war vergeblich. Der andere gelung besser: denn er fiel mit dreyhundert und neunzehn Mann, eine aus Tausend Coreischiten bestehende Caravane an, und schlug sie. Die Beute war ansehnlich, aber er verlohr in dem Scharmützel vierzehn Mann, die mit Ehren eine Stelle in dem mahomedanischen Martirologio erhalten haben. Nach vielen wichtigeren Schlachten machte er sich in dem achten Jahre der Hegira Meister von Mecca. Nach drey Jahren starb er zu Medina drey und sechzig Jahr alt.

Es ist merkwürdig, daß obgleich sich dieser Betrüger so oft in dem Koran erklärt hat, daß er keine Wunder gethan habe, dennoch seine Anhänger ihm eine Menge derselben zugeschrieben. Z. E. sie behaupten, er habe Wasser aus seinen Fingern fließen lassen; er habe den Mond in zween Theile gespalten; die Steine, Bäume, und Thiere hätten ihn für den wahren von Gott gesandten Propheten erkannt und also genennet, er sey in einer Nacht von Mecca nach Jerusalem gereiset, und hier sey er gen Himmel gestiegen, wo er Gott gesehen und mit ihm in Gesellschaft gewesen, und sey vor Anbruch des Morgens wieder nach Mecca zurück gekommen; eine jüdische Weibsperson habe ihm ein vergiftetes Lamm vorgesetzt, das ihn aber, so stark es auch gebraten gewesen, vor seinem Genuß gewarnet; vieler anderer eben so unglaublicher Wunderwerke nicht zu gedenken.

Seine Geburt sollen die wunderbarsten Umstände begleitet haben. Seine Mutter empfand, als sie mit ihm schwanger gieng, nicht die geringste Uebelkeit; und gebar ihn ohne allen Schmerzen. Er war kaum gebohren, so fiel er mit seinem Angesichte auf die Erde, gleichsam als wenn er Gott anbethen wollte; und wie er sich wieder aufrichtete, so schrie er, es ist nur ein Gott, und ich bin sein Prophet.

Er

Er ward beschnitten gebohren; und damals wurden die Teufel aus dem Himmel gestoßen. Seine Amme Halima, die vorher keine Milch in ihren Brüsten hatte, bekam unmittelbar dergleichen, als sie sich dem neugebohrnen Propheten zeigte.

Man hörte von den vier Ecken der Caaba vier Stimmen, die seine Geburt ankündigten. Das ewige Feuer der Perser löschte aus. Ein verdorrter Palmbaum trieb Blätter und trug Früchte; die schönsten Hebammen waren ohne gerufen zu seyn, bey seiner Geburt gegenwärtig; und Vögel mit hyacinthenen Schnäbeln, deren Schimmer sich aus dem Morgen bis in den Abend erstreckte, flatterten um ihn herum. Seine Schutzengel trugen ihn auf einen Berg, wo sie seinen Leib öfneten und die herausgenommene Gedärme so lange wuschen, bis sie so weiß als der Schnee geworden; hierauf schnitten sie seine Brusthöle auf, und befreyeten sein Herz von dem schwarzen Korne oder Tropfen, welcher der Saame des Lasters in andern Menschen ist. Nachdem sie dieses verrichtet hatten, ohne ihm den geringsten Schmerz zu verursachen, brachten sie ihn wieder nach Hause.

Mahomed rühmte sich eines vierfachen Vorzugs vor andern Menschen: nemlich, daß er alle an Muth, Freygebigkeit, Stärke in der

Faust und Zeugungskräften übertreffe. Und die letzteren waren einem Manne, der ein und zwanzig, oder wie andere sagen, siebzehn Weiber hatte, höchst nothwendig. Seine Unenthaltsamkeit war sonder Zweifel die Ursache, warum er die Vielweiberey mit einiger Einschränkung, und eine unbestimmte Anzahl Beyschläferinnen erlaubet hat.

Er bediente sich vieler listigen Streiche, um das Volk zu überreden, daß er wirklich ein göttlicher Prophet sey. Unter andern beredete er einen von seinen getreuesten Bedienten, daß er auf den Boden eines an einer großen Straße gelegenen Brunnens stieg, und als Mahomed unter zahlreicher Begleitung vorbey gieng, ausrufte: Mahomed ist der Liebling Gottes, Mahomed ist der Liebling Gottes. Kaum waren diese Worte erschollen, so dankte der Mahomed der göttlichen Güte öffentlich für ein so merkwürdiges Zeugniß, und beredete das Volk unmittelbar den Brunnen mit Steinen anzufüllen und zum Andenken dieses Wunderwerks eine Kapelle darüber zu bauen. Durch diese Erfindung mußte der arme Sclave von einem Steinregen ersticken, und verlohr das Vermögen den Betrug kund zu machen. Man giebt auch vor, er habe eine Taube abgerichtet gehabt, die ihm Körner aus den Ohren gehackt, und seine Anhänger beredet, der Engel Gabriel

bringe

bringe ihm die göttlichen Befehle in dieser Gestalt. Grotius, der solches erzählet, gesteht, daß er aus den arabischen Schriftstellern nicht bestärket werden könne, und daß er es aus Scaligers Anmerkungen zu dem Manilius entlehnt.

Mahomed war sehr unwissend, und er schämete sich dessen so wenig, daß er vielmehr in dem Koran sich oft Ommi, d. i. den Unwissenden, oder einen solchen, der weder schreiben noch lesen kann, nennt. Die Ausleger bedienen sich dieses Umstandes zu seinem großen Vortheile, und machen es zu einem nicht geringen Wunderwerke, daß er ungeachtet seiner Unwissenheit so beredt und zierlich geschrieben hat.

Die Mahomedaner haben eine große Hochachtung gegen ihren falschen Propheten und beweisen dieses vielfältig. Der Großherr schickt jährlich nach Arabien fünfhundert Sequinen, einen mit Golde überzogenen Koran, und so viel schwarzen Stoff, als zu einem Zelte in der Moschee zu Mecca zulänglich ist. Wenn dieses neue Zelt aufgerichtet worden, so reißen die Pilgrimme das alte in Stücken, und jeder nimmt einen Lappen als eine kostbare Reliquie zu sich. Das Kameel, so den Koran trägt, wird mit Blumen und anderem Putze geziert, und ist seine übrige Lebenszeit hindurch von aller Arbeit frey. Zu Groß-Cairo in Egypten

wird Mahomeds Hemde verwahrt, und zu gewissen Zeiten mit vielen Cerimonien in einer Procession herum getragen. Einige Pilgrime, die den Ort seiner Geburt, und sein Grab besuchen, reißen sich ihre eigenen Augen aus, als wenn nunmehr, nachdem sie so einen göttlichen Vorwurf gesehen, nichts mehr in der Welt ihres Anblicks würdig wäre.

Ihre Lehrer behaupten, Mahomed sey vor aller Zeit erschaffen worden; die Welt sey für ihn allein gemacht worden, und er sey der einzige Mittler zwischen Gott und Menschen. Sie deuten auf ihn die Verheißung des Trösters im Evangelio, und lesen anstatt paraclytos, der Tröster, periclytos, der Berühmte. Mahomed giebt sich selbst in dem Koran Mühe, diese Meynung zu befestigen, indem er Christo die Worte zueignet: O ihr Kinder Israel, ich bin derjenige, den Gott gesendet hat, das, was vor mir in dem Gesetze Moses offenbaret worden zu erfüllen, und die Ankunft eines andern Gesandten von Gott vorher zu verkündigen.

Ich übergehe die Erzählung von Mahomeds Sarge, welcher in der Luft hängen, und in dieser Stellung von zween gleich stark anziehenden Magneten erhalten werden soll; weil die Mahomedaner selbst solche als eine Erfindung der christlichen Schriftsteller verlachen.

Die

Die Verdorbenheit des Christenthums nach dem dritten Jahrhundert, war der Fortpflanzung der mahomedanischen Lehre sehr vortheilhaft. Hierzu kam die Schwäche der römischen und persischen Monarchie. Deren jede, wenn sie ihre völligen Kräfte gehabt hätte, den Mahometismus in der Geburt unterdrückt haben würde. Und wie diese Reiche schwach und dem Verfall nahe waren, so war hingegen Arabien zur Zeit der Unternehmens Mahomeds mächtig und blühend. Der Unterschied und die Unabhängigkeit der Stämme war bey der ersten Fortpflanzung seiner Religion so nothwendig, daß er fast unmöglich sein Vorhaben würde haben ausführen können, wenn die Araber in einer Gesellschaft vereinigt gewesen wären.

Man hat die Frage aufgeworfen: ob Mahomeds Entwurf zur Einführung einer neuen Religion die Wirkung des Enthusiasmus oder des Ehrgeizes gewesen? Das leztere behaupten insgemein die christlichen Schriftsteller. Unterdessen, gesetzt es sey also, so war doch seine erste Absicht, die heydnischen Araber zur Erkenntniß des wahren Gottes zu bringen, edel und höchlich zu rühmen. Und man kann sich leicht vorstellen, daß er die Befreyung seiner Landsleute von ihrer Unwissenheit und Aberglauben für ein verdienstliches Werk gehalten habe; aber daß er nach und nach durch die er-

hitzte Einbildungskraft auf die Gedanken gebracht worden, als ob er von der Vorsicht zu dem Werkzeuge einer so großen Verbesserung bestimmt sey. Diese Anmerkung bezieht sich blos auf seinen ersten Entwurf; dessen Erfolg mag ihm sonder Zweifel ganz andere Endzwecke eingeflößet, und alle die hernach gebrauchten Betrügereyen erzeugt haben.

Er war so glücklich in seinen Unternehmungen, daß er bey seinem Leben seine neue Religion in Arabien völlig eingeführt sah; und da alsdenn die Araber durch einen Glauben verbunden wurden, und einem Prinzen gehorchten, so sahen sie sich im Stande, diejenigen Eroberungen zu machen, die die mahomedanische Lehre über einen so großen Theil der Welt ausgebreitet haben.

Der Grundsatz, auf welchen Mahomed das Gebäude seiner Religion stützte, war, daß seit dem Anfange der Welt nur ein wahrer orthodoxer Glaube gewesen, der in der Erkenntniß des einigen allein wahren Gottes, und in dem Gehorsam gegen seine Bothen und Propheten, die er von Zeit zu Zeit senden wollen, um seinen Willen den Menschen kund zu thun, bestehe. Hierauf gründete er sein Vorgeben, daß er ein Prophet sey, der die in die Religion eingeschlichenen Mißbräuche verbessern, und ihr ihre ursprüngliche Einfalt wie-

der

der erstatten solle. Er begriff folglich das ganze Wesen seiner Lehre in diesen zween Lehrsäzzen oder Glaubens-Artikeln: Es ist nur ein Gott, und Mahomed ist sein Apostel oder Prophet; und vermöge des lezztern Artikels mußten alle Anordnungen und Vorschriften, die er für nüzzlich hielt, als verbindende, und auf ein göttliches Ansehen gegründete Regeln angenommen werden.

Die Mahomedaner theilen ihre Religion in zween Hauptttheile, nämlich Iman, d. i. den Glauben, oder die Theorie, und in Din, d. i. die Religion oder Uebung. Der Glaube, oder die Theorie ist in dem gedachten Formular, es ist nur ein Gott u. s. f. enthalten.

Er hat sechs Vorwürfe, nämlich 1. Gott, 2. seine Engel, 3. seine Schrift, 4. seine Propheten, 5. die Auferstehung und das Gericht, und 6. Gottes unbedingte Rathschlüsse. Zur Ausübung werden vier Stücke, nämlich 1. das Gebeth nebst dem Waschen u. s. w. 2. die Allmosen. 3. das Fasten, und 4. die Wallfahrt nach Mecca gerechnet.

Ich will sie nach ihrer Ordnung berühren. Aus dem Koran, und den Schriften der mahomedanischen Gottesgelehrten ist klar, daß die Mahomedaner von Gott und seinen Eigenschaften sehr richtige Begriffe haben; ungeachtet einige voraussezzen, daß der Gott des Mahomeds

meds von dem wahren Gott unterschieden, und blos eine erdichtete Gottheit, und von ihm selbst gemachtes Götzenbild sey.

Sie glauben, daß die Engel reine, subtile, und aus Feuer geschaffene Leiber haben; daß sie weder essen und trinken, noch ihr Geschlecht fortpflanzen: daß sie unterschiedene Gestalten und Aemter haben; daß einige die Handlungen der Menschen aufschreiben, andere den Thron Gottes forttragen und andern Verrichtungen sich unterziehen müssen. Sie zählen vier über die übrigen erhabene Engel. Diese sind Gabriel, welcher die göttlichen Rathschlüsse niederschreibt, Michael der Freund und Beschützer der Juden; Azrael der Engel des Todes; und Israfil, der die Trompete bey der Auferstehung blasen wird. Sie eignen auch einer jeden Person einen Schutzengel zu.

Sie haben diese ganze Lehre von den Juden entlehnt, die sie ihrem eigenen Geständnisse nach von den Persern bekommen. Die Mahomedaner glauben auch das Daseyn eines Teufels, welchen sie Eblis nennen, und eine mittlere Ordnung von Geschöpfen, die bey ihnen Jin oder Genii heißen.

Was die Schrift betrift, so unterrichtet sie der Koran, daß Gott in verschiedenen Zeiten der Welt unterschiedenen Propheten seinen Willen schriftlich offenbaret habe. Die Zahl

die-

dieser heiligen Bücher beläuft sich nach ihnen auf hundert und viere: davon zehne Adam, Funfzig Seth, Dreyßig Enoch, Zehne Abraham erhalten; die übrigen viere aber; nämlich: der Pentateuchus, die Psalmen, das Evangelium, und der Koran, nach und nach dem Moses, David, Jesu, und Mahomed gegeben worden, und weil dieser letzte das Siegel der Propheten ist, so sind diese Offenbarungen nunmehr geschlossen, und darf keine mehr erwartet werden. Alle diese heiligen Bücher sind außer den vier letzteren völlig verlohren gegangen, und ihr Inhalt ist unbekannt. Sie sagen ferner, unter diesen letzteren sind der Pentateuchus, die Psalmen, und das Evangelium so sehr geändert und verfälscht worden, daß man denen in den Händen der Juden und Christen befindlichen gewöhnlichen Abschriften sehr wenig trauen darf. Will jemand aus der Verfälschung, die sie von den fünf Bücher Mosis und dem Evangelio vorgeben, die Möglichkeit eines gleichen Schicksals für den Koran folgern, so antworten sie, Gott habe versprochen, den letzteren in seinen Schutz zu nehmen, und ihn vor allen Zusätzen und Verminderungen zu bewahren; aber die andern habe er der Sorgfalt der Menschen überlassen.

Sie zählen nicht weniger als zweyhundert vier und zwanzig tausend Propheten, die nach

und

und nach in die Welt gesendet worden, und darunter dreyhundert und dreyzehn Apostel, die besondere Befehl empfangen, die Menschen von dem Unglauben und Aberglauben zurück zu rufen; und sechse von ihnen, welche neue Gesetze vorgetragen, die die vorhergehende nach und nach abgeschaft: als Adam, Noa, Abraham, Moses, Jesum und Mahomed. Der folgende Glaubensartikel, worauf der Koran dringt, betrifft die allgemeine Auferstehung und das Gericht. Allein die Mahomedaner glauben vor diesem einen mittlern Zustand der Seele und des Leibes nach dem Tode. Wenn der Leib in das Grab gelegt worden, so kommen die beyden Engel Monkir und Nekir, und legen ihm Fragen von der Einigkeit Gottes und der Sendung Mahomeds vor. Giebt der Körper richtige Antworten, so wird ihm eine völlige Ruhe verstattet, und er wird durch die Luft des Paradieses erquickt: erfolget aber das Gegentheil, so schlagen sie mit eisernen Streitkolben auf seine Schläfe; und nachmals beschweren sie den Leichnam, welchen neun und neunzig siebenköpfige Drachen zernagen und zerstechen, mit Erde. Die Ausleger sagen, diese Lehre liege deutlich in dem Koran, ob sie wohl nicht ausdrücklich eingeschärft werde; und es ist ausgemacht, daß sie von den Juden erborgt worden, welche eine Untersuchung im Grabe, so sie Hibbet Hakkeber das Schlagen im Grabe nennen, behaupten.

Von

Von den Seelen der Gläubigen, nachdem sie der Engel des Todes von dem Körper getrennt hat, behaupten einige, daß sie um das Grab, worinn ihr Körper liegt, herum flattern: andere setzen sie in die Gesellschaft Adams in den niedrigsten Himmel. Andere träumen, die Seelen der Frommen blieben in dem Brunnen Zemzem, und der Ungläubigen in einem gewissen Brunnen in der Provinz Hadramaut. Eine andere Meynung weiset allen Seelen ihren Platz in der Trompete an, deren Schall die Todten auferwecken soll: und andere glauben, daß die Seelen der Frommen in der Gestalt weißer Vögel sich unter dem Throne Gottes aufhielten; die eifrigsten Rechtgläubigen behaupten, daß die Seelen der Gottlosen in einem Kerker unter einem grünen Felsen eingeschlossen würden, oder nach einer Ueberlieferung Mahomeds, daß sie unter dem Zahnfleische des Teufels steckten, wo sie bis auf ihre Wiedervereinigung mit dem Leibe und die allgemeine Auferstehung, Quaal empfinden müßten.

Mahomed hat gelehret, daß der menschliche Körper völlig von der Erde verzehret werde, das Bein al Aiz, oder das Rückgradbein ausgenommen, welches die Grundlage zur Erbauung eines neuen Körpers abgeben, oder der Saame seyn werde, woraus er ganz neu hervor kommen

men soll. Dieses wird die Wirkung eines vierzigtägigen Regens seyn, der den Erdboden mit einem zwölf Ellen hoch stehenden Wasser bedecken und verursachen wird, daß die Körper wie die Pflanzen hervorschießen werden. Auch diese Meynung hat Mahomed den Juden, die eben dieses von dem Beine Luz vorgeben, zu danken. Die Zeit der Auferstehung ist ein vollkommenes Geheimniß, das nur Gott weis; der Engel Gabriel bekannte seine Unwissenheit hierinn, als ihn Mahomed deßwegen fragte. Indessen wird doch die Annäherung dieses Tages aus gewissen solchen vorhergehenden Zeichen geschlossen werden können, man theilet solche in die kleinen und großen. Die kleinen Zeichen sind: die Verminderung des Glaubens unter den Menschen, die Erhebung der geringsten Leute zu großen Würden; Aufstand und Aufruhr, die Weigerung der Provinzen Irak und Syrien ihren Tribut zu zahlen; die Ausdehnung der Gebäude zu Medina bis nach Ahal u. s. w. Die großen Zeichen werden seyn: der Aufgang der Sonne im Abend; der Anblick eines unnatürlichen Thieres zu Mecca; die Ankunft des Antichrists; die Herabkunft Jesu auf die Erde; der Krieg mit den Juden; ein Rauch, der die ganze Erde einnehmen wird; eine Mondfinsterniß; der Rückfall der Araber in ihre alte Abgötterey; die Zerstörung des Tempels zu Mecca durch die Aethiopier; die Reden der

Thie-

Thiere und unbeseelten Dinge u. s. f. Diese Zeichen werden vor der Auferstehung vorhergehen: aber das unmittelbare Merkmaal ihrer Annäherung wird das erste Blasen der Trompete, die dreymal ertönen soll, seyn. Das erste heißt das Blasen der Bestürzung; welche alle Geschöpfe im Himmel und auf Erden mit Schrecken erfüllen, die Erde erschüttern, und alle Gebäude und Berge umstürzen wird: worauf die Himmel zerschmelzen, die Sonne verfinstert werden, die Sterne herabfallen und die See austrocknen soll u. s. w. Bey dem zweyten Blasen oder dem Blasen der Prüfung, werden alle Creaturen sterben, und Niemand als Gott allein und die Einwohner des Paradieses und der Hölle bleiben. Vierzig Jahre hernach wird Israfil das Blasen der Auferstehung verrichten, welcher, nachdem er alle Seelen aus allen Gegenden zusammen gerufen, sie in eine Trompete werfen wird, aus der sie wie die Bienen heraus fliegen und sich in ihre Leiber begeben werden.

Bey der Auferstehung werden die Menschen in drey Classen eingetheilet werden: die aus der ersten werden zu Fuße gehen, die aus der zweyten reiten, und die aus der dritten mit niedergebogenen Angesichtern herum kriechen; die erste Classe besteht aus Gläubigen, die wenig gute Werke gethan; die andre aus solchen,

die Gott angenehmer sind, und die dritte aus den Ungläubigen.

Wenn sie alle versammelt seyn werden, so werden sie nach ihrem Rang und ihrer Ordnung auf das Gericht, nach einigen vierzig, nach andern siebenzig oder dreyhundert, oder gar funfzig tausend Jahre warten. Während dieser Zeit werden sowohl die Frommen als die Gottlosen viele Unbequemlichkeit von dem gegenseitigen Drängen und Stoßen, und von der ungewöhnlichen Annäherung der Sonne ausstehn müssen, indem die letzteren nicht weiter als eine Meile von ihnen entfernt seyn wird; daß solchergestalt ihre Hirnschaale wie ein Topf sieden wird, und sie sich ganz im Schweiß baden werden. Endlich wird Gott von den Engeln umgeben in den Wolken kommen, und die Bücher vorlegen, worinnen die menschlichen Handlungen aufgezeichnet sind. Die ganze Feyerlichkeit wird sich bald endigen, denn nach dem Vorgeben der Mahomedaner, wird Gott alle Creaturen in einem halben Tag, oder wie andere noch ausschweifender behaupten, in der Zeit, die zur Melkung eines Schafs erfodert wird, richten. Vor diesem Gericht wird jede Handlung, jeder Gedanke, jedes Wort u. s. w. in einer Waage gewogen werden, die der Engel Gabriel hält, und die so ungeheuer groß ist, daß ihre zwo Schaalen Himmel und Erde fassen können.

Nach

Nach geendigter Untersuchung, und Beurlaubung der Versammlung werden diejenigen, die in das Paradies gelangen sollen, ihren Weg rechter Hand nehmen; diejenigen aber, denen das höllische Feuer bestimmt worden, werden die linke Hand wählen: aber beyde müssen erst über die Brücke Alsirat wandern, die mitten über die Hölle weggehet, und dünner als ein Haar, und schärfer als ein Schwert seyn soll.

Die Mahomedanischen Begriffe, von den Belohnungen und Strafen in dem künftigen Leben.

Das sechste wichtige Stück des Mahomedanischen Glaubens, ist der unbedingte Rathschluß Gottes, und die Vorherbestimmung des Guten und Bösen. Mahomed bedient sich dieser Lehre bey Ausführung seiner Absichten mit großem Vortheile, weil sie eine von den stärksten Bewegungsgründen war, seine Anhänger zum unerschrocknen und sogar verzweifelten Gefecht für die Fortpflanzung des Glaubens zu reizen.

Unter den vier Gründen der gottesdienstlichen Uebung ist das Gebeth der erste, und es werden darunter die Reinigungen und das Waschen, als nothwendige Zubereitungen dazu, mit begriffen. Mahomed soll sich erklärt haben, daß sich die Uebungen der Religionen

auf Reinlichkeit gründen, welche die eine Hälfte der Religion und der Schlüssel des Gebeths sey; und man erzählt folgende Geschichte, um die Nothwendigkeit dieser gottesdienstlichen Pflicht zu erweisen. Ein sehr heiliger Derwisch hatte einst des Morgens das Unglück, daß er einen dem Propheten geheiligten crystallenen Becher fallen ließ, und ihn zerbrach. Nach einer Weile kam sein Sohn, da er denn die Hände ausstreckte, um ihn zu segnen; und da der Knabe ausgieng, so stolperte er über die Hausschwelle, und brach den Arm. Indem sich der alte Mann über diese Zufälle verwunderte, so kam eine Caravane von Mecca. Der Derwisch nahete sich ihr um sich einen Segen auszubitten; als er aber eins von den heiligen Cameelen schmeichelte, so versetzte ihm dieses einen gefährlichen Stoß. Seine Traurigkeit und sein Erstaunen wuchsen, bis er sich besann, daß er diesen Morgen unvorsichtiger Weise, ohne seine Hände gewaschen zu haben, ausgegangen war.

Die folgende in der mahomedanischen Religion vorgeschriebene Pflicht ist das Almosengeben, welches in den Augen Gottes so angenehm seyn soll, daß der Calif Omar Eben Abdalaziz zu sagen pflegte: Das Gebeth bringt uns halb zu Gott; das Fasten führt uns bis an die Thüre seines Palastes; und die Almosen öffnen uns den Zugang zu ihm.

Das

Das dritte Stück der Uebung ist das Fasten, und eine so wichtige Pflicht, daß die Mahomedaner sagen, daß sie die Pforte der Religion sey, und daß der Geruch aus dem Munde eines Fastenden Gott angenehmer sey, als der Bisamgeruch. Nach den Mahomedanischen Gottesgelehrten giebt es drey Grade des Fastens: erstens, die Zurückhaltung des Bauchs und der andern Theile des Körpers, von der Vergnügung ihrer Lüste; zweitens die Abziehung der Ohren, Augen, Zunge, Hände, Füße und übrigen Glieder von der Sünde; und drittens, die Losreißung von den weltlichen Sorgen, und die Anheftung der Gedanken an Gott.

Wenn die Mahomedaner fasten, so enthalten sie sich nicht nur des Essens und des Trinkens, sondern auch der Weiber und der Salbung. Ihre strenge Fasten fällt auf den Monat Ramadhan.

Die Wallfahrt nach Mecca, welche das vierte Stück der practischen Religion ist, wird für so nothwendig gehalten, daß derjenige, der ohne solche verrichtet zu haben, stirbt, eben so gut sterben würde, wenn er ein Jude oder Christ wäre.

Ueberdieß wird es nicht undienlich seyn, daß wir uns um die verneinenden Gebote des Koran's, worinnen vieles einem wahren Gläubigen untersagt wird, bekümmern. Erstlich wird

der Genuß des Weins, worunter alle Arten starker und einnehmender Getränke begriffen werden, in mehreren Stellen des Korans wegen der daraus entspringenden Zänkereyen oder Unanständigkeiten, verboten. Aus gleichem Grunde wird das Spielen untersagt; zwar die Mahomedanischen Kasuisten nehmen das Schachspiel aus, weil solches von der bloßen Geschicklichkeit, und gar nicht von dem Zufalle abhängt. Die Mahomedaner sind in Ansehung des Spielens gehorsamer, als in Ansehung des Weintrinkens. Weil die Morgenländischen Völker überhaupt einen Unterschied in den Speisen beobachten, so darf man sich nicht wundern, daß Mahomed auch hierinn einige Regeln vorgeschrieben. Der Koran verbietet Blut und Schweinefleisch, was selbst gestorben und erstickt ist, und erschlagen, oder von einem andern Thier getödtet worden, zu essen; welches Verboth augenscheinlich von dem Mosaischen Gesetz abgeschrieben ist; wie denn auch der Koran, nach dem Beyspiele des ersten, den Wucher verwirft. Ich verschweige unterschiedene abergläubische Gewohnheiten, die die alten Araber beobachten, und welche Mahomet abgeschafft.

Wie der glückliche Erfolg einer Unternehmung meistentheils Nachahmer erweckt, so flößte die Staffel der Macht und Hochachtung,

zu

zu der sich Mahomed als ein Prophet erhoben hatte, andern die Einbildung ein, daß sie durch eben dieses Mittel eben so groß werden würden. Seine vornehmsten Mitwerber um das prophetische Amt waren Moseilama und al Aswat. Moseilama rühmte sich einer Theilnehmung an dem Amte Mahomeds, und machte Offenbarungen nach Art des Korans bekannt. Während der wenigen Monate, die Mahomet nach der Ausbreitung dieses neuen Betrugs lebte, ward Moseilama sehr fürchterlich: allein der Nachfolger Mahomeds Abubecker schickte ihm ein Kriegesheer entgegen, welches den falschen Propheten und seine Anhänger in der Schlacht erschlug. Aswat kam in dem Sterbejahre Mahomeds zum Vorscheine; aber eine von der letztern abgeschickte Parthey überfiel ihn bey der Nacht in seinem Hause; und hieb ihm den Kopf ab. Die Mahomedaner nennen diese beyden Propheten die zween Lügner. Die Arabische Historie gedenkt einer großen Menge solcher Betrüger, die zu unterschiedenen Zeiten seit der Stiftung des Mahometismus sich hervorgethan haben. Die Mahomedanische Religion hat sich sehr weit ausgebreitet, wie ein Blick auf die ihr ergebenen Nationen und Prinzen zeiget. Diese sind in Europa, die Türken und der Chan der Krimischen Tartarn; in Asien, die Türken, Araber, Perser, der große

Mogul, die Könige von Visapur, Golconda und Malabar, der große Chan in der Tartarey, das Königreich Sumatra, Java, und die Maldivischen Inseln. Und in Afrika die Türken, die Einwohner von Tunis, Tripoli u. a. auf den Küsten der Barbarey, und die Könige von Fez und Marocco.

Maltha.

Der berühmte Freyherr von Riedesel macht hievon folgende Beschreibung:

„Beym Anblick der vielen Thürme und Bastionen, welche Maltha längs seinen Küsten bedecken, ist man erstaunt. Dieses Erstaunen steigt, wenn man das Kastel San-Elmo vorbey in den Hafen fährt, seinen Umfang, seine Sicherheit sieht; die Natur hat diesen Hafen durch große Felsen in fünf Abschnitte wunderbar eingetheilt; die Festungswerke, die ihn umgeben, von allen Seiten seinen Anlauf beschützen, sind so viele Denkmale kühnster Unternehmung, und der Geschicklichkeit auszuführen. Man braucht 60,000 Mann, sie zu vertheidigen.

Es ist ein eigner Hafen für die Flotte des Ordens; diese bestand im Jahr 1767 aus 4 Galeeren,

leeren, 2 Schiffen und einer Fregatte; aber sie ist sowohl bewaffnet, so geschickt in der Schiffkunst, daß die Türken sie mehr als andere italienische Flotten fürchten.

Die Hauptstadt der Insel, la Valetta, ist gut gebaut. Man schätzt ihre Volksmenge auf 20,000, die von ganz Maltha mit eingerechnet auf 10,000. — Die Verschiedenheit der Nationen, aus welchen der Maltheserorden besteht, ist Schuld, daß die Einwohner der Stadt ihren Urcharacter verloren haben, und ein Gemisch der Characktere verschiedener Nationen geworden ist.

Der Einfluß des Klima würkt aber noch auf die Einwohner des Landes; nirgends würde man ein sansteres, geduldigers, ruhigeres Volk finden können. Bedürfniß und häufiger Umgang mit Fremden gab den Städten von Maltha starken Hang für den Wucher, ungemäßigte Liebe für Geld.

Sie treiben Tauschhandel mit Waaren und Münzsorten, die sie auch wie Waaren ansehen, zu großem Vortheil; verführen selber ihre Güter auf kleinen Schiffen, stehen zu 10 oder 12 Personen zusammen. Bisweilen rüstet ein ganzes Dorf solch ein Schiff für den Handel aus; es trifft sich, daß diese Ausrüster weder lesen noch schreiben können, dennoch fassen sie alle Vortheile eines Handels, der so zusammen.

gesetzt, so manchen unendlichen Rechnungen unterworfen ist, machen hernach ihre Vertheilungen mit der größten Genauigkeit. Diejenigen, welche selber die Reise thun, ziehen einen größern Antheil, merken sich alle Antheile mit kleinen Schnecken oder mit Bohnen, oder mit Kieseln von unterschiedener Form.

An den Ordensrittern, welche bey ihrer Ankunft allerley Münzsorten mit in die Insel bringen, gewinnen sie ansehnlich durch Wechseley, kaufen für den Gewinn Waaren in Genua, und verkaufen sie wieder mit Wucher in Lissabon und in Kadix.

Die Ordensritter haben so sehr die Sitten verderbt, daß, außer einigen Häusern vom alten Adel keine ehrbare Frau, kein ehrbares Mädchen, in den Städten auf Maltha zu finden ist. Diese einzelnen unverdorbenen Häuser bleiben jedem Fremden verschlossen, sind unzugänglich, wie die Festungswerke der Insel; sind aber auch dafür von dem Orden verachtet, daß das Herz einem bluten möchte; die andern Einwohner jagen nach Gnadenbezeugungen, Aemtern, Gehalten aus den Händen der Amtleute, Kommendeurs; nichts ist ihnen dafür zu niederträchtig, sie handeln darum mit den Reizen ihrer Weiber und ihrer Töchter. Malthesische Bauren und Seeleute denken anders in diesem Punkte; aufs härteste werden sie sich

vom

vom Großmeister behandeln lassen, wie Galeerensclaven arbeiten, unbequem leben, und keinen Augenblick gegen ihre Regierung murren; von dem festen Fanatismus erwärmt, werden sie gerne ihr Blut und ihr Leben für die Sache des Ordens wagen, aber wenn einer von ihren Rittern die Frau, die Tochter solch eines Bauren, solch eines Seemannes entführete, auch nur mit Geld und guten Worten berhören wollte, so wäre er ohne Rettung verlohren, ohne Erbarmen ermordet.

Seht hier die Allmacht der Sitten, den Charakter einer Nation zu verändern, seht, wie gänzlich Interesse und Geiz alle die andern Leidenschaften ersticken kann; unmäßige Leidenschaft war ehemals der Grundcharacter aller Maltheser; jetzt treibt ein Städter auf Malta Geiz, und ein Mann bietet freywillig einem Mitgliede des Ordens seine Gattin, ein Vater ihm seine Tochter an.

Große entzückende Schönheiten darf man wohl nicht auf diesen glühenden Felsen, unter diesem brennenden afrikanischen Himmel, bey der Vermischung des Ritterbluts aller Europäischen Völker suchen. Diese Weiber sind klein, aber sehr wohl gemacht, haben sehr schöne Hände, niedliche Füße, schöne, schwarze lebhafte, durchdringende Augen, weißere Haut, als die von Sicilien, welches befremdend und

nur

nur von der größern Sorgfalt für ihre Haut kommen kann. Ihre Nasen sind meistens platt, ihre Lippen ein wenig dick, Merkmaale von dem benachbarten Afrika. Ihr Geist ist voller Feuer, muthwillig und richtig; sehr heftige Leidenschaften und Liebe mit Feinheit verdirbt die meisten. Sie treiben Handel mit ihren Reizen und die Erziehung, welche die Mütter den Töchtern geben, ist nur auf diesen Reizehandel gerichtet.

Der Einfluß des Afrikanischen Klima wirkt sichtbar auf die Maltheſischen Männer. Sie haben alle breite und platte Nasen, dicke aufgeworfene Lippen, fleischigtes Kinn, sehr krause Haare. Klein, stark und nervicht scheinen sie halbe Neger; sie gehen barfuß im Winter und Sommer, und vielleicht ist dieses die Ursach, daß sie noch leichter wie Holländer und Britten auf Mastbäume klettern können.

Der Pöbel trägt, wie der in Sicilien, niemals Hüte, sondern Mützen, und umwindet sie mit einem Tuche: ich sehe hier den Ursprung der weisen Scherpen, wie die Türken um ihre Turbane winden.

Das Klima von Maltha ist nicht so heiß wie man meynt. Der Nordwind wehet öfters eiskalt, indeß die Sonne die Haut berstend macht.

macht. Man kann selten Sommerkleider vor der Mitte des Maymonats tragen.

Die vornehmsten Produkte der Insel sind Baumwolle, Limonien und Kümmel. Die Einkünfte des Großmeisters betragen achtzehn tausend Luid'ors; er zieht sie aus eigenen liegenden Gründen, den Annaten aller Commendureyen und dem ungerechten Gewinn am Korn, welches ein Monopol ist, und wovon er den Preis willkührlich setzen kann. Das Volk zahlt keine Abgaben, lebt aber durch die willkührliche Theurung des Brods gedrückt.

Manes.

Die allgemeine Benennung der höllischen Gottheiten bey den Heyden. Die Alten begriffen unter den Manes nicht blos den Pluto, die Perserpina, den Minos und alle übrige Gottheiten der Hölle; sondern rechneten auch darunter die abgeschiedenen Seelen, und hielten sie für Götter der Hölle. Die Gelehrten leiten diesen Namen von dem alten lateinischen Worte Manis her, welches gut, gnädig bedeutet. Wir finden viele diesen unterirdischen Gottheiten gewidmete Inschriften, die sich gemeiniglich anfangen: *Diis Manibus*, und zuweilen nur mit den Anfangsbuchstaben D. M.

Man

Man pflegte den Manes der abgeschiedenen Freunde Altäre zu bauen, und Libationen zu bringen. So schildert Virgil die Andromache, die den Manes des Hektor gottesdienstliche Gebräuche widmet.

Solemnes tum forte dapes, et tristia dona
Ante urbem in luco, falsi Simoentis ad undam
Libabat cineri Andromache, Manesque vocabat.
Hectoreum ad tumulum; viridi quem cespite inanem,
Et geminas causam lachrymis sacraverat aras.

Aen. III. v. 301.

Der Leichendienst des Polydorus bey eben diesem Dichter ist nicht weniger ein merkwürdiges Beyspiel, der den Manes oder den Seelen der Verstorbenen erwiesenen gottesdienstlichen Hochachtung:

Ergo instauramus Polydoro funus, et ingens
Aggeritur tumulo tellus: stant manibus arae,
Caeruleis moestae vittis atraque cupresso;
Et circum Iliades crinem de more solutae.
Inferimus tepido spumantia cymbia lacte,

San-

Sanguinis et ſacri pateras; animamque ſepulchro
Condimus, et magna ſupremum voce ciemus.
Aen. III. v. 62.

Ein Theil der magiſchen Kunſt beſtund bey den Heyden darinn, daß ſie die Manes der Todten in wichtigen Angelegenheiten um Rath fragten.

Manichäismus.

Die Manichäer waren Ketzer in dem dritten Jahrhunderte, und Anhänger des Manes, der ſich zur Zeit des Kayſers Probus hervorthat. Die Hiſtorie dieſes Hauptketzers iſt ſehr ſeltſam und kürzlich dieſe *): Therebinrus ein Schüler des Schwarzkünſtlers Scythianus war aus Paläſtina nach Perſien geflüchtet, da er aber fand, daß ſich die daſigen Prieſter und Gelehrten ſeinen Meynungen und Unternehmungen widerſetzten, ſo ſah' er ſich gezwungen in dem Hauſe einer Wittwe ſeine Sicherheit zu ſuchen, wo er ermordet wurde. Dieſe Frau, wel-

*) Epiph. Haer. 6. Aug. Haer. 46. Euſeb. Baron rel.

welche das Geld und die Schriften des Therebynthus geerbet, kaufte einen Sclaven mit Namen Cubricus, den sie hernach an Kindesstatt annahm, und in allen persischen Wissenschaften unterrichtete. Nach dem Tode der Wittwe veränderte dieser seinen Namen, um das Andenken seines vorigen Zustandes auszulöschen, und nennte sich Manes, welches Wort im Persischen ein Schiff bedeutet. Nach einiger Zeit schmiedete er aus den Büchern des Therebinthus eine gottlose Betrügerey, und gab sich für den von dem Heilande verheissenen Tröster aus. Dadurch bekam er viele Anhänger, und ward das Haupt einer zahlreichen Sekte. Er unterwies seine Schüler, daß zwey Grundwesen wären, davon eines alles Gute, und das andere alles Böse schaffe. Diese Lehre hatte er von den persischen Magis entlehnt, welche zween Götter, einen guten und einen bösen, nemlich den Oromasdes und Arimanius annahmen.

Er erlaubte seinen Schülern alle Arten der Unreinigkeit, und verbot ihnen jemanden Almosen zu reichen, oder beyzustehen, der nicht ihrer Sekte zugethan wäre. Er sprengte aus, die Seelen seiner Anhänger giengen durch die Elemente in den Mond, und aus diesem in die Sonne, um gereinigt zu werden, und alsdenn zu Gott, mit dessen Wesen

sie

sie wieder vereiniget würden; aber die Seelen der übrigen Menschen führen entweder in die Hölle, oder würden in andere Körper gesendet. Er gab vor, Christus wohne in der Sonne, der heilige Geist in der Luft, die Weisheit in dem Monde, und der Vater in dem Abgrunde des Lichts. Er leugnete die Auferstehung, und verwarf den Ehestand. Er lehrte, Christus sey die Schlange gewesen, welche die Eva versuchet. Er verbot den Genuß der Eyer, Käse, Milch und Wein, als solcher Geschöpfe, deren Urheber das böse Grundwesen sey. Seine Taufe war von der kirchlichen unterschieden. Er lehrte, daß man der Obrigkeit nicht gehorchen müsse, und verdammte die gerechtesten Kriege.

Die Erzählung aller gottlosen Lehrsätze dieses Erzketzers, und seiner Anhänger würde einen Ekel verursachen. Der Papst Leo pflegte zu sagen, der Teufel, der in allen übrigen Kezzereyen das Ruder führe, habe in der manichäischen sich eine Festung und einen Thron gebauet, indem ihre Anhänger alle Irrthümer und Gottlosigkeiten, deren der menschliche Geist fähig, angenommen. Der Tod dieses Häresiarchen war so traurig, als sein Leben gottlos gewesen. Als der Prinz des persischen Königs krank war, so wollte ihn Manes heilen; worauf der Vater die Aerzte beurlaubte,

aber der Kranke starb. Manes wurde ins Gefängniß geworfen, woraus er entkam; aber er ward bald hernach von den königlichen Bedienten wieder ergriffen, worauf er lebendig geschunden, und sein Körper den wilden Thieren vorgeworfen ward.

Die Manichäer waren in Zuhörer und Auserwählte eingetheilt; von diesen letztern sonderten sie zwölfe aus, welche die Apostel vorstellen sollten, und Meister hießen. Ueberdies war noch einer, oder der Dreyzehnte, der eine Aehnlichkeit mit einem Patriarchen oder Papste hatte. In dem 4ten Jahrhundert machten die Kayser scharfe Gesetze wider diese Ketzer, und es wurde wider sie zu Rom eine Kirchenversammlung gehalten. Obgleich die Manichäer vorgaben, daß sie die Bücher des neuen Testaments annähmen, so nahmen sie doch nur so viel daraus an, als sich zu ihren Meynungen zu schicken schien, verwarfen aber den Rest als Einschiebsel späterer Schriftsteller. Sie gaben verschiedene apokryphische Bücher heraus, die sie den Aposteln zueigneten. Die morgenländischen Schriftsteller erzählen, weil Manes gern von seinen Anhängern für etwas mehr als einen Menschen habe gehalten seyn wollen, so habe er sich in eine Grotte verschlossen, die mit Lebensmitteln auf ein Jahr angefüllt gewesen, und habe seinen Schülern,

da

da er sich in solche begeben, weißgemacht, er reise in den Himmel und wolle nach Endigung des Jahres wieder kommen. Dieses Verspreschen habe er auch erfüllet, und sey zu der bestimmten Zeit mit einem Buche, das lauter seltsame Bilder und Figuren enthalten, wieder zum Vorschein gekommen. Dieses Buch nennen sie Ergenk und Estenk *).

Mansour, Al.

Dieser Kalif ward einst gegen einen Höfling aufgebracht, und gab den Augenblick Befehl, ihn umzubringen. Der Schuldige sagte zu dem Kalifen: Wird es für Gerechtigkeit gehalten, wenn ein beleidigter Prinz sich rächt: so ist es Heldenmuth, zu vergeben. Unter diesen beyden Tugenden hast du jetzt zu wählen; allein nur daran zu zweifeln, daß du die letztere vorziehen wirst, wäre ein grösseres Verbrechen als ich begangen habe. Der Kalif konnte einem Manne die Vergebung nicht abschlagen, der ihn durch die listige Verlegenheit, worein er ihn setzte, gleichsam dazu gezwungen hatte. Als eben dieser Prinz einen Araber aus dem wüsten Arabien begegnete, sprach er, danke Gott, der die Seuche, die

*) D'Herbelot p. 549.

dein Vaterland verheert, so gnädig abgewandt hat! Der Araber antwortete: Gott ist zu gnädig, als daß er uns mit zwey solchen fürchterlichen Plagen zugleich heimsuchen sollte, als die Pest und deine Regierung sind.

Derselbe Kalif hatte mit einem Privatmanne in Medina einen Rechtshandel, und faßte die Entschließung, mit seinem Gegenpart persönlich vor Gericht zu erscheinen, um seinem Volke ein Beyspiel zu geben, wie er sich dem Gesetz unterwürfe. Weil seine Sache die schwächste war: so hatte der Richter die Herzhaftigkeit, das Urtheil gegen ihn auszusprechen. Mansour hatte so wenig einen Mißfallen daran, daß er vielmehr befahl, dem Kadi tausend Zechinen auszuzahlen; eine erstaunende Summe für einen Prinzen, den man des Geizes beschuldigte.

Daß diese Beschuldigung nicht ungegründet war, zeigt die folgende Begebenheit:

Als Mansour das Kalifat übernahm, machte sein naher Anverwandter Zaid darüber ein Gedicht, und eignete es ihm zu. Nachdem der Dichter die Tugenden seines Helden aufgezählt hatte, beschloß er, seine Epistel mit einer rührenden Abschilderung seiner eigenen bedrückten Umstände. Mansour gab auf die dichterische Zueignungsschrift des Zaid diese trockene Antwort: Es wäre zu viel Glück

für

für einen Mann, wenn er zu den seltenen Gaben des Geistes, die er besitzt, noch Vermögen bekommen sollte.

Marine. (Englische.)

Die Vortreflichkeit der englischen Marine, (sagt Hr. v. Archenholz) und deren Einrichtung, können nur von denen gehörig geschätzt werden, die mit den Seeverfassungen anderer Staaten bekannt sind, und durch Vergleiche zu ihrem Maasstab gelangen. Der Charakter der brittischen Nation und ihre Reichthümer sind nirgends mehr sichtbar, als in ihren Kriegsschiffen. Die Gebäude selbst verbinden Schönheit, Pracht und Bequemlichkeit in einem hohen Grade. Sie sind mit allem Nöthigen in einem Ueberfluß versehen, den man auf keinen andern Schiffen antrifft. Hierzu kommen nun noch neuere Raffinements, die man bey andern Marinen nur unvollkommen, oder auch gar nicht nachgeahmt hat. Die Schiffe sind mit Kupfer beschlagen, und mit Ventilators versehn; sie haben Blitzableiter und Uhren, die Meereslänge zu bestimmen; Distilirungs-Maschinen, um im Nothfall das Seewasser trinkbar zu machen; Backöfen, um mitten auf dem Weltmeer Brod zu backen;

Schmieden, neue eiserne Werkzeuge zu verfertigen; tragbare Suppe in Tafeln, in großen Quantitäten u. s. w. Durch alle diese Dinge wird das Unangenehme des Seelebens und die Gefahren desselben verringert.

Die Subordination auf den Englischen Kriegsschiffen ist außerordentlich, und übertrift sogar die Preußische beym Militairdienst. Der älteste Lieutenant selbst, die zweyte Person des Schiffes, nähert sich dem Capitain beständig mit dem größten Respect und gehorcht blindlings seinen Befehlen. Die gute oder üble Laune dieses Oberhaupts ist der allgemeine Gegenstand der Erkundigung auf dem Schiffe, weil seine Gewalt so ausgedehnt ist, seinen Schiffsgenossen gute oder böse Stunden zu machen. Ein alter Seemann, der in Portsmouth mein täglicher Begleiter war, charakterisirte das Leben auf einem Kriegsschiffe durch zwey Worte. „Es ist, sagte er, ein Himmel oder eine Hölle, nachdem die Gemüthsart des Befehlshabers ist.“

Ungeachtet der insularischen Lage der Engländer, war ihre Marine doch im mittlern Zeitalter nicht sehr bedeutend. Alle Seestädte mußten, wenn ein Krieg entstand, eine gewisse Anzahl Schiffe liefern. Dieses waren bloße Kauffahrteyschiffe, die man mit Soldaten besetzte. Da Eduard III. seinen großen Plan

zur

zur Eroberung Frankreichs machte, so lieferte London dazu fünf und zwanzig Schiffe, und 262 Mann. Erst unter der Regierung der Königin Elisabeth fing die Englische Marine an, ein Ansehn zu gewinnen, und seitdem ist sie beständig gestiegen, bis sie zu der jetzigen erstaunungswürdigen Größe gelangt ist. Am Ende des Amerikanischen Krieges bestand sie aus 346 großen und kleinen Schiffen, worunter sich 140 von der Linie befanden. Die ausgerüsteten waren damals mit 100,000 Matrosen bemannet, von welchem jeder der Nation monatlich vier Pfund Sterl. kostete. Die Seearsenäle sind mit einem ungeheuren Vorrath aller nur möglichen See- und Kriegsbedürfnisse angefüllt. Dieser Vorrath ist besonders in Portsmouth und Plymouth unglaublich, ja selbst die kleinen Arsenäle in Chatam, Deptford, Scheerneß und Wollwich sind so reichlich versehen, daß jedes derselben alle Arsenäle in ganz Italien zusammen genommen aufwiegen könnte.

Die Art der Bemannung der englischen Marine in Kriegszeiten, ist von allen Gebräuchen auf dieser Insel die tadelnswürdigste; auch ist sie durch kein Gesetz authorisirt. Man wirbt nämlich die Matrosen mit Gewalt an; da diese sich nun oft vertheidigen, so entstehen blutige Auftritte. Die Werber, die zu diesem Geschäfte gebraucht werden, sind desperate

Kerls, die zu der Marine gehören, und täglich eine Guinee für ihre blutige Arbeit erhalten. Ein Trupp dieser Gattung Menschen von sechs, acht Mann, auch mehreren, heißt hier, ein Preßgang. Diese offenbare Hintansetzung der Englischen Freyheitsmaximen hat von jeher alle Menschenfreunde revoltirt, sie hat unzählige Schriften und Parlamentsdebatten veranlaßt; allein das große Staatsbedürfniß, das nicht anders befriedigt werden konnte, vernichtete alle andere Betrachtungen. Vergebens bot man im letzten Kriege große Prämien zum Handgelde für die Matrosen an, die sich freywillig zur großen Flotte begeben wollten; die Anzahl der sich Meldenden war doch nur geringe, da sie lieber auf Kauffartheyschiffen dienen, wo keine Gefahr und keine große Unterwürfigkeit ist. Die 12000 Schiffe, die den brittischen Handel beschäftigten, müssen auch besetzt werden. Alles dieses hat das Matrosenpressen bisher zu einer Art von Nothwendigkeit gemacht, welche die Existenz des Staats durchaus erfodert hat. Der Graf von Ferrers hat eben, da ich dieses schreibe (1785) einen Entwurf gemacht, diesem Uebel abzuhelfen, und mit geringen Kosten ein Heer von 40,000 Matrosen im Frieden zu unterhalten, wodurch denn das Pressen im Kriege entbehrlich gemacht werden würde. Wenn dieser Plan ausführbar ist, so hat der Lord gewiß von dem vortreflichen Pitt alle Unterstützung zu erwarten. Das

Das Hospital zu Greenwich ist keine geringe Aufmunterung für Seeleute, dem Staate zu dienen. Dieses ist eines der größten und prächtigsten Gebäude in Europa, sehr reizend an der Themse gelegen, und mit Kuppeln, Säulengängen, Statüen, Gemählden u. s. w. versehn, wo einige tausend abgelebte Seeleute mit der höchsten Bequemlichkeit wohnen, und woraus eine noch weit stärkere Anzahl ihren Unterhalt erhält. Diese Invaliden speisen auf großen marmorn Tafeln. Es werden jedem derselben wöchentlich zwey Hemden gewaschen, und alle Jahr werden die Betten erneuert, deren ein jeder ein abgesondertes vor sich allein hat. Ueberhaupt ist die hier beobachtete Reinlichkeit unter so vielen gemeinen Menschen etwas Bewundernswürdiges. Die Leichname der Verstorbenen werden ohne Unterschied der Religion, alle auf einen gemeinschaftlichen Kirchhof begraben. Man hat auch in Portsmouth ein Hospital für kranke Seeleute, das dreytausend Betten enthält.

Die englischen Matrosen formiren eine ganz besondere Menschenklasse. Von ihrer Kindheit an leben sie mehr auf dem Meere als auf dem Lande, und werden dadurch rauh wie ihr Element; hierzu kommen nun noch die englischen Nationalbegriffe und Charakterzüge, die denn, vereinigt mit ihrer Lebensart, natürlich

einen eigenthümlichen Charakter bilden müssen. Dieser äußert sich auffallend, wenn im Kriege Prisen-Gelder unter sie vertheilt werden. Ungewohnt im Besitze großer Summen zu seyn, und auch mit dem Werthe des Geldes unbekannt, begehen sie die lächerlichsten Ausschweifungen. Ich habe unter andern eine Prozession von dreyßig Portchaisen gesehn, die alle mit Matrosen angefüllt, und von vielen Musikanten begleitet waren. Während dem Tragen wurde beständig getrunken, gesungen, Vivat geschrieen, und Geld unter das zahllos sie umringende Volk geworfen. So ging der Zug durch die vornehmsten Straßen der City nach einer Taverne, wo sie Trank und Gesang fortsetzten. Eines Tages wurde in einem großen Hause dieser Art eine Matrosen-Mahlzeit die Person zu zwölf Guineen bestellt, ein Preis, wofür wohl die Tische bedeckt werden konnten, der aber, bey den theuresten Weinen, das Nahrungsmaas dieser Seeleute überstieg, allein ihrer Absicht gemäß war, nämlich ihr Geld geschwind los zu werden. Diesen Endzweck zeigten auch sechs andre Matrosen, die einem Gastwirthe ihr ganzes Vermögen, das in achtzig Guineen bestand, übergaben, mit dem Auftrage, ihnen alles, was verlangt würde zu reichen, und es ihnen zu melden, sobald diese Summe aufgezehret wäre. Dieses geschah, und nunmehr gingen sie ruhig wieder zu Schiffe.

Die

Die brittischen Admirale, die sich durch Kenntnisse, Erfahrung und Muth auszeichnen, erhöhen das Ansehen der englischen Marine. Unter siebzehn oder achtzehn, die im Amerikanischen Kriege abgesonderte Geschwader kommandirt haben, war auch nicht ein einziger, der Unfähigkeit verrathen hätte. Manche verbinden die rauhe Lebensart eines Seemannes, zu der sie von Kindheit an gewöhnt sind, mit feinen Weltmanieren, ja nicht wenige sind Muster eines wahren Biedermannes. Zu dieser Klasse gehört der Admiral Keppel, der im Jahre 1779 sich vor einem Kriegsgerichte stellen mußte, das auf Anstiften des Grafen von Sandwich gehalten wurde, und wobey der Admiral Palliser als Kläger, auftrat. Keppel, ein erklärter Feind des Grafen, wegen seines nichtswürdiger Charakters, übernahm das Kommando über die Flotte, weil die Nation es wünschte. Kaum, daß zwischen dem Minister und Befehlshaber die gemeinsten Höflichkeiten beobachtet wurden. So etwas konnte nicht verziehen werden. Das Volk, durch Keppels vormalige Thaten berechtigt, hatte sich viel von ihm versprochen. Diese Erwartungen aber wurden nicht erfüllt. Nun erschien Palliser mit seinen falschen Beschuldigungen; sie fanden aber keinen Eingang, im Gegentheil vermehrten sie die Neigung zu Keppeln, weil er offenbar das Opfer einer Kabale werden sollte.

Das

Das Kriegsrecht endigte sich zu seiner Ehre, nachdem man alle Tage die wörtliche Aussage der Zeugen in den Zeitungen gelesen hatte. Die Nachricht von seiner Lossprechung langte in London in der Nacht an, sogleich wurde die ganze Stadt erleuchtet, und Pallisers Haus gestürmt. Man räumte alle Meubles desselben aus, und verbrannte sie auf der Straße. Die Erleuchtung wurde den folgenden Tag bey Keppels Ankunft wiederholt, und zwar mit großen Anstalten. Die Vornehmen und Reichen nahmen recht von Herzen Antheil daran, und zierten ihre Häuser reichlich mit Lichtern, Lampen und Fackeln. Die Illumination erstreckte sich bis in die armseligsten Gäßgen in London, und alle umliegende Dörfer.

Den Befehlshabern der Geschwader wird gewöhnlich von der Regierung große Gewalt ertheilt, nach Gutbefinden zu handeln. Dies vermehrt ihr Ansehn, und spornt ihren Ehrgeiz an. Selbst der Capitain eines Kriegsschiffs ist schon ein Mann von Bedeutung, und hat in den Augen der Engländer einen größern Rang, als ein General bey der Land-Armee. Ich habe einen alten Capitain gekannt, Namens O'Brihon, einen Irländer, der die Ehre gehabt hatte, zwey Europäische Könige auf seinem Schiffe zu bewirthen; den König von Neapolis und den König von Portugall. Die

Be-

Besoldung der Seeoffiziers ist auch sehr ansehnlich, daher Ausländer sich zu diesem Dienste erstaunlich drängen würden, wenn sie angestellt werden könnten. Dieses ist aber ganz wider die Verfassung; gemeine Leute von andern Nationen werden auf Schiffen angenommen, allein niemand kann hoffen, Offizier bey der englischen Marine zu werden, der nicht ein Britte oder Irländer ist; und diese müssen alle von unten auf dienen, ihre Geburt mag auch noch so vornehm seyn, da keine Stelle erkauft werden kann.

Marokko.

Von diesem Reiche macht uns der Pater Franz Marmoi, ein spanischer Mißionarius, folgende Beschreibung:

„Von Norden gegen Mittag enthält das Marokkanische Reich 750 Meilen, und von Norden gegen Abend 420. — Die Hauptstadt ist auf einem fruchtbaren Boden erbauet worden; die Mauern, die sie umgeben, sind von einem so harten Mörtel, daß auf jedem Hammerschlag Funken herausfahren; daher haben sie auch bey Belagerungen wenig Schaden gelitten. Sie kann 100000 Familien enhalten. Zu den Zeiten des Ali-Ben-Kusef bestand sie aus mehr als 100000 bewohnten

Häu-

Häusern, welches eine Bevölkerung von mehr als einer Million Menschen voraussetzet, da so viele Weiber in diesen Häusern wohnten. Man kann sich einen Begriff von der Kriegsmacht der Mohren zu dieser Zeit aus folgender Grabschrift machen: die der Pater Franz abgeschrieben und übersetzt hat: „Hier liegt Ali-Ben „Actia, Feldherr über 100000 Menschen. „Ich hatte 10000 Pferde; um sie zu trän„ken, ließ ich in einem Tag 101 Brunnen gra„ben; ich hatte 300 Weiber; ich war auf„richtig, siegreich, und einer von den 24 Feld„herrn des Jakobs Almansur. Wer immer die„ses lesen wird, bitte Gott mir zu verzeihen."

Unter den Merkwürdigkeiten der Stadt Fetz kann man 550 Moscheen rechnen; man sagt, daß sie alle unendlich reich und prächtig sind, jede hat ihre Bäder, wo die Mohren sich vor dem Gebet reinigen, und hohe Thürme, von welchen ihre Religionsdiener das Volk zum Gebet rufen. Eine von diesen Moscheen ist, wie man sagt, ungemein groß, sie ruht auf 10,500 Säulen von weißem Marmor, hat 17 Vorkirchen, wo man durch 31 Thüren eingehen kann; in einer jeden hängt eine silberne Lampe von 1500 Pfund. Diese Lampen wurden, wie man erzählt, aus dem Silber gegossen, welches die Mohren von den Spaniern in einem Feldzuge erobert hatten. Man wird

viel.

vielleicht erstaunen, wenn man hier liest, daß man in dem alten Fez eine Gasse findet, worinn 50 Buchläden sind. Es ist unangenehm unter diesen Beschreibungen die Fabel zu finden, daß in dem Serail zu Marokko Zimmer wären, die man Fischereyen nennen kann, wo sehr künstlich geordnete Spiegel Fische zeigen, die im Wasser schwimmen. Mequinetz ist die Residenz des Kayfers von Marokko; in seinem Pallast hält er mehr als 6000 Menschen zu seiner Bedienung. Muley Ismael, der zu Anfange dieses Jahrhunderts lebte, hatte in seinem Pallast bis 4000 Personen weiblichen Geschlechts. Seine Kinder waren sehr zahlreich. Er erzeugte 525 Söhne, und 342 Töchter. Der König von Spanien unterhält zu Mequinetz ein Spital für Christensclaven; vier Geistliche und ein Arzt sind darauf gestiftet worden. Dieses Spital kostet ihm jährlich 2000 Thaler.

Die Religion der Mohren hat etwas Sonderbares; sie sind Mahomedaner, allein sie haben noch eine Menge anderer Aberglauben; die Ursache z. B. warum sie keine Glocken auf ihren Tempeln haben, ist, wie sie sagen, damit ihr Geräusch die Seligen im Paradies nicht erschrecke, wo sie den Nektar von den Blumen wie die Bienen saugen.

Die Heiligkeit ist bey ihnen, so zu sagen, erblich; vorzüglich in dem Landesfürsten, den man allemal für den heiligsten Mann hält, selbst alsdann, wenn er die grösten Barbareyen ausübt. Das Volk ist der sichern Meynung, daß ihr Fürst jeden in das Paradies oder in die Hölle senden, ja sogar wieder aus der Hölle befreyen könne, wenn er will. Bey dieser Gelegenheit erzählt man folgende Anekdote: Muley Hamet Hebi hatte einen spanischen Sclaven, den er sehr liebte, er nannte sich Ludwig Anton Volante. Ob dieser Sclave gleich ein Christ war, so wollte ihn doch sein Herr des mahomedanischen Paradieses theilhaftig machen; derohalben befahl er ihm, daß sobald er todt seyn würde, er zu den Pforten des Paradieses laufen sollte, wo er den Propheten finden würde, der selbst Sorge trägt, den Muselmännern die himmlischen Wohnungen anzuweisen; er sollte ihm nur sagen, daß er der Sclave eines Kalifen wäre; der bescheidene und ehrliche Prophet würde ihn sogleich in den Aufenthalt der Seligen führen, ohne sich zu erkundigen, ob er ein Christ oder Muselmann wäre; er rieth dem Sclaven, sich verborgen zu halten, sich nicht viel öffentlich zu zeigen, bis er selbst würde angekommen seyn, da er wieder in seine Dienste treten könnte. Die unwissende und abergläubige Freundschaft konnte nicht schöner träumen; sie verdiente würklich Lobsprüche, wenn die aber-

gläu-

gläubige Grausamkeit nicht zugleich auf den Einfall gekommen wäre, dieses Vorhaben auf der Stelle auszuführen. Hamet, um seinen Freund, so geschwind als möglich in das Paradies zu senden, wollte ihm den Kopf abhauen. Der listige Sclave bat ihn unter vielen Danksagungen mit dem Streich nur noch so lange inne zu halten, bis er seine Anverwandten noch einmal gesehen hätte, wozu er sich die Erlaubniß ausbat, weil er, da sie Christen wären, sie doch in der andern Welt nicht wieder sehen könnte; er setzte hinzu, daß er seine Reise bald vollenden, und in größter Eil zurückkommen würde, unter dem Schwerdtschlag seines Herrn das Glück zu finden, welches er ihm versprechen. Der Sclave erhielt diese Erlaubniß, reiste nach Salem, wollte sich nach Europa einschiffen, ward aber allda krank, und starb.

Ein anderer Aberglaube gab zu einem sonderbaren Gebrauch Gelegenheit, man legte nemlich niemals zwey Todte in ein Grab zusammen, aus Furcht, sie möchten am Tage der Auferstehung ihre Beine mit einander verwechseln. — —

Maske. (Eiserne.)

Die Meynungen hierüber sind so verschieden, daß man bis auf diese Stunde noch nicht recht überzeugt zu seyn glaubt, wer der Mann in der eisernen Maske eigentlich gewesen. In den Questions sur l' Encyclopédie &c. Tom. I. findet man folgendes davon:

„Der Verfasser des Jahrhunderts Ludwigs XIV. hat zuerst von dieser Maske geredet. Eine Anekdote, worüber das gegenwärtige Jahrhundert erstaunt, und die Nachwelt noch erstaunen wird, die aber doch ihre Richtigkeit hat. Er ist in der Kirche des heiligen Paulus, den 3ten März 1703 und nicht 1704 begraben worden.

„Anfangs wurde er zu Pignerol, nachmals auf der Insel St. Margarita, und endlich in der Bastille verwahrt. Ein einziger Mann, ein gewisser St. Mars, bewachte ihn stets, der ihn auch sterben sah.

„Dieser Mann mit der eisernen Maske ist ein Räthsel, davon jedermann den Sinn errathen will. Die einen haben ihn für den Herzog von Beaufort, die andern für den Grafen Vermandois, einen natürlichen Sohn Ludwigs XIV., viele für den Herzog von Montmouth gehalten. Allein alle haben es verfehlet.

„Der

„Der Mann mit der eisernen Maske war „ungezweifelt ein Bruder, und zwar ein Aelter„bruder, Ludwigs XIV.“

Die Beweise davon sind hier so überzeugend, daß man nicht leicht etwas wahrscheinlichers wird anführen können.

Nun wollen wir auch hören, was uns einer unsrer neuesten Publizisten hievon erzählt *):

„So lange die Anekdote von der eisernen „Maske mit den Flohr umhüllt blieb, wozu sie auf ewig bestimmt zu seyn schien: so blieb sie, man muß gestehen, ein ziemlich gleichgültiger Vorwurf; durch das Licht aber, welches die Neuern darüber verbreiten, wird sie äußerst interessant, nicht für die Geschichte, sondern fürs Staatsrecht selbst.

Es sey mir erlaubt, die Erörterungen einzusehen, welche sich seit einigen Tagen über diesen Gegenstand erheben. Es wird sich zeigen, was für Reflexionen davon abfallen.

„Heute, Donnerstag den 18ten Herbst„monath 1698. Nachmittag 3 Uhr, kommt „der Herr von Saint Mars, Gouverneur von

*) Hr. Wekhrlin im grauen Ungeheuer 1784. p. 97.
1. Th.

„der Bastille, mit einem Arrestanten an, den er „in der Margarethen-Insel abgeholet. Der „Name dieses Arrestanten ist ein Geheimniß. „Er trägt eine Maske vor dem Gesicht: und „der Herr von Saint Mars führte ihn in einer „verschlossenen Sänfte. Erstlich brachte man „ihn in den Thurm la Basiniere, bis es Nacht „ward. Alsdenn führte ich ihn selbst, Abends „um 9 Uhr, nach der dritten Kammer im „Thurm la Bertaudiere: welche Kammer ich, „dem Befehl des Herrn von Saint Mars „gemäß, zuvor möglichst meublirt hatte. Als „ich ihn so führte, so begleitete mich Rosar„gues, der mit dem Arrestanten aus Saint „Margaretha gekommen war. Dieser Ro„sargues verschloß sich mit ihm als Wärter.“

„Montags den 14ten Wintermond 1703.

„Dem unbekannten Arrestanten, welcher immer „seine schwarz sammetne Maske trägt, den der „Herr von Saint Mars aus der Margarethen„Insel hieher brachte, wurde gestern übel, in„dem er aus der Messe gieng. Heute, Abends „10 Uhr, starb er ohne sonderliche Krankheit, „nachdem er gestern noch seine Beicht abgele„get hatte.“

„Dienstag den 20sten Wintermonds 1703.

„Besagter Arrestant wurde heute nachmittag „4 Uhr auf Sanct Pauls Kirchhof begraben. „Die Leichkosten machen 40 Livres.“

Tage-

Tagebuch des von Jonca Lieutenant du Roi in der Bastille.

„1703 den 19ten Nov. stirbt in der Bastille „Marchialy, ungefähr 45 Jahr alt, und wird „bey Sanct Paul begraben, den 20ten, in „Beyseyn Herrn von Rosargues, Major, und „Herrn Reilh, Oberwundartzts bey der Ba„stille.“

Auszug Kirchenbuchs bey Sanct Pauls Pfarre zu Paris.

Dies ists, was man urkundenmäßig von der eisernen Maske hat. Sonst weis man noch, durch Ueberlieferung, daß es eine Person von äußerst edlem und feinem Wuchse war, deren Teint bräunlich schien; daß alle seine Manieren und Gouts etwas Vornehmes verriethen; daß ihm immer von dem Gouverneur mit ungewöhnlicher Ehrfurcht begegnet wurde, daß aber niemals eine menschliche Seele sein Gesicht sah, noch seine Stimme hörte, außer denjenigen, die ins Geheimniß eingeweiht waren.

Die Maske, die er trug, war eigentlich nicht von Eisen, sondern von schwarzen Sammet. Sie hatte blos einige Springfedern, um den Kinnladen Bewegung zu geben. Im Nacken aber war sie mit einem feinen Schloß

versehen, wozu der König selbst den Schlüssel bey sich trug.

Nichts war ihm abgeschlagen. Seine Meubles waren prächtig. Er liebte und erhielt die allerfeinste Wäsche. Wenn er sich umkleidete: so wurde er vom Gouverneur selbst bedient; und niemals setzte sich dieser in seiner Gegenwart nieder. Seine Tafel war die kostbarste und delikateste.

Kurz, alle Umstände stimmen überein, daß der Mann mit der eisernen Larve, er sey nun wer er wolle, eine Person von hohem Stande war. So viel von dieser Seite.

Auf der andern setzt die Ueberlieferung hinzu, daß dieser räthselhafte Gefangene erstlich in Pignerol, alsdenn in der Margarethen-Insel, und letztlich in der Bastille gesessen; daß es ihm bey Lebensstrafe verboten war, sich durch das mindeste Zeichen zu erkennen zu geben; wie denn die Wache, wenn sie ihn zur Messe führte, immer in seiner Gegenwart scharfe Patronen aufsetzte, wobey der Major allemal kommandirte, beym ersten Laut, der ihm entfahren würde, ihn niederzumachen.

Nie entgieng ihm auch das mindeste Merkmahl, wodurch er sich verrathen hätte. Er war äußerst auf seiner Huth. Selbst der Arzt konnte dasjenige, was wir von ihm wissen, bloß aus einigen äußerlichen Theilen seines Kör-

pers,

pers, aus seinem edlen Anstande, und seiner einnehmenden Stimme schließen.

Es ist sicher, — und dies haben wir vom Herrn Linguet, der es während seinen Aufenthalt in der Bastille ausfindig machte — daß nur sein Leib unter die Erde kam, und daß der Kopf davon getrennt, zerstückt, entstellt, in verschiedenen Theilen a part zernichtet wurde; item, daß gleich nach seinem Tode alle von ihm hinterbliebene Meubles, Kleider, Wäsche u. s. w. verbrannt wurden; daß man das Zimmer, worinn er saß, völlig umbauete, die Materialien zerstäubte, und so auch die letzten Fußstapfen vertilgte, die etwas von dem Geheimniß seiner Person hätten verrathen können.

Ein Domestik der Bastille, der einst unter dem Fenster seines Kerkers einen silbernen Teller von dem Service der eisernen Maske fand, worein mit der Gabelspitze das Wort Montmouth gekrizzelt war, und sich durch diese Entdeckung ein schönes Präsent erworben zu haben hoffte, wurde, wenn man der Sage glauben darf: aus dem Lande der Lebendigen geschafft, um einer Transpiration vorzubeugen*).

*) So erzählt der Verfasser der Memoires sécrets diesen Umstand. Der Verfasser der la pure verité cachée, einer andern Beylage zur scandalösen Chronik jener Zeiten stellt ihn so vor. Die Begebenheit hätte sich zu Isle Saint Marguerite zugetragen. Der Teller wäre am Ufer des Kanals, welcher das Gefängniß umringt, von einem Fischer

Ein Mensch nun, der so deutliche Züge einer ungewöhnlichen Herkunft verräth, ein Gefangener, den man mit solcher Vorsicht verwahrt, und mit solcher Ehrfurcht behandelt, ist in jeder Rücksicht ein Problem, das der Forschbegierde würdig ist.

Bisher schwebte sie zwischen drey Richtpunkten, dem Duc de Beaufort, dem Grafen von Vermandois, und dem Herzog von Montmouth.

Die Argumente, die man für jeden darunter anführt, sind gleich stark und gleich schwach. Ists erlaubt, ohne dem Leser Launenwehe zu verursachen: so wollen wir einen Ueberblick darauf werfen.

Die eiserne Maske war der Duc de Beaufort. Diese Meynung gründet sich auf folgende Stelle von la Grange *) an Freron **).

„Mein Aufenthalt in der Margarethen-
„Insel erwarb mir folgende Partikularitäten
„über die eiserne Maske. Herr von la
„Motte

Fischer gefunden worden. Der Mann hätte ihn dem Gouverneur gebracht, worüber dieser mit Emphase ausgerufen hätte: Armer Teufel, wie glücklich bist du, daß du nicht lesen kannst.

*) Dem berufenen Verfasser der Philippiques.

**) Den berufenen Journalisten und Entblätterer.

„Motte Guerin, welcher während meiner Ge-
„fangenschaft allda kommandirte, versichert
„mich, daß es niemand anders ist, als der
„Duc de Beaufort, von dem man ausgab,
„als ob er in der Belagerung vor Candia ge-
„blieben wäre, ungeachtet man, trotz aller
„Nachforschungen, seine Leiche nicht hätte aus-
„findig machen können.“

„Wenn man den unruhigen Geist dieses
„Mannes betrachtet, und den Antheil, den er
„an den Neckereyen der Schleuder hatte, (wes-
„wegen er den Spottnamen des Roi des halles
„erhielt); so wundert man sich vielleicht nicht
„über den Gedanken, auf den der Hof fiel, sich
„seiner Person zu versichern: zumal ihn die Be-
„dienung eines Großadmirals, die er trug, auf
„jeden Ausbruch furchtbar machte.“

Auf dieses antwortet man: Zur Zeit, als die eiserne Maske erschien, war der Thron Ludwigs des XIV. festgestellt, und die königliche Macht auf allen Seiten versichert. Noch mehr, der Duc de Beaufort war damals mit dem Hofe längst wieder ausgesöhnt. Dieser Herr stand in Gnade, und man hatte ihm lediglich nichts mehr vorzuwerfen. Ueberdies, man sagte von der eisernen Maske immerzu, daß sie jung wäre, daß sie die Reinlichkeit, den Putz liebe. Der Duc de Beaufort hingegen war schon tüchtig alt, und von Natur säuisch.

Was will man endlich auf das Zeugniß des Marquis von Saint-Andree versetzen, der ein Augenzeuge von dem Tode des Ducs bey dem Treffen vor Candia war, und den Fall mit den ausdrücklichsten Zügen schildert?

Kurz, müßte es der Duc de Beaufort seyn; so wäre hier eine Grausamkeit von Seiten Ludwigs XIV. und seiner Minister, die eben so unnützlich, als lächerlich wäre.

Die eiserne Maske war der Graf von Vermandois, Sohn der Madame von Valliere.

Diejenigen, welche auf dieser Parthey sind, stützen sich auf die Auctorität des Pater Griffet, eines Jesuiten, der lange Zeit Pfarrer in der Bastille war; und von dem man behauptet, daß er mit den Protokollen derselben vertraut gewesen wäre, und hätte die geheimsten Papiere des Archivs eingesehen. Von diesem soll man wissen:

Der Graf von Vermandois, natürlicher Sohn und Liebling Ludwigs XIV., ungefähr in gleichem Alter mit dem Dauphin, aber von ganz entgegengesetztem Karakter, hätte sich einmals so vergessen, daß er diesem eine Maulschelle gegeben hätte. Hierüber hätte ihn der König zur Armee versendet, mit dem geheimen Auftrage, daß man nach einiger Zeit vorgeben sollte, er liege an einem bösartigen und an-

ansteckenden Fieber, um die Welt von ihm zu entfernen. So fort sollte man ihn für todt ausgeben. Während man aber vor den Augen der Armee den festlichsten Leichen-Pomp hielte: so sollte er im größten Geheim nach der Citadelle in der Insel Sanct-Margareth gebracht werden: u. s. f.

Diese Anekdote, versetzt man, ist an mehr als einer Seite krank. Erstlich waren der Graf von Vermandois und der Dauphin mit nichten von gleichem Alter *). Zweytens war er, weit entfernt von der Poltronerie, vielmehr von einem sanften, feinen und schmeichlerischen Temperamente. Drittens ist die Ursache, warum er 1683 zur Armee abgieng, offenkündig; er war wegen einiger ein wenig übertriebener Lustparthien vom Hofe exilirt. Aus Verdruß darüber ergriff er die Parthie der Waffen. Viertens ist eine solche Handlung überhaupt nicht natürlich. Leute von diesem Stande sind nimmer allein. Zu solchen Ausbrüchen kann es niemals zwischen zween Prinzen kommen, die immer von Höflingen umringt sind.

Vergebens beruft man sich sowohl hier, als in Ansehung des Duc de Beaufort auf die Auslegung,

*) Der Dauphin ist geboren 1661, der Graf von Vermandois 1667. Bey dem vorgeblichen Streit um Maulschellen, war also der erstere 22, und der andere 16 Jahr alt. Noch mehr, der Dauphin war schon Ehemann und Vater.

legung, welche das Wort Marchialy *) gefunden hat; seine Mutter, die Frau von Valliere, die ihn aufs zärtlichste liebte, würde sich nie durch das vorgegebene Taschenspiel haben betrügen lassen; und der Abt Goslar, dieser fromme Priester, sein Beichtvater, in dessen Armen der Graf von Vermandois starb, und der von Schmerz durchdrungen nach Paris zurück kam, war einer solchen Verblendung nicht fähig.

Nochmahl, wenn die eiserne Maske, wie alle Urkunden zusammen stimmen, ein Jüngling war: so war der Duc de Beaufort für sie zu alt, der Graf von Vermandois aber zu kindisch.

Die eiserne Maske war der Herzog von Montmouth, natürlicher Sohn Karls II. und der Lucie Walters.

Man weiß, daß der edle Montmuth, von falschen Hoffnungen getäuscht, und seinen Anhängern treuloserweise verlassen, eine Unternehmung wagte, die ihn aufs Schavot führte.

„Seine Freunde“ sagt Hume, schmeichel-
„ten sich, daß es nicht der wahre Montmouth
„wäre,

*) Der Name Marchialy ist offenbar untergeschoben. Indeß marterte man sich genug, einen Sinn darinn zu finden, und durch ein Anagramm die Worte herauszubringen: hic Admiral. Auch der Graf von Vermandois war Großadmiral von Frankreich.

„wäre, der unter dem Beil fiel; sondern der „Kopf eines treuen, ihm sehr ähnlichen Die„ners, der aus bloßer Großmuth dieses hel„denmäßige Opfer für seinen Herrn that.“

Wahr ist's, daß damals ein dergleichen Gerüchte in London lumlief; und man berief sich diesfalls vornehmlich auf eine gewisse Dame, die mit dem Duc de Montmouth in besonderer Vertraulichkeit gelebt hatte. Diese Dame hätte einige Zeit nach seinem Tode die Kirchendiener bestochen, daß sie ihr den Sarg des Hingerichteten geöfnet: und bey diesem Anblick hätte sie ausgerufen: Gott Lob! er ist's nicht.

Allein, sagen die Anhänger dieser Parthei, dies bey Seit gelassen, wem kann nach den besten Gründen der Vernunft und der Politik die eiserne Maske besser gleichen; auf wen treffen alle Umstände mit mehrerm Rechte zu. Man nehme den furchtsamen und unentschlossenen Charakter Jacob II. durch einen feyerlichen Eid gebunden, das Blut seines Bruders zu schonen, war der schwache Monarch nicht leicht zu überreden, dem Herzog von Montmouth das Leben zu lassen? Die Politik aber raisonnirte so: wird Jacob II. einen Thronerben bekommen, so ist ein ewiger Kerker hinlänglich, den Duc de Montmouth zu entfernen; und ist dies nicht: so hat man in ihm immer

einen

einen Rival bereit, um solchen den Anmaßungen des Prinzen von Oranien entgegen zu sezzen. Seine Erhaltung ist also eine Staatsmaxime: und es kommt nur darauf an, ihn gehörig zu verwahren.

An wen nun konnte man sich in diesem Punkt mit bessern Fug wenden, als an Ludwig XIV., dessen Interesse mit dem englischen Hofe gemeinschaftlich war? Und was war gemächlicher einzurichten, als diese Gefangenschaft.

Was die Frage betrifft, wer für den Duc de Montmouth gestorben: so hat dieses Ebentheuer eben nichts so ganz und gar romanhaftes und unnatürliches an sich, besonders für Engländer. Es ist bekannt, mit welcher Wärme Montmouth von den Seinigen geliebt, angebethet war.

Mit einem Wort, man stelle sich die damalige Lage von Europa ins Gesicht, man wende sie, wie man wolle, so paßt dieses Räthsel auf niemand bequemer, als auf den Herzog von Montmouth. Um eben diese Zeit, da dieser Prinz in England enthauptet seyn soll, kommt ein unbekannter Prisonnier, unter einer Maske nach Pignerol. So wie sich das Glück der Waffen in den Kriegen zwischen den Engländern und Franzosen dreht; so wird die Maske nach Isle Saint Marguerite, nach der

Ba-

Bastille, das ist von den Gränzen in den Mittelpunkt des Königreichs versetzt.

Auch diese Hypothese, erwiedern die Kunstrichter, hat ihre Schiefen. Die Emphase einer Dame, die mehr ihr Herz reden läßt, als ihren Verstand, ist kein aufwägender Beweis gegen die Ueberzeugung einer Million Menschen, welche Augenzeugen von der Execution des Herzogs von Montmouth waren; und die Vermuthung eines Schriftstellers nach hundert und drey und achtzig Jahren kann die Urkunde jener Autoren nicht widerrufen, welche die Thatsache angegeben haben.

Hingegen weiß man, daß der Unbekannte gleich nach dem Tode des Kardinals Mazarin arretirt wurde, also 1661, also vier und zwanzig Jahre vor der Katastrophe des Herzogs von Montmouth. Er wurde nicht geraden Weges nach Pignerol, sondern nach den Hierischen Inseln gebracht. Es ist nicht entschieden, daß er immer eine Larve trug: man glaubt vielmehr Spuren zu haben, daß sie ihm erst bey seiner Lieferung nach der Bastille angelegt worden. Seine Flüchtung aus der Nachbarschaft der Spanier und Engländer hat, wie sich zeigen wird, ganz solidere Gründe auf einer andern Seite.

Und wozu sollte, wenn es ein fremder degradirter Prinz war, ein so ängstliches Ge-

heim-

heimniß, eine so ausgesuchte Vorsicht nöthig gewesen seyn? Wozu war es nöthig, ihn nach der Entthronung Jakobs II. noch anzuhalten, da die englische Krone bereits wieder ihren Herrn in Wilhelm III. hatte? Oder sollte Ludwig XIV. und sein Ministerium für Wilhelmen eben so viel Gefälligkeit gehegt haben; sollte es ihm eben so sehr daran gelegen gewesen seyn, die Ruhe dieses so furchtbaren, als verbitterten Feindes zu respectiren?

So räsonnirte und deräsonnirte man bisher über das Räthsel von der eisernen Maske.

Der Urheber dieses Artikels weiß vielleicht mehr von der Sache, als der Pater Griffet: aber er wird um nichts desto weniger davon sagen, spricht Voltaire, welcher der erste Schriftsteller ist, der die Anekdoten von der eisernen Maske ans Licht gebracht und öffentlich davon gesprochen hat.

Was sollte er nun wissen? Laßt sehen, ob es nicht folgende Konjektur war:

Die eiserne Maske ist Niemand anders, als der ältere Bruder Ludwigs XIV., ein Sohn Anne von Oesterreich und . . . Sie ist's, die wir heut zu Tage annehmen. — Ihre Gründe? — Hier sind sie.

Von dem Fräulein von Saint-Quentin, einem Frauenzimmer, die zu ihrer Zeit eine

Rolle

Rolle spielte, hat man, als eine Anekdote, die sie zum öftern in den Gesellschaften zu Chartres, wo sie ihre letzte Lebenszeit hinbrachte, wiederholt:

Die eiserne Maske wäre der älteste Sohn Ludwigs XIII. gewesen.

1ste Beleuchtung. Daß der Staatsminister Louvois das Geheimniß wußte, das ist unzweifelhaft, und darinn stimmen alle Zeugen überein. Der Herr von Barbesieux war sein Sohn, und wurde gleichfalls Staatssekretär. Der Herr von Chamillard, setzt die Geschichte hinzu: war der letzte unter den Ministern, welcher dieses außerordentliche Geheimniß kannte. Folglich mußte es der Herr von Barbesieux, der einer seiner Vorgänger war, aus zween Gründen wissen. Je nun, dieser Herr war ein lüderlicher und leichtsinniger Mensch: das Fräulein von Saint. Quentin aber seine Maitresse.

Die Königin Anne hätte ihn entweder vom Buckingham oder vom Mazarin gehabt.

2te Beleuchtung. Folglich mußte er zum mindesten 1637 gebohren, zur Zeit des Todes Ludwigs XIII. 6 Jahr, und bey seiner Einsetzung auf der Insel Sainte Marguerite 24 Jahr alt seyn — ein Kalkul der noch ziemlich mit den Nachrichten zutrifft, die den Gefangenen

einen Jüngling nennen — bey seinem Tode aber — wenn das Tagebuch des Lieutenants du Roi nicht trügt — 66 Jahre haben: ungeachtet das Pfarrbuch 45 sagt — ein Umstand, der sich mit dem erdichteten Namen immer kombiniren läßt.

Daß Anne von verliebter Komplexion und wegen ihrer Galanterien verdächtig war, davon liefert uns die Chronik tausend Züge. Die Geschichte fügt dem bey, daß Ludwig XIII. offenbar zum Jünglings-Geschäffte untauglich war, und an die Söhne, die ihm die Königin gab, auch niemals Glauben hatte. Der engliſche Gesandte am Hof Ludwigs, der berüchtigte Buckingham, war der schönste, der prächtigste, der listigste, und der keckste Schampion seiner Zeit. Man hat Proben, daß Anne sterblich in ihn vernarret war: und daß er sich Freyheiten an ihrem Nachttisch heraus nahm, die an seinem Glücke nicht zweifeln ließen.

Vom Mazarin hingegen sagt die Geschichte, daß die gänzliche Ergebenheit, womit Anne an ihm hieng, bloß eine Folge ihres Blödsinnes war, und daß der Eindruck, den er auf diese Prinzeßin hatte, eigentlich derjenige war, den starke Geister auf schwache haben. Inzwischen behaupten die geheimen Nachrichten der Frau von Motteville, ein Buch, dem man einen gewissen Werth giebt, daß der Kardinal die-

dieses Kind mit einer äußerst lebhaften Zärtlichkeit betrachtet habe.

Wegen der Eifersucht des Königs hätte man sowohl dessen Geburt als Erziehung vertuschen müssen. Beym Tode des Kardinals aber wäre dieses Kind vollends verschwunden.

3te Beleuchtung. Daß Ludwig XIII. über die Aufführung der Königin äußerst mißvergnügt war, ist richtig. Bossompierre, die Frau von Motteville, Voltaire und mehrere gleich- und nachzeitige Beobachter bestätigen es. Als sie mit Ludwig XIV. niederkam; so wendete er das Gesicht vom Kinde weg, und war durch nichts dahin zu bringen, daß er den Neugebohrnen küßte, wie es die Etiquette mit sich bringt. Ja, er gieng so weit, daß er einst allen männlichen Seelen ohne Unterschied den Zutritt in das Kabinet der Königin verbot; und es ist völlig wahrscheinlich, daß er aus Eifersucht starb.

Die Vorsicht Anne'ns in gegenwärtigem Fall war also konsequent. Allein wozu ein weiteres Geheimniß nach dem Tode des Königs? Warum setzte der Kardinal den jüngern Sohn auf den Thron, da er ihn dem ältern, dem er rechtmäßig angestorben, und den man ihm trotz aller Anmerkungen der Aerger-Kronik nicht disputiren konnte, weil es in Frankreich eine Regel ist: Pater is est quem nu-

nuptiae demonstrant, ohne Gefahr anweisen durfte? — Warum? — Je nun: das System Anne'ns und des Kardinals, der Zentralpunkt ihrer Politik war der, ihre Regentenschaft so sehr möglich zu verlängern. Freylich litt es sich nun nicht, das Daseyn eines ältern Sohnes zu erkennen: die Zügel würden allzufrüh den Händen der Intrigue entfallen seyn; zumal wenn man in Erwägung zieht, was die Denkwürdigkeiten jener Zeit hinterließen, daß der Mann in der eisernen Maske ein Mensch von Verstand zu seyn schien, Ludwig XIV. aber in seiner Jugend ein kündiger Geck war. Es war profitabler, den jüngern nachzugängeln. Der ältere wurde also ein, in der Staatsgeschichte gar nicht ungewöhnliches Opfer der Ehrsucht und Naturlosigkeit: und die Maasregel des Ministeriums Ludwigs XIV: ihn nach dem Tode des Kardinals völlig zu confisciren war eine völlig angemessene Fortsetzung dieser Politik. Es scheint, man müsse dem Ministerium Ludwigs XIV noch Dank wissen, daß es so viel Mäßigung bewiesen, daß es den Pfropfzweig nicht ohne weiters aus der Welt lieferte.

Man setzte ihn in verschiedene Gefängnisse, und man verlarvte ihn, weil er seinem Bruder Ludwig XIV. so ganz ähnlich war, daß ihn jedes Kind dafür erkannt haben würde.

4te Beleuchtung. Wir wissen von der eisernen Maske, daß er edel gebauet, schlank, erhaben, und braun vom Teint war. — Das leibhafte Bild Ludwigs XIV. Die Maske hatte eine einnehmende Stimme — ein Zug Ludwigs: sie liebte den Putz, die Pracht — eine Natur Ludwigs. Diese Aehnlichkeiten sind am Tage.

Man setzte ihn erstlich nach den Hierischen Inseln — auf die äußerste Spitze des Reichs — hernach brachte man ihn in die Bastille — im Jahr 1698:! gerade zu der Zeit, da der famöse geheime Theilungsvertrag über Spanien zwischen Frankreich und seinen Alliirten (der den 11ten Octob. 1698. datirt) entworfen war, und man ihn folglich in der Nachbarschaft Spaniens und der Genueser nimmer sicher aufgehoben glaubte. Alles ist hier in Ordnung.

Als ihn einst der Staatsminister Louvois zu Sainte Marguerite besucht hätte; so hätte man bemerkt, daß er stehend, und im tiefsten Respect mit der eisernen Maske gesprochen hätte.

5te Beleuchtung. Eine Thatsache, die allerdings von mehrern Seiten bestätigt ist, und die es würklich beweist, daß der Gefangene ein Mann vom höchsten Range war.

Wie: Louvois! dieser stolze, dieser aufgetriebene Mann, bemühete sich in Person auf

die Schwelle eines Staatsgefangenen? Er, der Monarchen wie seines Gleichen behandelte, der nichts Großes in der Welt kannte, als seinen König, der sich in Gegenwart der Prinzen vom Geblüt nie vom Stuhle erhob, und kaum seinen Huth rückte, beugte sich vor der eisernen Maske! Dieser Zug zeigt unstreitig, daß unter dieser eine Person von äußerster Wichtigkeit, eine Person, die seinen König sehr nahe angieng, lag.

Es ist Zeit, daß wir diese schon allzulangweilige Dissertation schließen; was belehrt sie?

Ludwig XIV. war also ein Tyrann so gut wie Andere. Er maßte sich einen unrechtmäßigen Besitz auf Kosten der Ruhe seines leiblichen Bruders an. Er, der die Opern-Tyrannen zu verabscheuen schien, der einst bey einer Vorstellung der Rodogune ausrief: Weg mit diesen Ungeheuern! spielte sie selbst. Der Beschützer Karls II., Jakobs II. und anderer unglücklichen Prinzen, war ein Heuchler?

Ja! wüßten wir die Wahrheit dieser Auflösung gewiß; und wüßten wir nicht, daß sich das Recht der Throne mehr auf das Verdienst des Herzens, und auf die Ansprüche der Tugend gründet, als auf die Herkunft, die im Kodex der Nachwelt immer ein unbedeutender Titel bleibt: so müßten wir zweifeln, ob die

heu-

heutige Linie von Frankreich mit Recht ihre Krone besitzt; ob sie nicht im Falle der Usurpanz ist.

Wichtige Wahrheit! die zum Glücke keine Folgen haben kann; wer würde es sonst wagen, den Schleyer aufzuheben, der sie umgiebt! die aber eine Lektion für die Regenten ist, wie sehr sie nöthig haben, das durchdringende Auge der Zeit zu fürchten, welche auch ihre vorsichtigsten Geheimnisse entfaltet, und über kurz oder lang ans Licht bringt.

Dann, man wende diese Anekdote auch wie man wolle: so muß man eingestehen, daß die Züge, die man von dem Manne mit der eisernen Maske hat, nur einem Wesen zukommen müssen, welches von solcher Eigenschaft war, daß sein bloßer Name die Ruhe des Staats, das Interesse des Regenten, die Aufmerksamkeit der Welt empören konnte.

Das ängstliche Geheimniß, worinn man die Existenz dieses Mannes verhüllte; die Nachsicht und Ehrfurcht, womit man ihm begegnete; die Entstellung seines Kopfes nach seinem Tode, welcher vielleicht nur allzuauffallende Aehnlichkeiten verrathen konnte; die Vertilgung alles dessen, was ihn umringte, um auch die letzte Spur von ihm auszulöschen: dies sind so ungewöhnliche, und zugleich so

redende Umstände, welche die Konjektur, die unsere Epoche über ihn fällt, rechtfertigen.

Und diese Betrachtungen sind's, die den Herrn von Voltaire, dem die Erzählung des Fräulens von Saint Quentin so gut bekannt war, als uns, vermuthlich zu jener Zurückhaltung veranlaßten. Er sah' die Folgen einer solchen Eröffnung für allzubedenklich an. Ohne Zw ifel kostete es ihm viel, seine Empfindungen zu unterdrücken. Aber ein Problem, von welchem der Beruf des Monarchen abzuhängen schien, auflösen, war für seinen im Grunde feigen Geist eine zu gewagte Dialektik.

Die Zeiten Ludwigs XIV sind nicht die Zeiten Ludwigs ^VI.

Menschen.

Deren kommen tausend in die Welt, und gehen wieder dahin, ohne daß alle in ihnen liegende Keime entwickelt wurden, oder daß sie — im Guten und im Bösen — alles das gethan hätten, was sie fähig gewesen wären zu thun, weil sie niemals in den Fall kamen, ihre Leidenschaften der Pflicht, oder ihre Pflicht den Leidenschaften aufzuopfern.

Man

Man sagt von einem großen Genie, es mag politisch, oder litterarisch groß seyn, zuweilen in der Hitze der Bewunderung: dergleichen werden kaum alle Jahrhunderte gebo-ren. — Dies ist nur wahr mit der Ein-schränkung: Es wird kaum alle Jahrhunderte unter den Umständen geboren, die seine Ent-wicklung erlauben.

England hat vielleicht immer einige Crom-welle, Frankreich einige Richelieus, Italien Alberonis, vorausgesetzt, daß man sie nicht grade unter den Vornehmen suchen muß — nur sind sie nicht geboren, und leben nicht in den Situationen, nur sind die Situationen des Staats selber auch nicht mehr diejenigen, die sie ihr Genie entwickeln ließen.

Der Moralist tadelt, daß Cäsar die Staatsverfassung seines Vaterlandes umstürzte. Mit Cäsars Genie, Charakter und Glücke würde er, trotz seinem System von den Pflich-ten gegen das Vaterland, das nämliche gethan haben — Franz Baco von Verulam ließ sich bestechen. Die Handlung ist schändlich; sein größtes Unglück dabey ist das, daß sein weicher Charakter in die Gefahr gesetzt wurde, der Versuchung zu unterliegen. Ohne diesen Umstand, wie hoch würde der Mann nicht er-hoben werden!

Oder, um keiner so glänzenden Beyspiele uns zu bedienen; mancher stirbt als ein ehrlicher Mann, weil er nie in den Fall kam, sich von einer andern Seite zu zeigen. Manches Frauenzimmer bleibt keusch, weil kein Versucher zu der Zeit, oder unter den Umständen sich darstellte, wo Ausgleiten von der Tugendbahn bey ihr möglich gewesen wäre. — —

Die Natur des Menschen, (sagt Hume) hat eine seltsamen Kontrast; sie verbindet sehr leicht den elendesten Aberglauben mit dem tapfersten Muth und der wildesten Barbarey.

Nehmt einem Menschen alle Bemühungen und ernsthafte Beschäfftigungen, so läuft er unaufhörlich von einem Vergnügen zum andern. Die Last des Müßiggangs und die Gewohnheit der Ausschweifungen macht, daß er das Unglück nicht bedenkt, in welches ihn seine unmäßige Verschwendung stürzt. Man gebe ihm unschuldigere Mittel, seinen Geist, oder seinen Körper zu beschäfftigen, so ist er zufrieden, und der unmäßige Durst nach Vergnügen, den nichts befriedigen kann, hört auf, ihn zu beunruhigen. Ist nun noch dazu die Beschäfftigung, die man ihm giebt, ihm wirklich nützlich, oder ist der Nutzen mit jedem Schritt seines Fleißes verbunden, so wird ihm die Arbeit nach und nach sogar zur Leidenschaft, da er den beständigen Gewinn vor Augen siehet, und er

kennt

kennt zuletzt kein größeres Vergnügen, als die tägliche Vermehrung seines Wohlstandes.

Die Menschen ziehen gewöhnlicherweise ihre Bequemlichkeiten der Arbeit vor, und werden sich keiner Mühe unterwerfen, wenn sie im Müßiggange leben können: wenn gleich im Gegentheil auch dies wahr ist, daß ihnen der Müßiggang unerträglich ist, so bald sie die Noth zur Arbeit gewöhnt hat, und ihnen jetzt dieselbe zur Erhaltung und Zerstreuung durch die Gewohnheit unentbehrlich gemacht worden; und vielleicht ist der Uebergang von einem beständigen Müßiggange zur Arbeit nicht schwerer, als von einer beständigen Arbeit zum Müssiggange.

Der Mensch ist ein sehr veränderliches Wesen, und vieler verschiedenen Meynungen fähig: er verändert nach und nach Grundsätze und Regeln der Aufführung.

Der Privatcharakter der Menschen ist besser, als der öffentliche. Sie sind menschenfreundlicher und nicht so sehr interessirt, wenn sie blos für sich, als wenn sie für einen ganzen Körper handeln. Das Interesse der Fakt'on, mit welcher sie in Verbindung stehen, treibt sie allemal weiter als ihr eigener Vortheil.

Der Unterschied, den die Natur unter zwey Menschen macht, ist oft so groß, und

durch

durch Erziehung, Beyspiel, Fertigkeiten ꝛc. so sehr vergrößert, daß der verwegenste und entscheidendste Zweifler, bey so äußerst entgegengesetzten Wesen ohnmöglich den großen Abstand derselben läugnen könnte.

Man hat vor einiger Zeit über die Frage: ob der Mensch eine bloße Maschine sey? viele Streitschriften gewechselt; und es scheint, daß man damals im ganzen Ernste über eine Sache gestritten habe, deren Entscheidung nie eine so weitläufige Untersuchung würde erfordert haben, wenn man nur gleich anfänglich von beyden Seiten eine weniger wichtige und ernsthafte Miene angenommen hätte. Allein es ist auch hiebey, wie bey vielen andern Streitigkeiten gegangen, die nur deswegen noch einige Zeit dauren, weil sich oft die Gegner einander nicht verstehen. Und bey solchen Umständen ist es ohnstreitig das beste Mittel, mit beyden Partheyen in gutem Vernehmen zu bleiben, wenn man beyden gewissermaßen Recht giebt. Ich befinde mich wenigstens bey dieser Art zu philosophiren sehr wohl. — Kaum war der Beweis, daß der Mensch eine bloße Maschine seyn soll, zum Vorschein gekommen, so befürchteten schon viele, daß die Religion davon leiden würde. Sie hätten aber, meiner Meynung nach, dabey ganz ruhig seyn können. Behauptet jemand, daß der Mensch eine bloße Ma-

schine

schine sey, so kann dieses vielleicht in Absicht auf seine eigene Person wohl wahr seyn. Und was schadet es nun dem menschlichen Geschlechte, ob eine Maschine mehr oder weniger in der Welt ist? Mir ist es gleich deutlich, daß der Verfasser eines solchen Beweises wirklich eine bloße Maschine ist; er saget es selbst, und warum sollte ich ihm nicht auf sein Wort glauben? Noch nicht genug, ich gehe noch weiter, und glaube selbst, daß unter denen, die man gemeiniglich für Menschen ansieht, viele nichts anders als bloße Maschinen sind. Ich entferne mich in diesem Stücke von der Meynung derer, welche sehr gelehrt bewiesen haben, daß der Mensch keine Maschine ist. Der Grundsatz dieser Leute ist sehr vernünftig; und es ist mir selbst unendlich daran gelegen, daß er wahr sey so daß ich ihn deswegen selbst bis auf einen gewissen Punkt für wahr halte. Aber ich sehe auch auf der andern Seite so viele Wahrscheinlichkeiten, daß manche Menschen Maschinen sind, daß gewiß alle Beweise nicht vermögend seyn werden, mir diese Meynung zu benehmen. Der Mensch ist zwar von Natur keine bloße Maschine, und er ist nicht dazu bestimmt, es jemals zu werden; gewiß unläugbare Wahrheiten! welche mit dem, was ich behauptet habe, nicht übereinzustimmen scheinen. Allein ist es bey allem diesen nicht eben so gewiß und unwiderleglich, daß ich die Erfahrung

rung als die sicherste Stütze eines guten Beweises auf meiner Seite habe? Es kann seyn, daß die Menschen, die ich für Maschinen halte, ehemals Seelen gehabt haben, und auch noch bisweilen einige Würkungen einer Seele an sich blicken lassen. Ich kenne selbst Leute, die bey gewissen Umständen viele Redlichkeit und Religion geäußert haben, und jetzt große Betrüger und Freygeister sind. Diese Beyspiele sind insgesammt nicht wider meine Meynung, sondern bestätigen vielmehr dasjenige, was ich eben behauptet habe. Es waren nämlich gewisse Leute ehemals keine Maschinen, und sie waren auch nicht bestimmt, es zu seyn, aber sie sind es doch gegenwärtig.

Vielleicht aber wird man gern wissen wollen, woher es rühret, daß die Menschen, die mit einer vernünftigen Seele auf die Welt kommen, hernach in Maschinen verwandelt werden. Ich habe die Ursachen dieser Veränderung untersucht, und ich will einige davon anzeigen, welche eine lange Erfahrung bestätiget. Die Erziehung, das Beyspiel, die Mode, das Temperament und die Gewohnheit scheinen mir die vornehmsten zu seyn. Ich will über einige von diesen Ursachen nur diese kurze Anmerkungen hinzufügen.

Die Erziehung ist unstreitig der erste Grund, der viele Menschen zu Maschinen macht.

macht. Ich könnte dieses mit vielen Beyspielen bestätigen. Ich war nur vor einigen Tagen noch bey einem Manne, der sich alle Mühe giebt, seine Kinder zu bloßen Maschinen zu machen. In Gegenwart des Vaters nehmen sie sich sehr in Acht, etwas zu reden; sie machen tiefe Verbeugungen, und öffnen kaum den Mund, um einige Komplimentsformeln ganz unverständlich herzusagen, die sie auswendig gelernt haben. Kaum aber hatte sie der Vater verlassen, so näherte ich mich ihnen, erwies ihnen einige Liebkosungen, und wurde bald gewahr, daß ihre Seelen wieder die Herrschaft über ihre Körper erhielten; sie konnten mir auf meine Fragen antworten, und redeten wie andere vernünftige Menschen; kurz, sie waren gar nicht mehr die vorigen. Man hörte den Vater wieder zurück kommen, und sogleich waren auch ihre Seelen aufs neue verdunkelt, und man erblickte nichts an ihnen, als die bloßen Maschinen.

Viele Menschen werden bloß durch ihr Temperament regieret, und lassen ihre Seelen in einen tiefen Schlaf fallen. Dieses ist noch ein unfehlbares Mittel, eine Maschine zu werden. Und in der That, was ist auch das Temperament? Eine gewisse Leibesbeschaffenheit, eine gewisse Vermischung der Feuchtigkeiten und Säfte, woraus bloße Bewegungen

einer

einer Maschine erfolgen. Wie nun die Seele hieran keinen Theil hat, so darf man diese Leute auch nicht als Menschen betrachten, die mit dem Vermögen zu denken begabt sind. Einen Nothleidenden zu unterstützen, ist eine löbliche Handlung, welche eine Seele vorauszusetzen scheinet, und wenn es eine wirklich großmüthige That ist, so ist es unstreitig eine Wirkung der Seele; allein, außerdem kann sie auch nichts anders, als ein Schein, oder eine unfehlbare Folge aus den Gesetzen des Mechanismus seyn. Eine große Reizbarkeit, eine ausserordentliche Zärtlichkeit der Nerven, kann allezeit bey dem Anblicke eines Bettlers die Bewegung der Hand nach der Tasche hervorbringen, daß man ein Almosen giebt. Und nach dieser Erklärung werden viele andere Tugenden bloßer Mechanismus, wobey die Leute nichts denken, oder eine Seele nöthig haben.

Sobald sich ein Mensch an gewisse Handlungen, an eine gewisse Art zu denken gewöhnt, so läuft er Gefahr durch die Stärke der Gewohnheit eine Maschine zu werden: welches unter andern auch vielen Gelehrten begegnet.

Was soll man wohl von einem Philosophen denken, der nicht anders, als in förmlichen Schlüssen denken und reden kann? Crito, der so viele deutliche und allgemein angenommene Wahrheiten bewiesen hat, ist überall bekannt;

kannt; man nehme ihn aber aus seiner Sphä-
re, so wird er in die größte Verlegenheit gera-
then; er wird nicht im Stande seyn, einen
einzigen vernünftigen Satz zu behaupten, und
man wird nicht die geringsten Spuren eines
Verstandes bey ihm gewahr werden. Die
Seele eines Philosophen aber muß sich zu allen
Zeiten zeigen, sie muß im Stande seyn, über
alle Arten von Kenntnissen der Vernunft nach-
zudenken, und ihre Gedanken andern mitzu-
theilen. Jedoch eben dieses, was ich hier von
Philosophen behauptet habe, daß sie endlich in
der Philosophie selbst Maschinen werden, ließe
sich auch leicht von vielen Künstlern und andern
Gelehrten darthun, wenn nicht jedermann die
wirklichen Beyspiele täglich vor Augen hätte.

Es würde leicht seyn, noch mehrere An-
merkungen über diese Materie zu machen; aber
ich habe hier nur diejenigen, welche weiter nach-
denken können, auf den rechten Weg führen
wollen: sie können nun selbst die gründlichsten
Untersuchungen darüber anstellen. Mein Sy-
stem scheint zwar ziemlich verwegen zu seyn;
es ist aber keinesweges gefährlich. Es macht
zwar einige tausend Personen mehr zu Maschi-
nen, denen man vorher eine Seele abzuspre-
chen nicht gewagt hätte. Allein, was für Un-
glück kann daraus entstehen? Menschen, die
eine vernünftige Seele haben, werden diese

Maschinen regieren, und sie nach ihrem Gefallen lenken, oder sich vor ihren Bewegungen in Acht nehmen können, wenn sie Ursache haben sollten, sich vor denselben zu fürchten. Die Maschinen selbst aber werden durch dasjenige, was ich hier von ihnen gesagt habe, nicht gerührt werden, wenigstens mache ich mir nicht die geringste Hoffnung, daß diese kurze Vorlesung einigen Eindruck auf sie machen werde. Es ist zwar bey der Untersuchung dieser Sache, wie ich aufrichtig bekenne, meine erste Absicht gewesen, einige von diesen Maschinen, wo möglich, aufs neue in Menschen zu verwandeln, allein ich schmeichle mir deswegen nicht, daß es mir besser, als andern gelingen werde; weil es leichter ist, seine erste Würde zu verlieren, als die verlorne wieder zu erlangen. Es mag nun seyn, wie es will, so habe ich doch allezeit das Vergnügen, einer von denen zu seyn, die gezeigt haben, daß bey dem Streite von dem Menschen, als einer Maschine, die Thoren eben so wohl als die Weisen Recht haben.

So sehr die Menschen in ihren Gemüthsarten und ihrer Gesichtsbildung unterschieden sind, so sehr sind sie auch in der Farbe unterschieden. — Man stelle den kleinäugigen Kalmucken, den Grönländer, den stinkenden Hottentotten, den scheußlichen Brasilianer, in eine Reihe mit dem Europäer, mit dem Türken,

mit

mit dem Perser, so wird man in Versuchung gerathen, zu zweifeln, daß dieses Geschöpfe von einerley Art sind.

Alle Menschen können der Farbe nach in weiße und schwarze eingetheilet werden.

Die weißen Menschen sind entweder blendend weiß wie die weißen Mohren, welche selten über 25 Jahr alt werden, nur des Nachts sehen, einen röthlichen Stern im Auge, krauses Haar, und eine zischende Sprache haben; oder sie sind gewöhnlich weiß, wie die Europäer und ein Theil der Einwohner von Asien, nämlich die Türken, Perser, und Chinesen.

Diese gewöhnlich weißen Menschen lassen sich noch weiter eintheilen. 1) Einige sind klein, untersetzt, häßlich, und leben fast ganz allein von Fischen. Dergleichen sind die Grönländer, die Einwohner des nördlichen Theils von Amerika und von Kamtschatka, die Samojeden, die Lappländer und die Ostiaken. Alle diese haben ein plattes Gesicht, einen großen Kopf, schwarzes Haar, einen großen und dikken Mund, und sind selten über vier Fuß hoch. Sie bewohnen ein sehr kleines Klima, haben sehr schwache Seelenkräfte, und sind daher äußerst furchtsam und abergläubig. 2) Andere sind kleinäugig, häßlich, stumpfnäsig und runzlich, wie die Kalmucken und südlichen Ta-

tarn. Sie sind etwas größer als die Grönländer, aber nicht viel. Auch ihre Seele ist ein gut Theil besser beschaffen, ob sie gleich zum feinen Nachdenken nicht gemacht zu seyn scheinen. Die 3te Klasse besteht aus den Chinesen, Japanern, Formosanern und Siamesen. Diese haben auch noch kleine Augen, aber eine bessere Bildung und weißere Farbe als die vorigen. In Ansehung der Seelenkräfte kommen sie den Europäern gleich. 4) Die Peruaner, Brasilianer, und einige andere amerikanische Völker sind röthlich von Farbe und von verschiedenen Seelenkräften. 5) Die übrigen weißen Menschen sind in der regelmäßigen Bildung und in dem Gebrauche ihrer Seelenkräfte nicht sehr unterschieden. Dahin gehören die Europäer, die Türken, die Persianer, die Georgianer u. s. f.

Die schwarzen Menschen heißen gemeiniglich Mohren. Sie haben fast alle krause, wollichte Haare und dicke aufgeworfene Lippen. Sie halten die schwarze Farbe für die schönste, und die weiße für scheußlich; daher auch diejenigen unter ihnen, welche Christen sind, Christum schwarz, und den Teufel weiß zu malen pflegen. Sie sind entweder ganz schwarz, wie die Einwohner von Monomotapa, von Malabar, von Neu-Guinea von Malacka, die Mohren in Congo und die Negern; oder braun, wie die Bewoh-

ner

ner der Philippinischen Inseln, der Diebsinseln, die Ceylaner und Aethiopier; oder gelbbraun wie die Hottentotten, die Egyptier, die Maldivier, die Mogoln und andere.

Menschenliebe.

Auf einem Kaffeehause in London kamen alle Tage gegen die Mittagsstunde zween Kaufleute zusammen. Sie tranken ihren Kaffee, schwatzten, wie bey Kaufleuten gewöhnlich, vom Geldcours, von Zeitungen, und bisweilen auch, als vertraute Freunde, von solchen Dingen, die ihre häuslichen Angelegenheiten betrafen. Eines Tages kam ein Mäusefallen-Junge in ihr Zimmer. Sein Elend machte ihn demüthig, und seine einnehmende Miene erträglich. Mit dieser zwiefachen Empfehlung bot der Unglückliche seine Dienste diesen beyden Herrn an. Allein sie wiesen ihn mit einigem Unwillen ab. Der Junge, dieser unfreundlichen Aufnahme schon gewohnt, machte ruhig die Thüre wieder zu, und schlich sich ganz sachte wieder fort. Kaum war er weggegangen, als der eine Kaufmann in etwas nachdenkend wurde. Er wußte, daß man diesen armen Jungen mit einigen Groschen hätte befriedigen können, und wirklich erregte seine Härte ihm einigen Kummer. Wie wäre es, sagte er zu

seinem Freund, wenn wir einmal ein gutes Werk thäten, und einen elenden Menschen glücklich machten? Wollen wir den armen Schelm zurückrufen lassen? Ich bin es herzlich gern zufrieden, sprach der andere; bin ich doch selbst einmal in meiner Jugend durch einen Unbekannten von einigen beträchtlichen Spielschulden und Gewissensbissen befreyet worden. Sie ließen also den Burschen zurück rufen. Armer Schelm, sagte der eine Kaufmann, wünschtest du wohl deiner elenden Lebensart los zu seyn? Warum nicht, antwortete der Junge; aber da kommt es aufs Wünschen nicht an. Muth gefaßt, Junge! du sollst mit der Zeit ein reicher Mann werden. „Es beliebt Ihnen zu scherzen, meine Herren! aber haben Sie die Güte, und geben Sie mir etwas weniges meinen Hunger zu stillen, denn es ist Mittag, und ich habe seit zween Tagen nichts gegessen. Gott im Himmel wird sie dafür segnen. — Ach! seufzete er, und hier kamen ihm die Thränen in die Augen; ich hatte auch einen liebreichen, wohlthätigen Vater, der manchen Elenden aus der Noth half: aber, er starb, leider! zu frühe für mich. Die edle Dreistigkeit dieses jungen Menschen, die allemal der bedrängten Unschuld eigen ist, machte ihn bey diesen Herrn liebenswürdig. Wohlan, sagte der Eine, du sollst von einem jeden unter uns hundert Pfund Sterling haben. Wir

wollen

wollen das Geld auf einige Jahre in unsern Handel stecken. Du sollst bey uns die Handlungswissenschaft erlernen, und hernach dein Kapital mit den Zinsen auf eine dir beliebige Art nutzen. Der gute Junge wußte nicht wie ihm geschah; er dankte seinen Wohlthätern mit Mund und Herzen; sie hielten auch ihr Versprechen redlich, und der junge Mensch führte sich so auf, daß sie Ursach hatten mit ihm vollkommen zufrieden zu seyn. Nach einer Zeit von sechs Jahren kaufte man ihm eine kleine Boutike, in welcher er auf eine so glückliche Art handelte, daß er bald darauf in eine andere Stadt zog, und große Handlungsgeschäffte machte. So glücklich er war, so vergaß er doch nie den armseligen, elenden Zustand, in welchem er sich vorher befunden, und versäumte eben so wenig die Pflicht, Bedrängten beyzustehen. Es war vielmehr sein beständiges Bestreben, andere glücklich zu machen, und das Gute, das er von den Andern empfangen hatte, wieder auf Hülfbedürftige zurückfließen zu lassen.

Einst fand er einen alten Kalender der seinem sel. Vater zugehörte, wo dieser verschiedene Merkwürdigkeiten seines Lebens eingezeichnet hatte. Er las unter vielen andern auch diese Nachricht: „Den 19ten März 1698 habe ich „einen jungen Menschen, Namens A** G**,

„der mir seine dringende Noth klagte, mit „zwanzig Pfund Sterling von seinem gänzli„chen Untergang gerettet, und zur Tugend zu„rückgebracht.“ Wie erschrack nicht unser glückliche Mann, da der hier angeführte Name, grade der Name desjenigen Kaufmanns war, der ihn selbst auf dem Kaffeehause so glücklich gemacht hatte! Er schrieb sogleich an ihn, und machte ihm diese seine Entdeckung bekannt. Er bat ihn zugleich flehentlich, ihm Mittel und Wege zu zeigen, wie er ihm auch seine Wohlthaten vergelten könnte. Die Antwort blieb lange aus. Endlich erhielt er durch den Freund des Kaufmanns die Nachricht: daß sein großmüthiger Wohlthäter nach vielen erlittenen Unglücksfällen zur ewigen Ruhe eingegangen wäre. Er hätte zwar einen Sohn hinterlassen, man wüßte aber den Ort seines Aufenthalts nirgends zu entdecken. Dies beunruhigte den guten Mann nicht wenig. Er suchte unterdessen seine Unruhe einigermaßen dadurch zu lindern, daß er nothleidende Hausarme durch seine Wohlthaten ganz im Stillen erquickte. Eine andere Nachricht, die ihn ungemein betrübte, war die: Miß Sara, seine einzige Tochter, die er in seinem Ehestande erzeugt hatte, war mit einem benachbarten Handlungsbedienten in Bekanntschaft gerathen, und hatte sich mit demselben, in der Hoffnung, ihres Vaters Einwilligung zu erhalten, verlobt.

Sie

Sie wollte sich auch durch keine Vorstellungen von ihrem geliebten Gegenstand trennen lassen, der Vater mochte ihr zu Gemüthe führen, was er nur immer wollte. Sie schilderte ihm ihren Geliebten von der vortrefflichsten Seite, und bat in den rührendsten Ausdrücken um die väterliche Einwilligung zu ihrer Verheyrathung, so, daß endlich der Vater, der seine Tochter recht zärtlich liebte, dem jungen Menschen, um seine Aufführung und seinen Charakter kennen zu lernen, den Zutritt in sein Haus gestatten mußte.

Der Bräutigam kam, und that alles, um den Vater auf seine Seite zu bringen. Er wird um seinen Namen, um seine Aeltern gefragt — Und — Gott! wie erstaunte nicht der Vater, als eben dieser junge Mensch, der seither bey einem Kaufmann die Stelle eines Buchhalters vertreten hatte, der Sohn seines ehemaligen Wohlthäters war. Nunmehr stand der glückliche Vater keinen Augenblick an, in die Heyrath dieser beyden Verlobten mit Freuden einzuwilligen, und bald darauf überließ er seinem geliebten Schwiegersohne sein Vermögen und seine weitläuftige Handlung.

Menzikof.

Dieser Fürst war ein Phänomen dieses Jahrhunderts. Er war von adelichen, aber sehr armen Aeltern geboren, und als diese starben, verließen sie ihn sehr jung ohne alle Erziehung, so daß er weder lesen noch schreiben konnte, wie er es denn auch bis an seinen Tod nicht gekonnt hat. Seine Armuth nöthigte ihn, in Moskau Dienste zu suchen, wo ihn ein Pastetenbäcker in sein Haus nahm, der ihn dazu brauchte, daß er Gebackenes auf den Straßen herum tragen mußte. Da er eine gute Stimme hatte, so sang er auch allerley Lieder, wodurch er so bekannt geworden war, daß er in alle vornehme Häuser kommen durfte. Der Czaar sollte einmal bey einem Bojaren, oder großen Herrn zu Mittage speisen, und da Menzikof von ohngefähr in die Küche kam, so bemerkte er, daß der Bojar seinem Koche zu einem Gerüchte Anweisung gab, von dem er sagte, daß es der Czaar gern esse, und selbst ein Pulver als eine Art von Gewürze daran that. Der Knabe merkte sich genau, woraus dieses Gerüchte bestand, ging darauf fort, sang seine Lieder, und hielt sich in der Straße so lange auf, bis der Czaar ankam, worauf er seine Stimme erhob. Der Czaar bemerkte ihn, schickte ihm nach, und fragte ihn, ob er seinen Korb mit Pasteten verkaufen wollte?

Der

Der Knabe antwortete, daß er nur die Pasteten verkaufen dürfte, was den Korb beträfe, so müßte er erst seinen Herrn um Erlaubniß fragen; da aber seiner Majestät alles zugehöre, so brauche er ihm nur zu befehlen. Diese Antwort gefiel dem Czaar so sehr, daß er ihm befahl, bey ihm zu bleiben, und ihm aufzuwarten, welches er mit vieler Freude that. Menzikof stand bey der Mahlzeit hinter des Czaars Stuhle, und als er sahe, daß das vorerwähnte Gerücht aufgetragen, und ihm vorgesetzet wurde; so lispelte er Sr. Majestät ins Ohr, und bat, daß er nicht davon essen sollte.

Der Czaar gieng sogleich mit dem Knaben in ein anderes Zimmer, und fragte nach der Ursach, warum er ihm dies zugelispelt habe, da er denn sagte, was er in der Küche gesehen, und daß der Bojar selbst Pulver daran gethan hätte, ohne daß es der Koch gewahr geworden sey, welches ihm dieses Gerücht besonders verdächtig gemacht; daher er es für seine Schuldigkeit gehalten habe, Se. Majestät zu warnen. Der Czaar kam, ohne die geringste Veränderung der Miene, und mit seiner gewöhnlichen Munterkeit wieder an die Tafel, da denn der Bojar ihm dieses Gerücht empfahl, und sagte, es sey sehr gut. Der Czaar befahl dem Bojarn, sich neben ihm zu setzen, denn es ist in Moskau gebräuchlich, daß der Herr des

Hau-

Hauses bey Tische aufwartet, wenn er seine Freunde bewirthet. Der Czaar that hierauf etwas von dem Gerüchte auf einen Teller, und ersuchte ihn, zu essen, und ihm ein gutes Beyspiel zu geben. Der Bojar antwortete mit der größten Bestürzung, daß es dem Diener nicht zukomme, mit seinem Herrn zu essen, worauf denn der Teller einem Hunde vorgesetzet wurde, der dasjenige, was darauf befindlich war, in kurzem abräumte, aber auch gleich darauf Verzuckungen bekam, und starb. Der Hund wurde geöffnet, und als man die Würkung des Giftes deutlich fand, so wurde der Bojar sogleich bewacht, aber den nächsten Morgen in seinem Bette todt gefunden, und dadurch alle fernere Entdeckung verhindert.

Des Menzikof merkwürdiger Anfang erwarb ihm gar bald das Zutrauen seines Kayfers, der ihn, da er einer von den Geringsten und Aermsten war, zu einem der reichsten Unterthanen des rußischen Reichs machte. Er hatte nicht nur den Titel eines Fürsten in Rußland, sondern ward auch in den Fürstenstand des römischen Reiches erhoben. Er war groß, wohlgebildet von Person, und hatte viel Verstand. Er handelte als Vice-Czaar an dem kayserlichen Hofe, der Czaar selbst erschien in allen öffentlichen Zusammenkünften als eine Privatperson, und hatte aufs höchste zwey Bedien-

dienten bey sich, und anstatt einen Gefallen an Pracht und Hoheit zu haben, war sein größtes Vergnügen, sein Reich zu verbessern, welches er überall in Person besuchte. —

So groß indessen seine Talente, und so erstaunenswürdig auch sein Glück war; so mußte er dennoch der Welt zum Beyspiele der Veränderlichkeit des Glücks dienen, denn er mußte sein Leben in Sibirien, wohin er unter Peter II. verwiesen wurde, beschließen.

Merian. (Sibylla.)

War ein Frauenzimmer, die sich durch ihre Bisarrerien einigen Namen in der Welt gemacht hat. — Sie hatte einen besondern Hang zur Schwärmerey — wie sie denn eine Zeit lang zu den Labadisten oder Separatisten in Holland sich gesellte, die da glauben, es sey niemand recht getauft, als sie: und es war ein außerordentlicher Entschluß, sich in etlich und funfzigstem Jahre nach Surinam einzuschiffen, um die Schmetterlinge nach der Natur zu zeichnen. Indessen hat doch diese letztere Schwärmerey etwas löbliches, und es ist eine von der Art, ohne die nichts Großes zu Stande gebracht wird. Daher hat sie viele Verdienste um die Malerey sowohl, als die

Na-

Naturkunde. Schon im Jahre 1679 und 83. gab sie zwey Bücher von teutschen Insekten heraus, nach ihrer Zurückkunft aus Amerika aber im Jahre 1705 die Verwandlung der Surinamschen Insekten, ihr Hauptwerk, von dem sie selbst viele Kupferstiche recht schön illuminiret hat. Sie starb am 19ten Jenner 1717.

Messe.

Die Römischkatholischen verstehen unter diesem Worte, das bey der Haltung des Abendmahls gebräuchliche Officium oder Gebeth; oder die Consecration des Brodts und Weins, wodurch selbige in den Leib und Blut Christi verwandelt, und also verwandelt als ein Versöhnungs-Opfer für die Lebendigen und Todten Gott geopfert werden. Wer erwäget, daß das Wort: Missa, in der alten Kirche nicht einem besondern, sondern jedem Theile des Gottesdienstes insgemein beygeleget worden, der kann erkennen, daß die römische Kirche diesem Ausdrucke eine neue Bedeutung beygelegt.

Die römische Lehre von der Messe wird vollkommen in folgenden Worten erkläret: „da „die Menschen täglich eines Opfers vonnöthen „haben, um sowohl Gottes unumschränkte Ge-

„walt

„walt zu erkennen, als von ihm die Verge-
„bung ihrer Sünden zu erhalten, so würden sie
„doch unfähig seyn, ihm ein Opfer zu brin-
„gen, das seiner höchsten Majestät zu Ehren
„gereichte, und ihre Verbrechen versöhnte,
„wenn sich nicht Jesus Christus Gott für sie
„in dem Meßopfer gegeben hätte. Gott kann
„die Hostie nicht verwerfen, sintemal sein Sohn,
„der Gegenstand seiner Zärtlichkeit, darinn ihm
„geopfert wird. Der Unterschied zwischen dem
„blutigen Opfer am Creuze, und dem unblu-
„tigen in der Messe besteht darinn, daß Jesus
„Christus in dem ersten sich selbst für die Men-
„schen geopfert, ohne daß sie etwas oder sich
„selbst mit ihm opferten; aber in der Messe
„opfert sich Jesus Christus selbst, und wird
„auch von den Menschen geopfert; die Kirche
„opfert ihn Gott, und er sich selbst mit ihr *).

Wie die Messe überhaupt eine Vorstellung von dem Leiden unsers hochgelobten Heilandes ist; so soll die Handlung des Priesters, und jeder Theil seines Dienstes auf die besondern Umstände der Passion anspielen. Die Aehnlichkeit der Meßgebräuche mit derselben besteht in fünf und dreyßig unterschiedenen Handlungen, nämlich:

1) Der

*) Religion Ceremon. of the Mass.

1. Der Priester geht zu dem Altare — Jesus Christus geht in den Gelgarten.
2. Der Priester fängt die Messe an — Jesus Christus geht beten.
3. Die Beichte. — Das Seelenleiden Jesu Christi im Garten.
4. Der Priester küsset den Altar — Jesus Christus wird durch einen Kuß verrathen.
5. Der Priester gehet auf die Seite des Altars, wo die Epistel liegt — Jesus Christus wird gefangen genommen und gebunden.
6. Der Eingang — Jesus Christus wird vor den Hannas geführt.
7. Der Priester saget das Kyrie Eleison dreymal — Der heilige Peter verläugnet seinen Herrn dreymal.
8. Der Priester wendet sich gegen das Volk und spricht: Dominus vobiscum, oder der Herr sey mit euch — da Jesus Christus sich umwendet und Petrum ansiehet, so weinet dieser.
9. Der Priester liest die Epistel — Jesus Christus wird vor dem Pilatus verklagt.
10. Der Priester betet sachte: Munda cor: oder — reinige unser Herz — da Jesus

sus Christus vor dem Herodes verklagt wird, so antwortet er kein Wort.

11. Der Priester liest das Evangelium. — Jesus Christus wird vom Herode zu Pilato zurückgeschickt.

12. Der Priester machet den Kelch auf. — Jesus Christus wird entblößt, damit er gegeißelt werde.

13. Die Oblation der Hostie. — Jesus Christus wird an eine Säule gebunden und gegeißelt.

14. Der Priester decket den Kelch zu. — Jesus Christus wird mit Dornen gekrönt.

15. Der Priester wäscht seine Hände. — Pilatus wäscht seine Hände, und erklärt Jesum für unschuldig.

16. Der Priester kehret sich gegen das Volk, und spricht Orate fratres, oder laßt uns beten — Jesus Christus wird mit einem Purpurrocke bekleidet.

17. Der Priester saget die Präfation. — Jesus Christus wird zur Creuzigung verdammt.

18. Der Priester faltet seine Hände und bittet für die lebenden Gläubigen. — Jesus Christus trägt sein Creuz und gehet zum Sterben, damit wir leben mögen.

19. Der Priester bedecket mit einem Tuche, die Hostie und den Kelch. — Die heilige Veronica reichet Jesu Christo ihr Handtuch.

20. Der Priester machet das Zeichen des Creutzes über die Hostie und den Kelch. — Jesus Christus wird an das Creutz genaglet.

21. Der Priester betet die Hostie an, ehe er sie in die Höhe hebt. — Jesus Christus wird an dem Creutze erhöhet.

22. Der Priester hebt den Kelch in die Höhe. — Das Blut Jesu Christi wird am Creutze vergossen.

23. Der Priester saget das Memento für die verstorbenen Gläubigen. — Jesus Christus bittet für seine Gläubigen.

24. Der Priester betet: Nobis quoque peccatoribus, oder wie auch für uns Sünder. — Jesus Christus verheißt dem frommen Schächer das Paradies.

25. Das Vater Unser. — Jesus Christus gebeut der Jungfrau, den heiligen Johannes als ihren Sohn anzusehen.

26. Der Priester zerbricht die Hostie. — Jesus Christus giebt den Geist auf.

27.

27. Der Priester wirft ein Stückgen von der Hostie in den Kelch. — Jesus Christus fährt zur Höllen.

28. Der Priester schlägt an seine Brust und betet das Agnus Dei. — Die Jünger kehren von der Creuzigung zurück und schlagen an ihre Brust.

29. Der Priester genießt das Abendmahl. — Jesus Christus wird begraben.

30. Der Priester verrichtet die Abwaschung. — Der Leichnam Jesu Christi wird einbalsamirt.

31. Die Nachcommunion. — Die Auferstehung Jesu Christi.

32. Der Priester kehrt sich gegen das Volk, und spricht: Dominus vobiscum. — Jesus Christus erscheint seiner Mutter und seinen Jüngern.

33. Das Schlußgebet. — Jesus Christus besuchet und unterweiset seine Schüler vierzig Tage.

34. Der Priester kehrt sich gegen das Volk und saget: Ite, missa est, oder gehet, es ist aus. — Jesus Christus fähret gen Himmel.

35. Der Priester ertheilt den Segen. — Jesus Christus sendet den heiligen Geist denen Aposteln. *)

*) Explicat. de la Messe.

Die unterschiedenen Stellungen während der Messe haben auch ihre Bedeutungen. Das Knien ist ein Zeichen der Erniedrigung und Buße frommer Christen. Das Stehen ist ein Merkmal des Vertrauens, womit wir zu Gott beten müssen, und des Muthes, mit welchem wir seinen Willen zu vollbringen verpflichtet sind. Und das Sitzen ist ein Bild der Festigkeit und nothwendigen Entschliessung in unserer Pflicht zu verharren.

Es giebt eine große Anzahl unterschiedener oder veranlaßter Messen in der römischen Kirche; wovon viele nichts eigenthümliches haben, als den besondern Namen. Dergleichen sind: die Messen der Heiligen; die Messe der heiligen Maria des Schnees, welche am 5ten August gelesen wird; die Messe der heiligen Margaretha, der Patronin der Sechswöchnerinnen; und die drey Messen am Feste des heiligen Täufers Johannes, welche sich auf das dreyfache in dem Leben dieses Heiligen befindliche Geheimniß, nämlich die Taufe, Nasiraat und Amt eines Vorläufers Jesu Christi beziehen. Dahin gehöret auch die Messe der unschuldigen Kinder, wo das Gloria in excelsis und das Halleluja weggelassen werden, weil es ein Tag des Traurens ist, da der Altar violet farbig gekleidet wird. *)

Auf

*) Casal de rit: Cassand de reb. Liturg.

Auf Befehl der Päbste Pius V. und Clemens VIII. haben einige französische Heiligen ihre Messen eingebüßet; z. B. der heilige Bigobert, der heilige Wilhelm, der heilige Maur, der heilige Bonet ꝛc. sind degradirt worden, um einigen Italiänischen Heiligen Platz zu machen.

Was die ordentlichen Messen betrift, so giebt es einige derselben, welche für die geistlichen Seelen gelesen werden, um sie entweder aus dem Fegfeuer zu reissen, oder zum wenigsten es ihnen zu lindern. Wem seine Seligkeit am Herzen liegt, der muß dieses Stück nicht vergessen. Man muß dem Pfarrer in dem letzten Willen einen nothwendigen Gehalt anweisen, damit man sich von der ewigen Marter, die man verdienet hat, entledige. In Spanien, Portugal und Italien trägt es sich oft zu, daß die Seelen der Gläubigen die ersten Erben derer Güter werden, die sie in der Welt hinterlassen haben. Der Sterbende bestellt manchmal für seine Seele zwanzig oder dreyßig tausend Messen, und trägt es demjenigen Pfarrer, in welchen er das meiste Vertrauen setzet, auf, ihm dieses Kapital sogleich nach seinem Abgange aus dieser Zeitlichkeit in die andere Welt nachzusenden. Es giebt auch Privatmessen, die wegen verlorner oder gestolner Güter oder Viehes; für die Gesundheit,

Reisende, oder zur Danksagung gegen Gott und so weiter gelesen werden. Alle diese Messen führen den gemeinschaftlichen Namen der gelobten Messen. Auf der See liest man trockne Messen, weil man bey solchen den Kelch aus Furcht, es möchte durch die Bewegung des Schiffes etwas von dem konsecrirten Weine verschüttet werden, wegläßt.

Die Messen werden überhaupt in die hohen und niedrigen Messen eingetheilt. Die hohe, oder große Messe wird von den Chorsängern gesungen, und unter dem Beystande eines Diaconi und Unterdiaconi gehalten. Die niedrige Messe heißt diejenige, in welcher das Gebet bloß ohne Singen hergesagt, und ohne viele Ceremonien, oder dem Beystande des Diaconi und Unterdiaconi gehalten wird. Wenn ein Bischof die hohe Messe verrichtet, so beobachtet man viel mehr Ceremonien und Pracht, als sonsten. Bey dieser Gelegenheit findet der Gläubige in jedem Stücke des Puzzes desselben große Geheimniße. Die Stola bildet das Joch des Evangelii ab. Die Dalmatica, welche die Gestalt eines Creutzes hat, zeiget an, daß wir der Welt gecreutziget seyn müssen. Die Alba ist ein Sinnbild der Reinigkeit und Unschuld. Der bischöfliche Ring ist ein Merkmal der geistlichen Vermählung des Bischofs mit der Kirche; sein Stab bedeutet sein väterliches Ansehen ꝛc.

Allein,

Allein, bey keiner Messe werden so viele Ceremonien beobachtet, als bey der, welcher sich der Pabst selbst unterzieht. Diese päbstliche Messen sind in unterschiedenen Dingen, von den Messen der Cardinäle oder anderer Prälaten unterschieden. Denn erstlich empfängt Se. Heiligkeit, ob sie schon auf dem Altare konsecriret, die Communion auf ihrem Thron sizzend. Man giebt davon unterschiedene Gründe an, vornehmlich sagt man, der Altar bilde den Saal ab, wo unser Erlöser das unblutige Opfer seines Leibes eingesetzet habe; aber der Thron des heiligen Vaters stelle das Creutz Jesu Christi vor, und die Communion des Pabstes bedeute das blutige Opfer unsers Herrn. Der Pabst soll folglich, wenn er auf dem Throne in seinem Putze sitzt, eine Abbildung von Jesu Christo seyn.

Hiernächst werden, wenn der Pabst das Amt hält, zwey Evangelia, eines griechisch, und das andere lateinisch gesungen. Se. Heiligkeit sauget den konsecrirten Wein aus dem Kelche durch eine kleine goldene Röhre. Vormals hatte die Geistlichkeit, wenn sie den Layen die Communion reichte, diese Gewohnheit eingeführet, weil sie die übertriebene Furcht gehe-get, es möchten einige Tropfen von dem Blute unsers Heilandes durch die Unvorsichtigkeit des Volks verschüttet werden. Allein das goldne

Röhrgen wird jetzt nur zu der Communion des Pabstes behalten. Bey dieser Gelegenheit theilet der heilige Vater Ablaß auf einige Jahre unter die Versammlung aus. Wenn diese Ceremonie vorbey ist, so wird Sr. Heiligkeit ein Beutel mit fünf und zwanzig Stücken alter Julius Münze pro bene cantata Misla, oder für die gesungene Messe, überreichet. Wenn für die Todten Messen gelesen werden; so ist der Altar auf traurige Weise bekleidet, und seine Verzierung besteht bloß in einem Creutze, das mitten zwischen sechs gelben Wachslichtern steht. Die Kleidung des Meßpriesters und das Meßbuch sind schwarz. Viele Theile des Officii werden weggelassen, und das Volk bekommt keinen Segen. Wird die Messe für jemanden, dem sein Rang, oder Tugenden einen Vorzug gegeben, gelesen, so begleitet sie eine Leichenrede. Man errichtet auch eine Chapele ardente, oder man umgiebt den ausgesetzten Todten mit gelben Wachskerzen, in der Mitte der Kirche, oder bey seinem Grabe; wo ihn der Priester auf eine feyerliche Weise von seinen Sünden lossprícht. Die alten Römer hatten ihre Inferias oder den Dienst für die Todten; und dieser Gebrauch schlich sich sehr zeitig in die christliche Kirche ein, denn wir finden, daß für die Seele Constantinus des Großen öffentliche Gebete angestellet worden, und daher ist der jetzige Gebrauch der Messen für die Verstorbenen

benen entstanden, welcher um das sechste Jahrhundert eingeführet worden. Man hat gestritten, ob es sich schicke oder erlaubt sey, daß eine Person mehr als einmal in einem Tage die Messe lese. Das Ansehen des Pabstes Leo streitet für die, welche es behaupten, und die, welche es läugnen, berufen sich auf unterschiedene Kirchenversammlungen.

Es giebt ferner eine Eintheilung der Messen nach den Ländern, wo sie gebräuchlich gewesen, oder noch sind z. E. die gothische Messe in Spanien, welcher sich die Gothen, als sie dieses Land inne hatten, bedienten, und die immer noch zu Toledo und Salamanca beybehalten wird. Sie heißt Misa Mosarabum, weil die Christen damals Mozaraben, das ist mit den Arabern vermengte genennet wurden. Die gallische Messe ist diejenige, welche bey den alten Galliern vor Carl dem Großen gebräuchlich war. Die Ambrosianische Messe ist von dem heiligen Ambrosius verfertiget worden, und wird nur zu Meyland, wo er Bischoff gewesen, gebraucht. Endlich hat man die römische Messe, welche in den Kirchen zu Rom, und nunmehr fast in allen andern römisch-katholischen Kirchen gebräuchlich ist.

Die Misa Præsanctificatorum, oder die Messe der vorhergeheiligten ist der griechi-

schen Kirche eigen. In solcher werden keine Elemente consecriret, sondern nachdem einige Lieder gesungen worden, so empfängt man das Brodt und den Wein, welches beydes zuvor consecrirt worden. Diese Messe wird die ganze Fasten hindurch, die Sonnabende, Sonntage und das Fest der Verkündigung Mariä ausgenommen, gehalten. Der Priester zählt die Tage der folgenden Woche, an welchen sie gehalten werden muß, an den Fingern her, und schneidet auf dem Altare so viel kleine Stückgen Brodt ab, als er Messen zu lesen hat, und nachdem er sie consecriret, tunket er sie in Wein und leget sie in eine Büchse, aus der er bey jeder Veranlassung einige in einem Löffel herausnimmt, in ein Näpfgen thut, und auf den Altar setzt. Für diese Gewohnheit wird der zwey und funfzigste Kanon der Kirchenversammlung in dem Trullum angezogen *)

Bey einigen Feyerlichkeiten, insonderheit an dem heiligen Abende vor Weynachten wird die Messe in der römischen Kirche um Mitternacht gehalten. Einige schreiben die Einführung der Mitternachts-Messe dem heiligen Telespherus zu, welcher den päbstlichen Stuhl in der Mitte des zweyten Jahrhunderts besessen

*) Bona rer. lib. I. cap. 15.

sen. Allein, der Kardinal Bona glaubet, daß solche vor der Regierung Julius I. nicht jährlich zu bestimmten Zeiten gehalten worden. Gregor der Große gedenkt dieser Messe etlichemal in seinen Schriften.

Die Kirche des heiligen Markus zu Venedig hat das Vorrecht, die Mitternachts-Messe um 6 Uhr des Abends zu halten. Die Unordnungen, welche vorfielen, als solche um Mitternacht gehalten wurde, gaben zu dieser Nachsicht Gelegenheit.

Wenn die Catholiken zum Gottesdienst in die Messe gehen wollen, so heißt dies gewöhnlich: sie wollen eine Messe hören. Dieser Ausdruck scheint aber sehr unbestimmt zu seyn, weil die Messen gewöhnlich nur stille, und zwar in einer ganz anderen, als in der Landessprache, gelesen werden. — Je geschwinder indessen der Priester die Messe wegliest, desto mehr scheint man ihn zu lieben, und bringt er eine etwas längere Zeit zu, als gewöhnlich, so bekommt er sicher den Namen Pater Langsam, und hat nur alte Betschwestern, selten aber junge Stutzer und Buhlschwestern zu Zuhörern. —

Die Geistlichen versichern uns, daß die Messen zu Erlösung der armen Seele aus dem Fegfeuer das sicherste Hülfsmittel sind. — In

der

der Allerseelen-Oktav wenden daher besonders die Mönche in ihren Predigten, die zu der Zeit täglich mit vielem Eifer gehalten werden, alle Künste der Beredtsamkeit an, die guten Christen anzufeuern, für die Erlösung der Seelen ihrer Voreltern häufige Messen lesen zu lassen, — versteht sich ums Geld. — Sollten diese Messen nicht noch viel verdienstlicher und besserwirkend seyn, wenn sie von den guten Vätern (die ohnedies ihr Auskommen haben,) umsonst, und besonders für die armen Leute als ein Almosen, (weil doch die Mönche selten mit einem klingenden Almosen zu dienen pflegen) gelesen würden? Ist es nicht hart, daß die Seelen der Armen, aus Mangel einer bezahlen könnenden Messe, länger im Fegfeuer braten sollen, als die der Reichen, für welche, da es nur auf Geld ankommt, eher zehn als für den Armen Eine gelesen werden kann?

Mexicaner.

Der Verfasser der philosophischen und politischen Geschichte, hat uns die Mexikaner als sanftmüthige Leute beschrieben, allein ihr Aberglaube hatte sie allein zu Barbarn gemacht.

„Ihre Priester, sagt er, waren Ungeheu-
„er, welche den schrecklichsten Mißbrauch von

„einem abscheuvollen Gottesdienst machten,
„womit sie die Leichtgläubigkeit der Nation be-
„thörten. Sie erkannten, wie alle policirte
„Völker, ein höchstes Wesen, ein künftiges Le-
„ben mit seinen Strafen und Belohnungen:
„aber diese nützlichen Glaubenslehren waren
„mit so vielen Ungereimtheiten vermischt, daß
„sie beynahe unglaublich wurden.

„In der mexikanischen Religion erwarte-
„te man das Ende der Welt, mit dem Ende
„eines jeden Jahrhunderts; und dieses Jahr
„war in dem Reich eine Zeit der Trauer und
„Bestürzung. Die Mexikaner ruften unter-
„geordnete Götter an, wie es andere Nationen
„gethan haben. Die mindeste dieser Gottthei-
„ten hatte ihre Tempel, Bilder, Geschäffte,
„und ihre besondere Macht.

„Unter andern seltsamen Gebräuchen
„wählten sie alle Jahr einen Sclaven. Man
„sperrte ihn in den Tempel ein, betete ihn an,
„räucherte ihm, rufte ihn an, und erwürgte ihn
„endlich mit der größten Feyerlichkeit.

„Aber die Mexikaner schlachteten auch
„die Kriegsgefangenen in dem Tempel ihres
„Kriegsgottes. Die Priester aßen hernach
„diese Gefangenen, und schickten Stücke davon
„an den Kayser und die vornehmsten Personen
„des Reichs. Wenn der Friede einige Zeit

„gedau-

„gedauert hatte, ließen die Priester dem Kay-
„ser sagen, daß ihre Götter Hungers stürben;
„und aus der einzigen Absicht Kriegsgefange-
„ne zu machen, fieng man den Krieg wieder
„an.

„In allem Betracht hatte diese Reli-
„gion der Mexikaner viel grausames und schrek-
„liches. Ihre meisten Ceremonien waren trau-
„rig und blutig. Sie hielt den Menschen un-
„aufhörlich in Furcht. Sie muste die Men-
„schen zu Sclaven, und die Priester allmächtig
„machen. Man kann den Spaniern eben kein
„Laster daraus machen, daß sie gegen diese un-
„gereimte Barbareyen aufgebracht wurden;
„aber es war nicht nöthig, sie durch größere
„Grausamkeiten zu zerstören. Man muste sich
„nicht über das in dem ersten Tempel der
„Stadt versammlete Volk aufmachen, und es
„erwürgen. Man muste die Großen des
„Reichs nicht ermorden um sie zu berauben.

Die Regierungsform zu Mexiko.

„Es war ein Wahlreich und einige Könige oder
„Caciquen wählten den Kayser. Gewöhnli-
„cherweise wurde es einer aus ihnen. Man
„ließ ihn schwören, daß, so lange er herrschen
„würde, es allemal zur rechten Zeit regnen,
„die Flüße nichts verheeren, die Felder nicht
„unfruchtbar seyn, und die Menschen durch bös-
„artige Einflüße einer ansteckenden Luft nicht

„auf-

„aufgerieben werden sollten. Diser Gebrauch „scheint noch von einer Theocratie herzukom„men, wovon man fast bey allen Nationen des „Erdbodens Spuren findet. Vielleicht war „aber auch der Endzweck dieser sonderbaren Ge„sinnung, den neuen Landesfürsten zu erinnern, „daß, da das Unglück eines Staats beynahe allemal von den Unordnungen einer „schlechten Verwaltung herkömmt, er „mit so viel Mäßigkeit und Weisheit „herrschen sollte, daß man die öffentlichen „Unglücksfälle nie für eine Wirkung „seiner Unbesonnenheit oder für eine ge„rechte Strafe seiner Ausschweifungen an„sehen könnte.

„Sie hatten die schönsten Gesetze, welche „sie verpflichteten, die Krone nur dem Verdien„ste aufzusetzen; aber ihre Priester hatten einen „allzugroßen Einfluß auf die Wahlen. — — „Beynahe alle Formalitäten der Gerichtsstu„ben, und das ganze Hof-Ceremoniel waren „durch die Religion geheiliget. Die Gesetze „straften die Verbrechen, welche überall ge„straft werden, aber ihre Priester retteten oft „die Verbrecher. Unter ihren Gesetzen sind „zwey besonders merkwürdig. Sie verurtheil„ten diejenigen zum Tode, welche die Heiligkeit „ihres Gottesdienstes, oder die Majestät ihres „Fürsten verletzt hatten. Diese Gesetze erleich„ter-

„ter-

„terten (bey ihnen) oft die Ausübung der Rache „einiger Privatleute, oder die Ausführung ei„gennütziger Absichten ihrer Priester und Höf„linge. Dadurch kamen viele Unschuldige um „ihr Leben, und die Mexikaner fühlten die gan„ze Schwere eines doppelten Joches, nämlich „des Despotismus und des Aberglaubens.“

Je seltner in der Geschichte der meisten Nationen Männer vorkommen, welche der Menschheit Ehre machten, um so viel eifriger muß man sich angelegen seyn lassen, sie überall aufzuspüren, wo man sie verborgen zu seyn vermuthet. In der Geschichte der unterjochten Amerikaner ist man wieder einmal so glücklich, einen so rechtschaffnen Mann zu finden. Dies ist der berühmte Bischoff Bartholomäus Las Casas.

„Dieser in den Jahrbüchern der neuen „Welt so berühmte Mann, hatte seinen Vater „auf der ersten Reise mit dem Columbus beglei„tet. Die Einfalt und Sanftmuth der Indi„aner rührte ihn so sehr, daß er in den geistli„chen Stand trat, um an ihrer Bekehrung zu „arbeiten. Da er aber so viel Menschlichkeit „besaß, so hatten ihn die Grausamkeiten, wel„che seine Landesleute an diesen Unglücklichen „ausübten, beynahe noch mehr als ihr Aber„glaube aufgebracht. Man sah ihn unaufhör„lich

„lich von einer Halbkugel zur andern fliehen,
„um Völker zu trösten, die er schützte, oder
„um ihre Tyrannen menschlicher zu machen.
„Dieses Verhalten, wodurch er den Mexika-
„nern ein Schutzgott, und den Spaniern ein
„Schrecken ward, beförderte seine Absichten
„nicht so glücklich, als er sich versprochen hatte.
„Die Hoffnung, durch einen verehrungswürdi-
„gen Charakter die Spanier in Ehrfurcht zu
„erhalten, bestimmte ihn, das Bißthum von
„Chiapa in Mexiko anzunehmen. Als er
„überzeugt war, daß diese Würde ein unzu-
„reichender Damm gegen den Geiz und die
„Grausamkeit, die er aufhalten wollte, wäre,
„legte er sie wieder ab.

„Damals forderte dieser muthvolle, stand-
„hafte und uneigennützige Mann, seine Nation
„vor den Richterstuhl der Welt. Er klagte sie
„in seiner Abhandlung wegen der Tyranney an,
„die sie in Indien ausgeübet, und daß sie funf-
„zehn Millionen Menschen hingerichtet habe.
„Man tadelte die Bitterkeit seiner Schreibart,
„aber niemand überzeugte ihn, daß er etwas
„übertrieben hätte. Seine Schriften, wo die
„Schönheit seiner Seele, und die Größe seiner
„Gesinnungen aus jedem Zug hervorleuchtet,
„prägten seinen barbarischen Landsleuten einen
„Schandfleck ein, welchen die Zeit noch

„nicht vertilget hat, und immermehr vertilgen „wird.“ *)

Es ist bekannt, daß die Mexikaner sehr wenig Bedürfniße hatten, und eben derowegen wundert sich der V. „wie sie in die Sclaverey haben gebracht werden können.“ Daß, sagt er die Bürger, welche an die Süßigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens gewöhnt sind, sie alle Tage mit dem Opfer ihrer Freyheit erkaufen, ist für den Verstand nichts unbegreifliches; aber daß unglückliche Völker, denen die Natur wirklich mehr Glück, als der grausame Vertrag, der sie vereinigt, darbietet, in der barbarischen Dienstbarkeit bleiben, und nicht denken, daß sie oft nur über einen Fluß schwimmen dürften, um frey zu seyn: dieses würde man niemals begreifen, wenn man nicht wüßte wie sehr die Gewohnheit, und der Aberglaube die menschliche Gattung verändern. — —

Mes-

*) Wer von ihnen meine Leser, würde den Charakter des Cortez dem Charakter des Las-Casas vorziehen? — Gleichwohl ist der Barbar Cortez in mehr als einem Heldengedichte besungen bis in den Himmel erhoben, mit Ehren und Reichthümern überhäufet, und der menschliche Las-Casas, — vielleicht noch nach seinem Tode beschimpfet worden. Lernet hieraus, wem man Achtung bezeuget, und wer sie verdient!

Messias.

Von diesem hatten die Alten von den Propheten unterrichteten Hebräer sehr deutliche Begriffe. Diese veränderten sich aber nach und nach dergestalt, daß sie zu der Zeit da Jesus Christus sich in Judäa offenbarte, einen weltlichen Monarchen und Eroberer erwarteten, der sie von der römischen Bothmäßigkeit befreyen sollte. Daher kam es, daß sie sich an den äußerlichen Umständen, Niedrigkeit, und anscheinenden Schwachheit unsers Heilandes sehr ärgerten, und dieses hielt sie ab, ihn für den von ihnen erwarteten Messias und Christum zu erkennen.

Die spätern Juden sind in noch größere Irrthümer verfallen, und haben seltsame und ihren Voráltern ganz und gar unbekannte Begriffe von dem Meßias zusammengesetzt. Einige meyneten, es sey derselbe schon in der Person des Königs Hiskias gekommen. Diese Meynung scheint der berühmte Hillel, so vor Christi Geburt lebete, zuerst befördert zu haben. Andre glaubten, die Lehre von der Zukunft des Meßias sey kein Glaubensartikel, und derjenige, der solche läugne, mache nur eine kleine Lükke in das Gesetz; und er beraube den Baum nur eines Astes, ohne der Wurzel zu schaden. Solches behauptete der Jude Joseph Albo

in einer in Spanien in Gegenwart des Pabstes Benedikt XIII. gehaltenen Unterredung. Nach dem Buxtorf halten die meisten neuern Rabbinen dafür, daß der Meßias schon vor einer ziemlichen Zeit gekommen sey; daß er sich aber in einem oder dem andern Theile der Welt verstecke, und sich wegen der Sünden der Juden nicht offenbaren wolle. Einige räumen ihm das irdische Paradies zu seiner Wohnung ein, andere die Stadt Rom, wo er sich unter den Aussätzigen und Kranken vor dem Stadthore verberge und warte, bis der Elias komme, und ihn den Menschen offenbaren werde.

Allein, nach der gemeinsten Meynung der Juden, ist der Meßias noch nicht gekommen, und sie gehen in Absicht auf die Zeit und andere Umstände seiner Zukunft seltsam von einander ab. Einige erwarten ihn beym Schlusse von sechs tausend Jahren nach der Schöpfung. Sie setzen die Geburt Jesu Christi in das Jahr 3761. Setzet man zu dieser Zahl das gegenwärtige Jahr 1787, so werden 5548 herauskommen; folglich müssen sie noch vier hundert und 62 Jahre warten. Kimchi, welcher in dem zwölften Jahrhunderte lebte, hielt die Zukunft des Meßias für sehr nahe. Andere haben seiner Erscheinung unterschiedene Zeiten bestimmt, wovon viele verflossen, und sie folglich in ihrer Hoffnung betrogen worden; daß sie solcher-

gestalt

gestalt über diese Ungewißheit so verdrüßlich geworden, daß sie allen denjenigen ein Anathema angekündiget haben, welche sich unterstehen würden, die Ankunft des Meßias auszurechnen.

Um diejenigen Weissagungen, welche einander zu widersprechen scheinen, zu vereinigen, so nehmen einige ihre Zuflucht zu der Hypotheses von zween Meßiis, die auf einander folgen sollen; der eine ist niedrig, arm und voll Leiden, der andere aber besitzt Ehre, Pracht und Macht. Der erste wird aus dem Stamme Josephs und aus dem Hause Ephraim entspringen. Sein Vater wird Huziel und er selbst Nehemia heißen. Der zweyte Meßias soll in dem Hause Davids gebohren werden, den Tempel zu Jerusalem wieder aufbauen und die ganze Welt beherrschen.

Unser hochgelobter Heiland hat es vorher verkündiget, daß falsche Christi entstehen, und durch ihre Zeichen und Wunder die Auserwählten der Gefahr des Betrugs aussetzen würden. Matth. 24. Der Ausgang hat diese Vorherverkündigung bestätiget; denn jedes Jahrhundert hat unter den Juden vermeynte Meßiasse hervorgebracht, davon einer nach dem andern viele unter dieser Nation betrogen hat. Einer erschien sogar in dem ersten Jahrhunderte selbst: ich meyne den Simon Magus,

der sich zu Samaria für die große Kraft Gottes ausgab. In dem folgenden Jahrhunderte stund der berüchtigte Betrüger Barchochab auf. Er soll diesen Namen, welcher einen Sternsohn bedeutet, wegen der Prophezeyhung Bileams, es soll ein Stern aus Jacob aufgehen, angenommen, und diese sich als dem Meßias zugeeignet haben. Er bewegte die Juden unter dem Adrian zu einem Aufruhre. Die Juden sagen, er habe fünf und zwanzig tausend Schüler gehabt; Gott habe ihm solche Sachen offenbaret, welche er dem Moses verborgen; und ein ganzes Buch könne seine merkwürdigen Handlungen und Reden nicht fassen. Er soll, um die Juden zu hintergehen, angezündetes Stroh in den Mund genommen, und Flammen ausgespien haben. Er befestigte viele Plätze, und tödtete unzählige Menschen. Insonderheit wütete er heftig wider die Christen, und ermordete eine große Menge derselben.

Der Kaiser Adrian schickte den Julius Severus gegen ihn und seinen Anhang, welcher sie partheyenweise angriff, und sie hin und wieder gefangen nahm. Zuletzt schloß er sie in Belter ein. Die Belagerung währte lange, und die Juden vertheidigten sich hartnäckig. Endlich ward die Stadt eingenommen, und der Krieg, worinn Barchochab umkam, geendiget.

diget. Die Juden sagen, er sey in die Hände der Römer gefallen, die ihm die Haut mit eisernen Zangen abgezogen. Sie setzen hinzu, Adrian habe aus Neugierigkeit seinen Körper sehen wollen; als aber die Boten ihn aufheben wollen, so habe sie eine an dessen Nacken hängende Schlange erschreckt; worauf sie erkannt, daß allein Gott einen solchen Mann tödten könne.

Es ist eine unglaubliche Menge Juden wegen dieses falschen Meßias umgekommen. Die Juden selbst geben vor, daß mehrere von ihnen in diesem Kriege getödtet worden, als aus Aegypten gegangen wären; daß die Blutströme so stark gewesen, daß sie vierpfündige Steine in die vier Meilen weit abgelegene See geführet; und daß die Einwohner in sieben Jahren ihr Land nicht düngen dürfen, weil die Leichname die Aecker fruchtbar gemacht. Viele Juden wurden auf dem Jahrmarkte zu Therebintus und andere zu Gaza verkauft. Viele wurden nach Aegypten geführet, und kamen durch Schiffbruch, Hunger, oder die Hand der Heiden um. Um 434 warf sich in der Insel Candia ein falscher Meßias mit Namen Moses auf, und gab sich für den alten Gesetzgeber der Juden aus, der gesandt worden, die hier befindlichen Juden in eine herrliche Freyheit zu versetzen, und ihnen einen Durchgang durch die See in das Land der Verheissung zu

verschaffen. Die Einwohner besaßen so viel Thorheit, daß sie ihm glaubten, und viele sprangen in das Meer, hoffende, er werde ihnen einen sichern Weg eröffnen. Verschiedene ersoffen, und die andern retteten sich so gut sie konnten. Man suchte den Betrüger auf, um ihn zu bestrafen, aber er war verschwunden. Dieses erweckte den Argwohn, daß man glaubte, der Teufel habe in angenommener menschlichen Gestalt die Juden gemißhandelt. Im Jahre 530 kam in Palästina ein falscher Meßias mit Namen Julian zum Vorscheine. Er wollte seine Anhänger durch die Waffen von der Unterdrückung der Christen befreyen. Aber der Kaiser Justinian schickte den letztern Hülfsvölker, welche ihn gefangen nahmen, worauf er hingerichtet, und sein Anhang zerstreuet wurde. Im Jahr 714 wollte der Jude Serenus seine spanischen Brüder nach Palästina führen, und daselbst sein Reich aufrichten. Unterschiedene glaubten an diesen neuen Meßias und fielen ihm zu. Allein seine Betrügerey ward bald entdeckt, und sie hatten Zeit, ihre Leichtgläubigkeit zu bereuen.

Das zwölfte Jahrhundert war an falschen Meßiis sehr fruchtbar, indem ihrer nicht weniger, als sieben oder achte in Frankreich, Spanien, Persien u. s. w. erschienen. Einer unter ihnen, der in Mähren auftrat, sollte das Geheim-

heimniß besitzen, sich nach seinem Gefallen unsichtbar zu machen, und die Augen seiner Verfolger zu bezaubern. Alle diese Betrügereyen haben nebst ihren schlimmen Folgen, die Juden in Ansehung ihrer eitlen Hoffnung auf einen Meßias nicht heilen können. Das letzte Jahrhundert hat ein berühmtes Exempel eines solchen Betrugs geliefert. Um das 1666ste Jahr gab sich Sabatai Tzevi für einen Messias aus. Er war von Aleppo oder Smyrna gebürtig, und hatte sehr zeitig diesen Anschlag gefaßt. Er predigte in den Feldern vor den Türken, die ihn nur auslachten, allein seine Schüler bewunderten ihn sehr. Er rühmte sich, daß er über die hohen Wolken fahren könne, wie Jesaias geweissaget. Kap. 14, 14. Die Synagoge zu Smyrna forderte ihn vor sich, und nachdem er des Betrugs überwiesen worden, so erkannte sie ihm den Tod zu, aber niemand wollte das Urtheil vollstrecken, daß sie sich folglich an seiner Verweisung begnügen mußte.

Nachdem er Griechenland durchstrichen hatte, so kam er nach Alexandrien, wo er den Juden Nathan Levi antraf, welchen er beredete, daß er den Propheten Elias, der vor dem Meßias hergehen sollte, vorstellete. Sie kamen nach Jerusalem, wo Nathan den Tzevi als den gehofften Meßias ausrufte. Viele Ju-

den ließen sich betrügen: allein die klügern sahen den Betrug ein, und thaten ihn in den Bann. Er reisete nach Constantinopel, wo ihn der Großsultan gefangen nehmen ließ, und Befehl gab, ihn mit einem Schwerdte zu durchstechen, damit man erführe, ob er einer Verwundung fähig sey. Aber er erwählte die mahomedanische Lehre anstatt des Todes. Und solchergestalt hörte dieser Betrug auf.

Allein außer diesen Betrügern, die sich wirklich für den Meßias ausgegeben, hat es noch andre gegeben, welche die eitle Einbildung der Juden dafür gehalten. Im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts hegten die Juden in Medien und Persien von dem Sophi Ismael wegen seiner großen Tapferkeit, und vielen Siege, solche Gedanken. Und Jacob Ziegler, der 1559 starb, behauptete, der Messias sey vor vierzehn Jahren geboren, und er habe ihn zu Straßburg gesehen. Er verwahrte ein Schwerdt und Scepter, um ihm solches zu überreichen, wenn er das zum Fechten erforderliche Alter würde erreicht haben; alsdenn sollte er den Antichrist und das türkische Reich stürzen, seine Monarchie bis an die äußersten Gränzen der Welt ausdehnen, und zu Constantinopel ein zwölfjähriges Concilium halten; worinn alle Religionsstreitigkeiten völlig beygelegt werden würden. Aber dieser Meßias ist niemals sichtbar geworden.

Minoriten.

Diese Benennung der mindern Brüder, oder Minoriten, ist ein Name, den der heilige Franz seinen Religiosen aus Demuth beylegte. Er wollte ihnen dadurch zu verstehen geben, daß sie sich für geringer, als ihre Nebenmenschen ansehen sollten. Es sind aber nach ihnen Religiosen aufgestanden, die es ihnen noch zuvorthun wollten, und die, weil sie glaubten, daß es noch nicht Demuth genug anzeigte, wenn man sich den Namen eines Minoriten beylegte, sich gar Minimen, oder die Allergeringsten nannten. Diese haben also die Ehre es den mindern Brüdern, oder Minoriten in der Demuth ihrer Benennung zuvorgethan zu haben. Auch rühmen sie sich dessen nicht wenig; denn diese Leute wetteifern aus Stolz, wer den andern in der Demuth und Erniedrigung übertreffen will. Die Minimen wurden von Sanct Franziskus von Paula, einem Calabrier, gestiftet, der zu den Zeiten Ludwig XI. Königs von Frankreich lebte. Auf den Ruf von seiner Heiligkeit und Wunderthätigkeit ließ ihn dieser Monarch zu sich kommen, in der Hoffnung, durch die Gebete dieses Wunderthäters von seiner Krankheit zu genesen; denn der gute Herr hatte treffliche Lust zum Leben, und fürchtete sich ungemein vor dem Tode. Franziskus von Paula erklärte

aber

aber bey seiner Ankunft dem Könige grade hin, daß für ihn nichts übrig wäre, als sich in den Willen Gottes zu ergeben, der es nicht für gut fände, ihm seine Gesundheit wiederzuschenken. Seine Majestät empfingen ihn demohngeachtet mit großen Ehrenbezeigungen, thaten seinen Religiosen viel Gutes, und ließen ihnen verschiedene Klöster bauen.

Diese Minimen thun außer den dreyen gewöhnlichen Gelübden, die in jedem geistlichen Orden gewöhnlich sind, auch noch ein viertes, nämlich sich des Fleisches, der Eyer, der Milch und der Butter zu enthalten, daher alle ihre Speisen mit Oel gemacht werden. Sobald sie indessen krank werden, bringt man sie in das Krankenzimmer und giebt ihnen Fleischspeisen. Eine Nonne machte hierüber, wie man sagt, einem Minimen einst einen poßirlichen Einwurf. „Man hat mir gesagt, Ehrwürdiger Pater, sagte das Nönnchen, daß man euch Leute, wenn ihr krank seyd, ins Krankenzimmer bringt, und euch daselbst mit fetten Suppen und gebratenen Hünern speist, ob ihr gleich das Gelübde gethan habt, kein Fleisch zu essen. Im Fall uns nun das Gelübde beständiger Enthaltsamkeit eine Krankheit zuzöge, so müßte man uns ja also auch erlauben, unsre Gelübde zu übertreten.“ Der Minime, sagt man, suchte sich durch eine Sophisterey zu retten, und

setzte ihr einige Unterscheidungsgründe entgegen. Wäre das Nönnchen aber nur in der Disputirkunst bewandert gewesen, so hätte sie den Minimen leicht in die Enge treiben und fangen können, so daß er entweder diese Gewohnheit seines Ordens hätte verwerfen, oder den armen Nonnen gleiche Rechte zugestehen müssen.

Uebrigens maßen sich die Minimen das Recht an, kraft ihrer Benennung zu betteln, weil Christus im XXV. Kapitel Matth. sagt: Wer ein Glas frischen Wassers reichet einem dieser Minimen (Geringsten), dem wirds nicht unvergolten bleiben.

Ob nun gleich Christus nur vom frischen Wasser spricht, so nehmen und trinken sie doch lieber guten Wein, der ihnen ihre Fischspeisen besser verdauen hilft. Daher trinken sie auch kein Bier, und lassen sich selbst in die Länder, wo kein Wein wächst, den Champagner und Burgunderwein nachschicken. Noch ist anzumerken, daß in der Messe des heiligen Franz von Paula, die den 2ten April gelesen wird, der Priester nach dem Abendmahl mit lauter Stimme den Vers aus dem Evangelio hersagt: Quod uni ex his Minimis fecistis, mihi fecistis, Alleluja! Was ihr dieser Minimen (Geringsten) einem gethan habt, das habt ihr mir gethan. Halleluja! Denn so übersezzen sie, und behaupten, daß von ihnen in dieser

Stel-

Stelle die Rede ist. Auf solche Art könnten sie eben so gut beweisen, daß ihr Orden älter sey, als der Orden der Karmeliter, ob diese gleich behaupten, in grader Linie von dem Propheten Elias abzustammen.

Denn 1 B. Samuelis XVII, v. 14. stehen die Worte: David autem erat minimus; heißt dieses nicht nach ihrer Art zu übersetzen: David aber war ein Minime? Da nun David wenigstens hundert Jahre vor dem Elias gelebt hat, so folgt daraus, daß die Minimen älter seyn müssen, als die Karmeliter. Wenn wir noch weiter zurück gehn, so finden wir im 1 B. Mose einen noch viel ältern Minimen. Denn als die Kinder Jacob das erstemal nach Aegypten reisten Korn zu kaufen, so stellte sich Joseph, der sie wohl erkannte, als wenn er sie für Verräther ansähe, die das Land auskundschaften wollten, um durch dieses Mittel Nachricht von seinem Vater und von seinem Bruder Benjamin zu erhalten. Sie, die ihren Bruder Joseph nicht wieder erkannten, antworteten um solchen Verdacht von sich abzulehnen, daß sie ehrliche Leute und alle zusammen Kinder eines und eben desselbigen Mannes im Lande Canaan wären; sie wären 12 Brüder gewesen; der Jüngste wäre bey dem Vater; einer aber wäre nicht mehr vorhanden. Die Stelle heißt 1 B. Mose XLII. v. 13. Minimus cum patre est. Der Minime (Jüngste) ist bey dem Va-

Vater. Indessen war unter diesen und unsern heutigen Minimen ein wesentlicher Unterschied. Diese alten Minimen durften beständig Fleisch essen; die Minimen des Franz von Paula dürfen dieses nicht anders thun, als wenn sie krank sind. Jene durften sich verheyrathen, und sogar mehr als eine Frau nehmen; da diese hingegen keine Weiber haben dürfen, als die sie sich borgen oder miethen, und auch dieses darf nur ganz geheim, und in der größten Stille geschehen.

Mirakel.

Bey den Heiden fing man mit der Theokratie an, und hörte mit blos menschlichen Dingen auf. Jemehr die Gesellschaften ihre Kenntnisse vervollkommnen, desto weniger Wunder giebt es.

In Aegypten war zu den Zeiten des Vulkan, der Isis und Osiris alles übernatürlich; unter den Ptolemäern ging alles wieder natürlich zu.

In den Jahrhunderten des Phos, Chrysos und Ephestus machten sich die Götter mit den Sterblichen in Chaldäa sehr gemein. Eine Gottheit that dem Könige Xixutre zu wissen, daß Armenien überschwemmt werden würde,

und

und daß er eilends ein fünf Stadien langes und zwey breites Schiff bauen solle. Dergleichen Dinge geschahen unter dem Darius und Alexander nicht.

Der Fisch Oannes stieg sonsten alle Tage aus dem Euphrat, um an dem Ufer zu predigen. Heut zu Tage prediget allda kein Fisch mehr.

Numa war oft mit der Nymphe Eugerie in Gesellschaft; man liest nicht, daß Cäsar mit der Venus gesprochen habe, ob er gleich von ihr in grader Linie abstammte. Die Welt wird, wie man sagt, alle Tage gescheuter.

Allein kaum ist sie auf einige Zeit aus einem Sumpfe gezogen worden, so fällt sie bald wieder in einen andern; auf gesittete Jahrhunderte folgen barbarische. Diese Barbarey wird vertrieben, sie kömmt aber wieder zum Vorschein; das ist diese beständige Abwechselung von Tag und Nacht.

Unter den neuern Schriftstellern ist Thomas Wolston, Lehrer zu Cambridge, wenn ich mich nicht irre, der erste gewesen, welcher die in den Evangelien erzählten Wunder für keine wirklichen Wunder hielt, sondern ihnen einen typischen, allegorischen und ganz geistlichen Verstand gab. Er schrieb ohne Methode, ohne Kunst, in einer verworrenen und ro-

hen

hen Schreibart; aber nicht ohne Feuer. Seine sechs Abhandlungen gegen die Wunder des Evangeliums wurden in London in seinem eigenen Hause öffentlich verkauft. Er machte in einer Zeit von zwey Jahren, das ist von 1737—1739, drey Auflagen, jede zu 2000 Exemplarien; und doch ist es heut zu Tage sehr schwer, eins bey den Buchhändlern zu finden.

Niemals hat ein Christ auf eine verwegenere Art das Christenthum angegriffen.

Das Sonderbarste in diesem Werke ist, daß der Verf. jede Abhandlung einem Bischoff zugeeignet hat. Allein diese Zueignungsschriften enthalten keine Schmeicheleyen; er wirft ihnen ihren Stolz, ihren Geiz, ihren Hochmuth, ihre Cabalen vor; er lacht darüber, daß sie wie alle andere Bürger sich den Gesetzen des Staats haben unterwerfen müssen.

Endlich ruften diese Bischöffe gegen ihn diejenigen Gesetze an, denen sie unterworfen sind. Wolston kam ins Gefängniß, und wurde verurtheilt eine Caution von 150 Pfund Sterling zu erlegen. Er starb, aber nicht im Gefängniß, sondern zu Hause, nachdem er noch diese Worte gesprochen: This is a pass that every man must come to; das ist ein Schritt, den jedermann machen muß.

Zur nämlichen Zeit erschien in Frankreich das Testament des Johann Melier, Pfarrern zu Bût und Etrepigni in Champagne.

Es war so erstaunlich, als traurig, daß gerade zween Priester zur nämlichen Zeit gegen die christliche Religion geschrieben hatten.

Mirabeau.

Dies ist eine Dame, welche kürzlich zu Paris ihren 69sten Prozeß verlohren. Unter diesen Prozessen ist der drolligste folgender: Ein Spötter aus einer Herrschaft ihres verstorbenen Gemahls machte folgende Grabschrift auf ihn:

Cy gît Mirabeau le brutal
Qui juroit bien et payoit mal.

Die Frau von Mirabeau wollte die Manen ihres Mannes nicht ungerochen beschimpfen lassen, warf dem Spötter einen Prozeß an den Hals, und brachte es dahin, daß er zu einer kleinen Geldbuße verurtheilet wurde. „Ich will bezahlen sagte dieser, aber gnädige Frau, so bald Sie todt sind, schreibe ich auf Ihr Grab:

Cy gît aussi la Mirabelle
Qui ne fut ni bonne, ni belle.

Mitranes.

Kosroes, König von Persien, hatte einen Minister mit dem er sehr zufrieden war, und von dem er sich geliebt glaubte. Einmal kam derselbe und bat um seine Entlaßung, und da sprach Kosroes also mit ihm: Warum willst Du mich verlassen? Ich ließ den Thau des Ueberflußes auf Dich fallen. Meine Sclaven machen keinen Unterschied zwischen meinen Befehlen und den Deinen. Ich habe Dich meinem Herzen genähert, entferne Dich von demselben nie. Mitranes, dies war der Name des Ministers, antwortete Ihm: O! König, ich habe Dir mit Eifer gedient, und Du hast mich nur zu reichlich dafür belohnt. Aber die Natur hat mir heure heilige Pflichten aufgelegt, laß mich sie erfüllen. Ich habe einen Sohn, und er hat niemanden der ihn belehren könnte, Dir einst so zu dienen, wie ich Dir gedienet habe. Nun gut, antwortete Kosroes, ich verspreche Dir Deine Entlaßung; aber nur unter einer Bedingung. Unter den Rechtschaffenen deren Kenntniß ich Dir verdanke, ist keiner, der so würdig wäre, als Du, einen jungen Prinzen zu erziehen. Ende Deine Laufbahn durch den größten Dienst, den ein Mensch Menschen erzeigen kann. Sie müssen Dir einen guten Herrn verdanken. Ich kenne die Verderbniß des Hofes. Ein junger Prinz

muß sie nicht einathmen. Nimm meinen Sohn zu Dir, und unterrichte ihn mit dem Deinen in der Einsamkeit, im Schooß der Tugend. Mitranes reisete mit den beyden Kindern ab. Nach Verlauf von fünf oder sechs Jahren brachte er sie wieder zum Kosroes zurück. Der König war zwar sehr erfreut seinen Sohn wieder zu sehen; aber auch sehr betrübt, da er fand, daß seine Verdienste, mit denen seines Mitschülers gar nicht zu vergleichen waren. Er beklagte sich darüber gegen Mitranes, dieser aber antwortete ihm: Gnädigster Herr, mein Sohn hat den Unterricht, den ich beyden gegeben habe, besser benutzt als der Deinige. Meine Bemühungen waren unter sie gleich vertheilt; aber mein Sohn wußte, daß er einst andre Leute nöthig haben würde, dem Deinen aber konnte ich es nicht verhelen, daß andre Leute ihn einst würden nöthig haben.

Moden.

Wenn gleich die Moden keinen andern Ursprung zu haben scheinen, als Eigensinn und Phantasie, so verdienen demohngeachtet doch diese angenommene Phantasien und Eigensinnigkeiten untersucht zu werden.

Die

Die Ohren des menschlichen Geschlechts haben gemeinhin keine Bewegung, weder willkührliche, noch unwillkührliche, obgleich Muskeln da sind, die sich in denselben endigen. Man sagt, daß die kleinsten Ohren die schönsten sind; allein die größten, und die zugleich gut abgerundet sind, hören am besten. Es giebt Völker, die die Oeffnung der Ohren unmäßig groß machen, indem sie Stücke Holz oder Metall hineindrängen, die nach und nach immer durch größere Stücke ersetzt werden, und mit der Zeit wird das Loch der Oeffnung ungeheuer groß, und das Ohr wächst beständig nach dem Maaße, als die Oeffnung sich erweitert. Man weiß nicht, worauf dieser sonderbare Gebrauch, das Ohr so schrecklich zu vergrößern, sich gründet; und es scheint eben so unbekannt zu seyn, woher der fast allgemeine Gebrauch komme, der unter allen Nationen gewöhnlich ist, die Ohren, bisweilen auch die Nasenlappen, zu durchbohren, um Ringe, Buckeln und dergleichen zu tragen; ob wir gleich den Ursprung davon einen wilden und nackten Volke zuschreiben, das gesucht hat, solche Sachen die ihm am kostbarsten schienen, auf die am wenigsten unbequeme Art mit sich auf die Weise herum zutragen, daß es sie an diese Theile fest macht.

Die Sonderbarkeit und Verschiedenheit der Gebräuche erscheinet noch klärer in den

mancherley Arten die Haare des Kopfes und Bartes aufzusetzen. Einige, als die Türken, schneiden ihre Kopfhaare ab, und ihren Bart lassen sie wachsen; andere als die meisten Europäer, tragen ihr eigenes, oder geborgtes Haar, und lassen ihren Bart scheeren ist; Wilde reißen ihren Bart aus, und hüten sorgfältig die Haare auf dem Kopfe. Die Negern scheeren sich Figuren auf dem Kopfe, bisweilen wie Sterne, ein andermal Kränze, wie die Mönche, und am gewöhnlichsten in wechselweisen Streifen, so daß eben so viel beschoren ist als besetzt bleibet; und eben so machen sie es auch mit ihren kleinen Jungen. Die Talapoins in Siam scheeren den Kindern, die sie in ihrer Erziehung haben, den Kopf und die Augenbraunen. Jedes Volk hat hierin andere Gebräuche. Einige setzen einen größern Werth auf die Haare des Barts an der Oberlippe, als auf die am Kinn; andre ziehen die auf dem Backen und dem Kinn vor; einige kräuseln sie, andre tragen sie glatt. Es ist nicht lange, daß wir die Haare auf dem Kopfe hinten herunter gekämmet, und auf die Schultern herabfallend trugen; jetzt ist die Mode, die Haare in einem Beutel, oder wie ein Ferkelschwänzgen, oder zusammen gebunden zu tragen, an den Seiten aber werden sie aufgestutzt wie Taubenschwingen. Unsre Art Kleidung ist sehr von der Art unsrer Vorältern unterschieden. Die Mannigfaltig-

faltigkeit darinnen ist so groß, als die Verschiedenheit der Nationen, und was das sonderbarste dabey ist, so haben wir unter allen Arten von Anzug diejenige erwählt, die die unbequemste ist, das ist, die Französische, die. ob sie gleich von allen Völkern Europens nachgeahmet wird, doch unter allen Arten sich zu kleiden die mehreste Zeit erfordert, und der Natur am wenigsten angemessen zu seyn scheinet.

Die Menschen halten, und werden immer das für das schätzbarste halten, was andrer Menschen Augen auf sich zieht, und ihnen einen vortheilhaften Begriff von Vermögen, Macht und Größe verschafft.

Der Werth der glänzenden Steine, die zu allen Zeiten für kostbare Zierden sind gehalten worden, gründet sich allein auf ihre Seltenheit und ihren blendenden Glanz. Eben das kann man auch von den prächtigen Metallen sagen, deren Last uns so leicht vorkommt, wenn sie zur Zierde auf alle Falten unsrer Röcke gesetzt werden. Diese Steine, und diese Metalle sind weniger für uns Zierden, als Zeichen für andre, woran sie uns bemerken, und eine hohe Vorstellung von unsern Reichthümern bekommen sollen; und wir bemühen uns noch diese Vorstellung desto größer zu machen, je breiter wir das Metall aufsetzen; daher kömmt es, daß so wenige im Stande sind, die Person von den

Kleidern zu unterscheiden, und ohne Vermischung von dem Mann und Metall zu urtheilen.

Alles demnach, was selten und glänzend ist, wird Mode seyn, so lange als die Menschen sich bemühen werden, mehrere Vortheile vom Reichthum zu ziehen, als von der Tugend; und so lange, als die Mittel, beträchtlich zu scheinen, von dem unterschieden sind, was wirklich in Betrachtung zu kommen verdienet. Aeusserlicher Glanz hängt sehr von der Art sich zu kleiden ab, und diese Art nimmt verschiedene Gestalten an, nachdem man Absichten hat, in diesem oder jenem Lichte betrachtet zu werden. Der bescheidene Mann, oder wer dafür will angesehen seyn, will diese Tugend durch die Einfalt seiner Kleidung an den Tag legen, dagegen der Eitle nichts unterläßt, das seinem Stolze, oder seiner Eitelkeit schmeicheln kann: folglich sucht er Ehre in dem Reichthum oder der Seltenheit seiner Zierrathen.

Es ist noch eins, das die Menschen gemeiniglich zur Absicht haben, nämlich ihren Leib kleiner, oder größer erscheinen zu lassen. Nicht zufrieden mit dem engen Raum, darinn unser Daseyn umgränzt ist, wollen wir in dieser Welt noch mehrern Raum einnehmen, als die Natur uns vergönnet hat; wir suchen unsre Gestalt durch Schuhe mit hohen Absätzen, oder aufgeblasene Gewänder zu vergrößern, und so

weit

weit sie immer seyn mögen, ist nicht die Eitelkeit, die sie bedecken, noch weit größer? Warum ist das Haupt eines Richters oder Doktors mit so einer ungeheuren Menge geborgten Haares umgeben, und der Kopf unsrer jungen Herrn so schlecht bedeckt? Der eine will uns von der Unermeßlichkeit seiner Wissenschaften aus der physicalischen Weite seines Kopfes, dessen Größe er nocherweitert, urtheilen lassen, und der andre sucht vielleicht den seinigen kleiner zu machen, um uns einen Begriff von seiner Leichtsinnigkeit zu geben.

Es giebt Moden, deren Ursprung vernünftig ist, sie sollen nämlich gewisse Unvollkommenheiten verbergen, und die Natur weniger unangenehm darstellen. Nimmt man die Menschen überhaupt, so giebt es unter ihnen mehrere ungestalte und häßliche Gesichter, als wohlgestalte und schöne Personen; und Moden, die nur ein Gebrauch der Mehresten sind, ein Gebrauch, den die übrigen annehmen, sind aus dieser Ursache von den mehresten eingeführt und aufgebracht worden, deren Vortheil es war, ihre Fehler erträglich zu machen; Frauenzimmer haben ihre Gesichter gemahlt, als die Rosen ihrer Wangen verblichen waren, und eine natürliche Bläße sie unangenehmer machte, als andre waren. Dieser Gebrauch ist fast allgemein unter alle Völker der Erde eingeführet;

und die Mode, die Haare mit Puder zu weißen, und sie vermittelst der Operation des Kräuselns und Frisirens aufzustutzen, ist zwar nicht so allgemein und neuer, scheint aber erfunden zu seyn, die Farben des Gesichts zu erheben, und dessen Gestalt aufs vortheilhafteste zu zeigen.

Nach der Mode zu leben, bemerkt ein scharfsinniger Schriftsteller, ist eine Art Seuche, welche besonders in großen Städten sehr weit um sich greift, und man wird in selbigen, vom höchsten Stande an, bis zum niedrigsten, wenige finden, die nicht auf gewisse Art davon angestekt wären.

Ein jeder macht sichs zur ersten und wichtigsten Beschäfftigung, andern in ihrem Betragen nachzuäffen; man glaubt dadurch eben das Ansehen und die Ehrerbietung zu erhaschen, welche vornehme und begüterte, wornach man sich bildet, haben; und eben diese Ehrsucht, nebst den von den Schneidern, Friseurs und Putzmacherinnen erfundenen listigen Kunstgriff, daß ein jeder, welcher nach dem von ihnen erdachten Schnitte und Figuren sich nicht bildet, ohne viele Umstände von ihnen für einen Schafkopf ausgeschrien und verachtet wird, verursachet eigentlich, daß man gemeiniglich alle vier Wochen andere Gestalten von Frauenzimmern, und etwa alle zwölf Wochen verän-

derte

derte Figuren von Hüten und Kleidern der Mannspersonen siehet.

Ob aber eine Figur, ein Ding, oder ein Kleid, welches in der Mode ist, nachahmungswürdig sey? — ob es sich für uns, unsern Körper, und desselben Zustand passe? — ob Vernünftige nicht unsrer spotten werden, wenn wir eine Mode mit machen? und besonders, ob wir, wenn wir modenmäßig uns betragen, unserer Schatulle, die zu andern unentbehrlichen Dingen so nöthigen Mittel nicht entziehen? — um alles das bekümmert man sich fast gar nicht, oder doch nur selten, und am allerwenigsten erwäget man die traurigen Zerstörungen, welche für einen ganzen Staat daraus entstehen, wenn alles nach der Mode lebet. —

Die Moden haben gemeiniglich einen sehr lächerlichen Ursprung, wenigstens die allermehresten.

Ein Herr, welcher einen üblen Ausschlag der Hände verbergen, und doch eine Dame führen wollte, verstekte die Hand unter den Westschoß. Dieser Herr war ein Mann von Ansehen, und dieses war genug, sich ins Künftige das Gesetz zu machen: „wer ein Frauenzimmer führen will, muß den Westschoß über die Hand legen.“

Ein

Ein anderer bekam den Grind; er ließ sich den halben Kopf bescheeren, und mit Puder bestreuen. Unsre nachahmende Männchens ließen sich also die Haare abschneiden, und nannten diese Grindfrisur eine Vergette.

Eine vornehme Dame hatte ungemein viele Blattern im Gesicht — wovon? das weiß ich nicht. Sie hielt es aber für gut, dieselben durch kleine schwarze Pflästerchens zu bedecken. Seit der Zeit ist kein Frauenzimmer-Gesicht schön, wenn es nicht bunt ist; und man trug wohl eher Sonne, Mond und Sterne im Gesicht, vielleicht um uns anzuzeigen, daß hier ein Wirthshaus sey, wo jeder gegen Bezahlung aufgenommen würde.

Es ward eine Hofmode, lange Schleppen zu tragen. Die Damen fuhren und gingen nur in gepußten Zimmern; wer sollte glauben, daß auch diejenigen, welche den tiefsten Koth durchwaten, Schleppen tragen, und sich und andern zur Last fallen würden? Aber gleichwohl thun es selbst die, welche das Geld zu einer Schleppe leihen müssen; und von dieser Klasse sind gewöhnlich die Weiber der Friseurs, und die Putzmacherinnen, weil diese Klassen von Menschen verpflichtet zu seyn glauben, alles mitzumachen. Wie abgeschmackt es aber ist, wenn ein dergleichen Weib, die für Armuth und Hunger

oft

oft rohe Bohnen essen möchte, Schleppen trägt, ist leicht zu erachten.

Es ist unstreitig für das schöne Geschlecht sehr bequem, sich des Morgens in einen Mantel einzuhüllen, und diejenigen, welche sich aus verschiedenen Absichten nicht schnüren, sind unter einer Enveloppe sehr zuträglich geputzt. Man verbesserte seit einiger Zeit diese Erfindung durch eine Art von Kappen, welche man Capuchons nennet. Diese Verbesserung hat auf der Reise, oder bey üblem Wetter ihren Nutzen; aber wie lächerlich ist sie nicht, wenn sie ins kleine gearbeitet, in der Gestalt eines Beutelchens am Halskragen hänget. —

Ein Toppee mag noch so fürchterlich aufgethürmet, ein Kopfputz eines Frauenzimmers noch so abgeschmakt und verstellend seyn, — haben einige vom ersten Range nur erst ein solches, so wird es im Augenblik nachgemacht, denn es ist nach dem Ausspruch des Friseurs und der Putzmacherin Mode. Alles, was Eitelkeit hat, was prangen will, schaffet sich ein ähnliches, es mag die Figur desselben für die Gesichtsbildung, für den eitlen Schädel, auf welchen es gebauet wird, sich passen, oder nicht.

Man beurtheile einmal, ob ein Toppee von sechs Zoll Höhe, ein hageres drey Zoll im Durchschnitt

schnitt haltendes Köpfgen eines jungen Herrn anmuthiger machet, und ob Wangen, worauf Jugend und Schönheit blühen, durch eine so. genannte Dormoise verschönert werden.

Von der Erfindung, welche unter der letzteren Benennung vor einigen Jahren im Gange war, muß ich noch etwas anführen, welches der Thorheit der Mode eine höhere Farbe giebt. Hätten unsre Schönen die Ursach dieser Erfindung gewußt, so könnte man versichert seyn, daß eine jede Bedenken getragen haben würde, daran Geschmak zu finden, denn sie stammen eigentlich aus einem gewissen häßlichen Hause in Paris her, in welchem man bemühet ist, durch diese Hülle verdächtige und scheußliche Merkzeichen des Antlitzes den Augen zu verdekken.

Weil indessen diese Nachricht in anderen Ländern nicht bekannt wurde, so wurde dieser Schanddekkel der lasterhaften Folgen, im Augenblick allgemein gebräuchlich, und gab Gelegenheit, daß die hübschesten Bildungen lange Zeit vedekket blieben, und alle Schönheiten, gleich den Nacht. Eulen bis auf die Augen verhüllet waren. — Eigentlich war eine Dormoise nur zu dem Ende erfunden, um einen angefressenen Knochen des Gesichts, und scheußliche Furchen der Haut zu bedekken, und in unsern Gegenden diente sie dazu, die verehrungswürdigsten Reizungen zu begraben.

Man

Man muß in der That in der Welt oft viele Thorheiten mitmachen. Ein Sonderling wird verächtlich; aber alles mitzumachen ist ein Zeichen eines schlechten Geschmackes. Und warum sollte eine Mode, die bequem, und für meinen Körper anständig ist, durch eine schlechtere verdrängt werden? Man kann also einen Menschen gewissermaßen aus seinem Anzuge beurtheilen.

Wir kennen aus der Geschichte die fünfhundert Esel, welche der Kayserin Poppea allenthalben nachfolgen musten, um sie mit Milch für ihre Bäder und Schminke zu versorgen. Wir wissen es, daß die Cleopatra den Glanz ihrer Reize durch den ausgesuchtesten Putz zu erhöhen, und mit ihrer Kunst den Ersten und Zweyten der Menschen, den Cäsar und Anton zu fesseln wußte. Es ist uns bekannt, daß die Berenice so schöne Haare hatte, daß sie einem Gestirne des Himmels einen eignen Namen gaben. Wir haben es gelesen, daß die Semiramis einen wüthenden Aufruhr stillte, indem sie sich plötzlich von ihrer Toilette losriß, und mit entblößtem Busen und in dem ganzen nachläßigen Anzuge einer halbgekleideten Frau auf einem Balkon sehen ließ.

Man hat uns die ganze Coquetterie der schönen Helene nicht verschwiegen, die alles in Flammen setzte, und einen Krieg verursachte,

der

der nach dreyfig Jahrhunderten, mit gleichem Rufe, der Welt noch im Gedächtniß schwebt. Man hat es uns in der Jugend gelehrt, daß die Jesabel, die von Hunden gefressen wurde, Roth auflegte; aber die Dichter der Alten, so meisterhaft sie schilderten, haben die Moden dieser entfernten Zeiten nicht mit der Wahrheit vor Augen gestellet, daß wir uns einen richtigen Begriff von denselben machen könnten.

Ich bin es versichert, daß eine Bacchantin mit fliegendem Haare, dem Thyrsus in der Hand, und dem Epheukranze um den Kopf, eben so schön, als eine en Vergette coeffirte Marquisin, scheinen; bin es versichert, daß die Tunika der römischen Damen mit den offenen Roben der neuern Europäerinnen gleiche Anmuth haben sollte; versichert, daß ihre Sandalen eben die Eleganz wie unsre hohen, kleinen Schuhe, erhalten könnten; aber am Ende, was kostete es, uns eine Beschreibung ihrer Coeffüre und des mit derselben verbundenen Putzes, ihrer Abwechslungen, und des schimmernden Ganzen zu geben? Warum haben die Schriftsteller nichts von der Anordnung der Haare hinterlassen? Warum es unterlassen, uns die Basis des wunderbaren Gebäudes kenntbar zu machen, wo es anfieng, wo es sich endigte? Wo ordnete man den Topas, wo die Perle hin? Wie waren die Blumen eingeflochten? Und

wer

wer hat sie verhindert, die an Abwechselung reiche Sphäre der Moden zu mahlen? — Aber, ach! ich fühle es selbst, indem ich den Pinsel in die Hand nehmen will, daß es ohnmöglich ist, diese Kunst vom weitesten Umfange, so ganz unerschöpflich, von allen gemeinen Regeln so ganz unabhängig zu malen! Man muß die Schönheit, die ihren Spiegel mit dem innigsten Blicke des Wohlgefaliens belohnt, nur anschauen, bewundern und schweigen.

In der That, wenn ich auch eine Tocke mit ihren zwey wundergroßen Attentions, ein Kopfzeug à la Gertrude, à la Henri Quatre, aux Navets, aux Cerises, à la Fanfan beschreiben wollte, wollte darauf von der Bonnet artisté, von den Sentiments repliés, von der Esclavage brisé reden, so würde ich doch das mit Diamanten besetzte Kratzeisen, den von Edelgesteinen glänzenden Kamm nicht beschreiben, nicht die Physionomie nach der Mode malen, und die Halsbänder von einem unbekannten Geschmacke nicht zeichnen können. Ich würde nichts als Worte hinschreiben, und Homer selbst mit seinem Genie, hat mit leichterer Mühe den Schild des Achilles als den Kopfputz der Helene gezeichnet.

Ich will also schweigen, und den neugierigen Ausländer, der alle die mannichfaltigen Formen unsrer glänzenden Moden kennen

möchte, in die Oper schicken, damit er sie an dem Kopfe unsers Frauenzimmers und nicht in einer nackten, unverständlichen Beschreibung vor sich habe.

Im Anfange dieses Jahrhunderts trugen die Frauen auf einer schönen entblößten Brust Creutze und den heil. Geist von Diamanten. Guter Gott, schrie ein Prediger auf der Kanzel, wie kann man doch das Creutz, das Sinnbild der Kasteyung, und den heil. Geist, den Schöpfer aller guten Gedanken, an einem solchen Orte entheiligen!

Die herrschende Farbe in dem Augenblicke, da ich dieses schreibe, ist Dos und Ventre de Püce *). Man hat vor allem die Kopfzeuge au Parc anglois bis zum Unsinn geliebt. Man sah Windmühlen, Lustwäldchen, Flüsse, Schaafe, Schäfer und Schäferinnen, und einen Jäger im Gehölze auf dem Kopfe der Frauen. Aber da die Kutsche für diese Coëffuren zu niedrig war, so erfand man die Springfeder, die sie

*) Aber seit der Zeit sind Boue'de Paris und Merde d'oie die Modefarben geworden. Mein Buch ist schon zur Hälfte antik. Ich wollte von der Coeffure à l'herisson reden, aber die Coeffure à l'Enfant hat sie verdrängt. Die Federn werden schon seltner und schweben nicht mehr in ganzen Büschen um den Kopf herum. Wie eine Sache malen, die schon um ihrer Unstetigkeit willen dem Pinsel entwischt?

sie erhöhen, und wieder niederlassen kann. Das grösseste Meisterstück der Erfindung und des Geschmacks!

Die Geschichte der Poufs, Pets en l'air, Coques Chignons, Bouillons, Chiffons sollte der Akademie der schönen Wissenschaften, die so tiefe Untersuchungen über die Halsbänder, und den Schmuck der römischen Damen herausgegeben hat, anvertrauet werden. Und der gegenwärtige? — Warum nicht davon reden? Die Kopfzeuge à la Grenade, à la Thisbé, à la Sultane, à la Corse haben ihre Periode gehabt, so wie die Hüthe à la Boston, à la Philadelphie, à la Collin-Maillard. Die Coëffure en Limaçon, ist auf dem Punkt Abschied zu nehmen. Aber billig sollte ich von den Jüpons großis, bouffis, ebaubis reden, welche die Hüften ausfüttern und den Frauen Fleisch geben, die nichts als Haut und Knochen sind. Ich verspreche also ein Journal der Federn und der Jüpes, welches besser, als das Journal des Savans und das Journal von Neufchatel *) aufgenommen werden wird.

*) Ein zu wenig gelesenes Journal, in welchem mehrere mit C. unterzeichnete Artikel die Werke eines unpartheyischen Richters, vernünftigen Schriftstellers und wahren Litterators sind. Warum führt er nicht die Feder in einem angesehenern periodischen Werke?

Der Tül, die Gaze, und der Marli, beschäfftigen hundert tausend Hände, und man hat Soldaten, Validen und Invaliden Marli machen, ihn herumtragen, feil bieten und verkaufen gesehen.

Nun müssen wir noch hören, was einer unsrer kraftvollesten Schriftsteller *) über dieses Chapitre sagt:

„Das Schauspiel der Moden belustigt in Frankreich mehr als irgendwo, weil es, wie die Bilder einer Zauberlaterne, abwechselt, und nie so einförmig wird, als unsere Nachahmung. Mancher teutsche Hof in seiner Galla sieht aus, wie ein Assortiment Dresdner Puppen aus Einer Form und von Einer Glasur. Eine junge Französinn ist ehrgeiziger; sie erfindet ihren Putz selbst, oder ändert die Mode nach ihrer Gestalt, und versteht mehrentheils ihren Vortheil. Auf einem Ball bey dem Prinzen Soubise sah ich alle junge Damen verschieden gekleidet, jede war auf eine eigenthümliche Art aufgesetzet, garnirt und verziert. Freylich wird ein neues Kopfzeug so ernsthaft untersucht, wie ein neues Drama; und wenn manche Erfindung ihre Jahrszeit durchlebt, so fallen auch andere am Tage ihrer Geburt. Alles, was für den Nachttisch bestimmt ist, gehört hier ins Gebiete des Genies. Es giebt in Paris

*) Siehe Sturz Schriften, 1 Theil, pag. 74.

ris Artiſtes en fait de Jupes à baleine und Artiſtes perruquiers. Die Akademie der Wiſſenſchaften unterſucht nicht immer Maſchinen, um Pfröpfe aus Bouteillen zu ziehen *); ſie erhebt ſich oft zu gemeinnützigen Gegenſtänden, und ernennt Commiſſäre, um einen neuen Lokkenbau zu prüfen. Mir iſt folgendes ehrenvolle Zeugniß bekannt: L'Academie ayant examiné les Ouvrages du Sieur Garaſſe, Artiſte Coëffeur des Dames, elle atteſte la ſolidité de ſon tiſſu, reconnoit l'élégance de ſes formes & applaudit à ſon zèle ingênieux. Leider hilft das Brevet dem Künſtler nicht immer, man appellirt von der Akademie an eine Tänzerin.

Ich ging geſtern zu einer berühmten Modehändlerin, welche Puppen durch ganz Europa verſendet. Hier ſah' ich mit Unmuth ein Heer Automaten, furchtbarer für uns als ein galliſches Kriegsheer, weil es ſchon Jahrhunderte lang brandſchatzt. Eine Puppe kam mir vorzüglich abgeſchmackt vor: iſt ſie verkauft? fragte ich. Oui, Monſieur, elle eſt deſtinée pour le Nord, ou l'on aime les couleurs ſingulieres et merveilleux. Aber hat man ſich in Paris je ſo gekleidet? Eh! mon Dieu, non Monſieur! mais on a des Magazins à vuider, il faut de la variété et il ſ'agit de ſatisfaire au

*) S. Hogarth's Mariage à la Mode.

goût de chaque nation. Ich ward erbittert bey dem Gedanken, daß vielleicht bald die Puppe im Putzzimmer einer teutschen Prinzessin anlangt; daß sie denn den Hof und die Stadt umbildet, und ganze Garderoben zum Trödel verurtheilt; daß sie manchem Ehemann heimliche Seufzer, mancher modesiechen Frau ihren Schlaf kosten wird; daß sie Freundschaften trennt und Gallenfieber ausbrütet, diese mißgestaltete Brut der Phantasie eines elenden Weibes, das, von ihrem Boden herab, uns plündert und verspottet.

Zum Theil sind wir durch die Anglomanie der heutigen Franzosen gerächt. Sie treffen überall auf wandelnde Riding-Coats, in deren Falten ein gebrechliches, übel ebauchirtes, halb wieder aufgelößtes Wesen zappelt, oder auf englische Fuhrwerke, überthront von einem Kutscher aus der Titanenfamilie, der Streitrosse mit einer Donnerstimme lenket; hintenauf haben sich noch ein Paar Riesen gelagert, nebenher springt nicht selten ein furchtbarer Hund, und in einer Ecke des Kastens werden Sie das einballirte Reschen einer alten Familie gewahr — es jammert Sie des mit Ungeheuern umringten Pigmäen.

Zu gleicher Zeit wimmelts von Engländern hier, die durchaus Pariser Stutzern ähnlich seyn wollen. Nichts ist hudibrastischer als

ein

ein nervichter Britte, wenn ihn sein Schneider französisch aufgezäumt hat, und er sich bäumt und sträubt in ungewohntem Zeuge, wie ein ungebrochenes Pferd im Schlittengeschirre. Sonderbar ist es, daß die Söhne der Freyheit sich knechtisch unter jede Mode bequemen, und daß der unterthänige Franzos immer eine Nationalverzierung anbringt. Er steckt in seinem Reitknechtshabit einen großen Blumenstrauß an die Brust, und hinter seinem Nacken schwillt der kleine englische Kadogan zur Größe eines Puddings. Wenn Miß ihren mit einer Rose geschmückten Chip-Hat auf die Mitte ihres braunlockigen Kopfes setzt, so hängt der Chapeau à l'angloise schief auf der gepuderten Französinn, und die Rose wird zur Guirlande. Auch die gerühmten Kostume-Trachten auf dem hiesigen Theater sind alle so durchfranzösirt, daß sie nicht mehr kenntlich sind.

Ich schweige von meinen Landsleuten; ihre Misgestalten belustigen mich nicht. Es geht mir nahe, manchen mit dem Clinquant aller Nationen ausstaffirt zu sehen, wie einen von den Europäern beschenkten Wilden; zu hören, wie man es belacht, daß ein ehrlicher Teutscher immer jede neue Thorheit auf sich pfropft. Viele sind mit einer allgemeinen Musterkarte drapirt, und tragen ihre Reisegeschichte auf sich herum; man kann ihnen, von ihrem Huth zu

den Stiefeln, aus Italien, durch Frankreich nach England folgen, und durch die bunte Lasur leuchtet oft eine herbe Grundfarbe von Studenten-Eleganz durch. Warum reisen wir nicht später, wenn Kopf und Herz fester sind? Nun flattern wir in die Welt, wie ein weißes Blatt, das jeder Thor mit seinem Wahnwitz befleckt, und oft mit unauslöschlicher Schrift.

Ich preise unsre Landsmänninnen. Sie haben doch der Schminke widerstanden. Hier ist sie nicht mehr Koketterie, sondern nothwendiger Theil des Anzuges. Neulich entlief mir eine Dame im Begriff in den Wagen zu steigen, und rief mit aller Würde des tragischen Entsetzens: Ah grand Dieu! j'ai oublié mon rouge. Nur verächtliche Dirnen ahmen in Frankreich durch das Rothe die Farbe der Natur nach, une honnête femme met le rouge à tranchant. Sie trägt nämlich unter jedem Auge einen scharf abgeschnittenen karmosinfarbigen Fleck auf. Ich finde diese Flecken leidlicher auf einem lederfarbenen alten Gesicht, als auf jugendlichen Wangen, weil sich auf jenen die Nuance sanfter vereinigt. Welchen Unsinn man nicht aus Gewohnheit erträgt! Wer zuerst seinen Kopf in einen Mehlsack herumkehrte, und es wagte, in einer ehrbaren Versammlung zu erscheinen, würde zuverläßig dem Arzt empfohlen; und wir lachen über die

Rö-

Römerinnen und ihren Puder aus Goldstaub, über die schwarzen Zähne in Indien, über die gelben Finger in Egypten? Ich sah' ein Bild einer bekannten Schönheit aus der Zeit Ludwigs XIV. als Göttinn der Liebe in einem Wagen von Tauben gezogen — mit einer Fontange. Das gieng an im großen Jahrhundert des Geschmacks. Wie sehr muß alles Gefühl abarten, ehe der wespenartige Leib unsrer Mädchen gefällt, ehe wir uns mit den Reifröcken aussöhnen, die ein englischer Schriftsteller ein verkehrt angelegtes Vestungswerk nennet! Als die Frau eines dänischen Consuls die Gemahlin des Kaisers von Marocko besuchte, fühlte diese neugierig auf dem Reifrock herum, und fragte voller Erstaunen: „bist du das alles selbst?“ Unsre Mütter hatten ihre Außenwerke nicht viel scharfsinniger hinten angebracht. Es sind noch Strafgesetze wider die unnatürliche Prachtgeschwulst übrig. In Franz des Ersten Zeiten ließ sich jeder ehrbare Mann barbiren, und nur die Stutzer trugen Bärte. Ich finde in einer Stelle des Ben-Johnson, daß eine Tabakspfeife damals unter die Nippes eines zierlichen Herrn gehörte, und daß man sie am weiblichen Nachttisch mit eben dem wichtigen Anstand, wie jetzt eine Riechflasche herauszog. Als Madame de Motteville den Hof der Infantin und künftigen Gemahlin Ludwigs XIV. sah, war es Mode bey

den spanischen Damen die Brust zu bedecken, und den Rücken zu entblößen.

Es verdient bekannter zu werden, daß vor einigen Jahren eine Französin, auf dem Spaziergange des Pallasts von Orleans, mit lilasfarbner Schminke erschien, und es ist unbegreiflich, daß der Versuch ohne Nachahmung blieb.

Die Geschichte des Menschen ist oft dem Tageregister eines Bedlams ähnlich; sie erzählt die Visionen der Kranken. Was uns heute als Triumph des guten Geschmacks vorkömmt, sinkt vielleicht morgen zum Unsinn herab. —

Mönche.

Die frommen Männer, (Monachi, von dem griechischen Worte monachos, weil sie einsam lebten, so genannt) welche sich dort in dem Alterthume aus Furcht der Verfolgungen, in die Wüste und Einsamkeit begaben, waren Layen, wie alle übrige Christen. Wenn sich einer mit einer besondern Frömmigkeit auszeichnete, wurde er für einen frommen Christen gehalten, wie es deren in jenen ersten Zeiten viele gegeben. Lief ihm das Volk in die Wüste nach,

so

so unterrichtete er selbiges im Glauben, so gut er konnte, predigte ihnen Buße, und schickte sie wieder zu ihren Geschäfften zurück, gleichwie er selbst unterdessen nicht müßig war, sondern Körbe flechtete, die er in die Stadt auf den Markt trug, verkaufte, und von dem eingelößten Gelde oder auch von bloßem Gemüse und grüner Waare lebte, die er sich selbst in einer dürren Wüste pflanzte, wo ihm niemand den Grund streitig machte. Wollten sich andere Christen zu ihm gesellen, und eine gleiche Lebensart führen, nahm er sie selten an, und die er annahm, konnten wieder gehen, wenn sie wollten, es war da von einer Profeßion oder Gelübde keine Meldung.

Paul aus Theben in Aegypten, war der Erste, der sich im Jahre 250 in eine dortige Wüsteney flüchtete, und auf obbeschriebene Art lebte. — Ungefähr 20 Jahr nachdem ergriff Antonius, auch aus Aegypten, eben diese Lebensart, worin er im Jahre 356 im 105ten Jahre seines Alters starb. Im Jahre 340 traf er den Paul an, welcher aber nach einer kurzen Unterredung mit ihm starb.

Die vornehmsten Beförderer des Mönchslebens waren erstlich Pachomius, ebenfals ein Aegypter (von welchem unter dessen Artikel ein mehrers zu lesen seyn wird).

Der Andere war Hilarion, aus Palästina gebürtig. Er war, so wie Pachomius, von heidnischen Aeltern geboren, und wurde in Aegypten ein Christ, nachher ein Schüler des Antonius, nachdem er alle seine Güter unter die Armen vertheilt hatte. Er lebte sehr strenge, und kam nachher nach Palästina und Syrien, in welchen Ländern er das Klosterleben zuerst bekannt machte. Er starb im Jahre 370 in einem Alter von 80 Jahren.

Der dritte war Basilius der Große, welcher im Jahr 378 starb. Er war aus Kappadozien gebürtig, und hatte sich lange in Aegypten aufgehalten, wo ihm die Lebensart der ägyptischen Mönche sehr wohl gefallen hatte. Nachher kam er nach Kappadozien zurück, wo er sich nicht weit von Cäsarien, einen einsamen, jedoch angenehmen Ort zu seinem Aufenthalt wählte. Es gesellten sich bald mehrere Leute zu ihm, welches ihn veranlaßte, ihnen eine Regel vorzuschreiben, wornach sie ihr Leben einrichten sollten. Er war also nicht nur selbst ein Mönch, sondern auch Vorsteher mehrerer Mönche. Doch gieng er auch zuweilen in die benachbarten Dörfer und Städte, um die Leute in dem Christenthume zu unterweisen. Er kam endlich nach Cäsarien, wo er vielen Antheil an den kirchlichen Geschäfften hatte, und zuletzt selbst Bischoff wurde.

Da

Da dieser Basilius wegen seiner Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und Standhaftigkeit bey den Verfolgungen der ketzerischen Arianer, in den Morgenländern sehr berühmt war; so ist es geschehen, daß beynahe alle Mönche daselbst und in Griechenland die Regel desselben annahmen, nach welcher sie sich auch noch heutiges Tages richten. In der ganzen griechischen Kirche ist also nur ein Orden, und die Mönche und Nonnen leben meistentheils alle nach der Regel des heiligen Basilius *).

Der

*)Wie weit die jetzigen Mönche der griechischen Kirche von dieser Regel abgewichen seyn mögen, davon lieset man in der merkwürdigen Verordnung Peters des Großen, wegen der russischen Mönche vom 1sten Januar 1724 folgende lesenswürdige Stelle: „Das heutige Leben der Mönche ist nur ein Schein, und ein Gegenstand der Lästerungen anderer Religionsverwandten, und wirket nicht wenig Boses, weil der größte Theil derselben Faullenzer sind: Der Müßiggang aber ist eine Wurzel alles Uebels, und Jedermann weiß, was für Aberglauben, Trennungen, ja auch Empörungen daher entstanden sind. Da auch bey uns die Mönche fast alle von gemeinem Stande sind; so ist klar, daß sie nichts zu verlassen haben, dem sie entsagen könnten, sondern sich vielmehr ein gutes und bequemes Leben erwählen. Denn zu Hause sind sie auf eine dreyfache Art zinsbar. Sie müssen ihre Familien ernähren, und auch der Krone sowohl, als ihren Erbherrn, gewisse Abgaben entrichten. Werden sie aber Mönche so finden sie alles fertig. Wenn sie auch noch selbst arbeiten, so geschiehet doch solches freywillig; und statt dreyer Dienste, die sie vorher verrichtet hatten, leisten sie jetzt nur

einen

Der vierte war Athanasius, zuletzt Patriarch von Alexandrien in Aegypten, welcher im Jahre 371 gestorben ist. Er war ein großer Beförderer des Mönchwesens, und machte auch, als er im Jahr 347 durch Betrieb der Arianer Alexandrien verlassen mußte, und nach Rom kam, die dortigen Gegenden, die bisher noch wenig davon wußten, mit dem Mönchsleben bekannter. Eben dieses hatte er bereits zwölf Jahre vorher in Frankreich gethan, als er ebenfalls wegen Verfolgung der Arianer zu Trier eine Zeitlang sich hatte aufhalten müssen.

Indessen fanden die Abendländer, obgleich noch viele andere berühmte Männer im 4ten und 5ten Jahrhundert, als z. E. Hieronymus, nicht unterließen, das Mönchsleben anzupreisen, noch keinen sonderlichen Geschmack daran. Martin, der im Jahr 375 Bischof zu Tours in Frankreich wurde, und im Jahr 400 starb, hatte ungefähr um 370 ein Kloster nicht weit von Tours angelegt. Augustinus, Bischof zu Hippo in Afrika zwischen dem heutigen Algier und Tunis, welcher im Jahr 395 Bischof einen einzigen. Geben sie sich Mühe, die heilige Schrift zu verstehen, oder andere zu unterweisen? Keinesweges. Sie beten aber, möchten einige sagen; andere aber beten auch. Der heil. Basilius hat diese Ausflucht schon widerlegt.“

schof wurde, und 430 starb, hat die Geistlichen seiner bischöflichen Kirche dahin vermocht, daß sie mit ihm nach Art der Mönche ein gemeinschaftliches Leben geführt haben, ohne daß sie jedoch selbst Mönche waren; und hieraus sind mit der Zeit die Canonici entstanden.

Eigentlich aber ist das Mönchsleben in den Abendländern erst in dem 6ten Jahrhundert eingerichtet worden. Benedikt hat in Italien zum erstenmale Klöster zu bauen, und Mönche, nach dem heutigen Verstande zu sammlen, angefangen. Doch ist seine Regel nur für den Berg Kaßino bestimmt gewesen, wie es Mabillon selbst in Soc. Benedict. ad Seculum VI. in praefat. bezeuget. Es war da weder eine Verbindlichkeit, noch ein Votum perpetuum zu finden; die Gelübde und klösterlichen Verbindlichkeiten haben erst in dem dunkeln Mittelalter in den Zeiten der Unwissenheit ihren Anfang genommen, und ungeachtet schon im 12ten und 13ten Jahrhundert die Kirchenversammlungen zu Rom im Laterano unter Innocenz III. und zu Lion unter Gregor X. ausdrücklich verboten haben, es sollte außer der Regel Benedikts keine neue mehr gestiftet, oder eingeführet werden, so sind doch nach der Hand mit Hintansetzung dieser Kirchenverordnungen, Mönche von allen Gattungen, Farben und Namen entstanden, die

die

die Päbste wider den Willen der Kirche gut geheißen haben. Warum? Qui potest capere capiat *). Daß Mönche, nach der heutigen Verfassung der Staaten und Länder, nicht allein überflüßig, sondern auch dem Staate selbst nachtheilig sind, ist schon längst bewiesen, und selbst ein polnischer Bischof **) sagt, daß nicht wahre Gottseligkeit, sondern die Liebe zur Gemächlichkeit den größten Theil der Mönche in ihre Zellen einschliesset. Er beweiset, daß Dummheit und Aberglauben in den Klöstern herrschet, daß Schwelgerey das Lieblingsgeschäffte der meisten Mönche sey, und daß die Gelehrsamkeit, womit sich einige unter ihnen brüsten, fast überhaupt in einem Mischmasch einfältiger, alberner, und lächerlicher Lehrsätze bestehet — daß Pedanterey und Vorurtheil ihren eigenthümlichen Sitz auf dem klösterlichen Katheder aufgeschlagen haben.

Man weiß übrigens aus der Geschichte, wie viel Unheil die Mönche, selbst in den ersten Zeiten angerichtet, und so gar Rebellionen begünstiget haben. Man kann ihnen sogar den Vorwurf machen, daß der Mönchenhabit sehr oft die Stelle des Harnisches vertreten habe, und

*) Man sehe hierüber Verbesserungsvorschläge, die katholische Religion und Geistlichkeit betreffend.

**) Der Verfasser der Monachomachia.

und daß viele Mönche sich den schändlichsten Lastern ergeben haben. Die Geschichte soll uns hier einige Beyspiele leihen.

Uladislaus, König von Ungarn, ließ sich von Mönchen, insonderheit vom Julian, Legaten des Pabstes Eugenius IV, anreizen, einen Vergleich zu brechen, den er mit einem Eide bekräftiget hatte, dem türkischen Kayser Amurath IV. nicht Treue und Glauben zu halten, und selbigen mit Krieg zu überziehen. Der König verlor in der unglücklichen Schlacht bey Varna sein Leben, und einen großen Theil seines Königreiches. Julian und die Mönche, die in einer Hand mit dem Säbel in der Faust, und in der andern mit dem Crucifix auf die Muselmänner hineinstürmten, kamen nebst mehr denn 20000 Hungarn mit vielen Hieben ums Leben.

Frankreichs innerliche Unruhen waren durch Mönche angesponnen, und das Feuer der Zwietracht durch selbige in vollen Flammen erhalten. *) Mönche kämpften wider die Armee des Kö-

*) Man muß es indessen denen Benediktinern zum Ruhm nachsagen, daß selbige von der Denkens- und Handlungsart der übrigen Mönche in vielen Stükken unterschieden sind, und wenigen Antheil an manchen Rebellionen genommen haben, die Mönche er-

Königs, bemächtigten sich der festen Schlösser, verheereten die umliegenden Gegenden, beraubten die Vorbeyreisenden, und entführten schönes Frauenzimmer. — Die Anhänger der Ligue hielten bey den Jesuiten zu Bourdeaux ihre Versammlungen, und entwarfen mit diesen Mönchen den Anschlag, die Stadt bey Gelegenheit der öffentlichen Umgänge, die zu Ostern sollten gehalten werden, den von Ayen kommenden Truppen zu übergeben und plündern zu lassen. Dieses Vorhaben wurde ins Werk gerichtet; aber die guten Anstalten des Marschalls von Matignon, der, weil er wohl wuste, das die öffentlichen Umgänge wegen des großen Zulaufs

regten. — Auch die Barmherzigen Brüder verdienen eine Ausnahme; sie verschaffen dem Staate einigen Nutzen, und bey einer Armee können sie in Kriegsläuften gute Dienste leisten, wenn man sie unter der Aufsicht der Feldärzte zur Verpflegung der Verwundeten gebrauchet, — als Wundärzte denen Hospitälern zutheilet. — Dagegen sind die sogenannten strengen Orden dem Staate unläugbar schädlich, weil sie ihre Anhänger von der menschlichen Gesellschaft ganz absondern; und die Bettelorden dem gemeinen Wesen eine wahre gefährliche Last. Diese kriechende Geschöpfe schleichen sich unter allerley Vorwand in den Häusern ein, geben Ausspäher und Kuppler ab, und die That sey noch so schwarz, so findet sich gewiß ein Bettelmönch, der die Ausführung derselben über sich nimmt. Der Müßiggang macht sie zu allen fähig, und giebt ihnen genug Muse, den bösesten Unternehmungen nachzusinnen, und sie ins Werk zu richten. —

laufs des Volks allemal gefährlich sind; und daß also ein Gouverneur an solchen Tagen der Garnison marschfertig zu bleiben befehlen müsse, seine Völker in Bereitschaft hielt, und dadurch den Aufrührern sogleich Widerstand that, vereitelte die Anschläge der Verschwornen, und erhielt dem Könige diese ansehnliche Stadt. — Die Franziskaner, deren Kloster an dem Thore des Schloßes zu Rion in Bajadois war, lebten mit den Liguisten in einem genauen Verständnisse, und verstekten eine große Menge derselben in den Klostergebäuden. Durch die Verrätherey dieser Mönche wurde das Schloß erobert, und die Besatzung getödtet.

Jakob Klement, ein Dominikanermönch, ermordete Heinrich den III. König von Frankreich; Klement wurde niedergesäbelt, und die Mönche bewegten das Volk, der Mutter dieses Bösewichts, da sie aus ihrem nahe an Sens gelegenen Dorfe nach Paris kam, um den Lohn für die von ihrem Sohne begangene abscheuliche That zu empfangen, entgegen zu gehen, und sie als die glükselige Mutter eines heiligen Märtyrers zu verehren. Man gab ihr auch wirklich eine sehr ansehnliche Summe Geldes, und 140 Mönche begleiteten sie bis eine Meile von Paris.

Um die Zeit, da Johann Chatel, ein Jesuiter-Schüler, seines Alters 18 Jahr, sich

zu Ende des Jahres 1594. mit den Hofleuten in das Zimmer der schönen Gabrielle, worinnen Heinrich IV. war, geschlichen hatte, und diesen, sowohl wegen seiner Thaten, als wegen seines vortreflichen Herzens, wahrlich größten und besten König Frankreichs ermorden wollte, demselben aber nur mit einem Messer die Oberlefze durchstach, und einen Zahn einstieß, lehrten die Jesuiten und übrigen Mönche auf der Kanzel, im Beichtstuhle und in ihren öffentlich angeschlagenen Sätzen, daß man eine löbliche That verrichte, wenn man einen in den Bann gethanen König umbrächte. — Chatel ward ergriffen, und gestund ohne Scheu, daß er den Stich gegeben hätte, und daß er den König hätte tödten wollen. Das Parlement verdammte diesen ruchlosen Königsmörder, daß er mit glühenden Zangen gezwikt, und hernach mit vier Pferden in Stükken gerissen werden sollte. Dieser Böswicht schien bey dieser marterhaften Hinrichtung nichts von Schmerzen zu empfinden, so fest hatten ihn die Jesuiten in den Kopf gesezt, daß er Gott ein angenehmes Opfer bringen würde, wenn er einen König aus der Welt schafte, der nicht mit Genehmhaltung der Geistlichkeit auf den Thron gekommen wäre. —

Ravaillac, dieser gottlose Bube, der endlich den Wunsch der Mönche erfüllte, und Hein-

rich

rich den IV., da er in seiner Kutsche in die Strasse de la Feronnerie, in welcher damals ein Gedränge war, fuhr, mit einem Messer den tödlichen Stich ein wenig über das Herz zwischen die zweyte und dritte Ribbe gab, und den das Parlement gleich dem Chatel hingerichtet zu werden verurtheilet hatte, lachte zu seiner That, stand die größten Martern aus, ohne das geringste Zeichen einer Furcht, oder eines Gefühls der Schmerzen zu bezeigen, und wähnte, daß er als ein Märtyrer stürbe, weil er denjenigen ermordet hätte, den die Mönche als einen geschwornen Feind der Kirche abgebildet hätten. — *)

Man würde kein Ende finden, wenn man alle die Beyspiele, die uns die Geschichte von Königsmördern — Aufrührern — Verräthern — im Mönchhabit liefern wollte. — Demohngeachtet, und da kein Ding so schlimm in der Welt ist, das man nicht auch vertheidigen sollte, findet auch noch in unsern Tagen die Möncherey ihre Vertheidiger, und es sind nur erst zehn Jahre, daß ein Buch unter folgendem Titel erschien: Funfzehn beträchtliche Vors

*) Siehe die Geschichte von Ungarn. — Mezeray Geschichte von Frankreich. — Lebensbeschreibung des Marschalls von Matignon. — Geschichte von Paris, und so ferner.

theile, die den Katholischen Geistlichen beyderley Geschlechts, um ewige Keuschheit zu halten, wohl zustatten kommen; aus bewährten Katholischen Scribenten zusammen getragen. 1776.

Auf der 5ten Seite der Vorrede sagt der Verfasser desselben: „Wenigstens ist es nicht zu begreifen, wie die großen Herren auf die Einziehung der Klöster so sehr verpicht seyn können; denn wenn diese nicht mehr in der Welt sind, wer wird hernach für sie beten? Niemand als einfältige Bettelweiber, deren Gebet, ob es ihnen schon noch so reichlich bezahlt wird, doch bey weitem nicht die Kraft hat, als das Bitten und Flehen so vieler tausend, mit keinen Geschäfften beladener Religiosen beyderley Geschlechts, welche, weil sie von Jugend auf dazu abgerichtet worden, weit besser mit dem Beten umzuspringen wissen, und im Fall der Noth den Himmel stürmen können.“

„Wird nicht überdem der unerschöpfliche Gnadenschatz zu Rom, wozu der heilige Vater den Schlüßel hat, ein elendes Schikfal haben, wenn keine Religiosen mehr in der Welt sind, die durch ihre überflüßige Frömmigkeit, ihre übermäßigen Verdiensten, und ihre übergebührliche gute Werke (opera supererogatoria) diesen der Christenheit unentbehrlichen Schaz tagtäglich vermehren, damit die Großen der Welt,

welche

welche wenig Zeit zur Ausübung der Frömmigkeit übrig behalten, sich daran erholen, und den Abgang ihrer guten Werke daraus ersezzen können? O! wie bald würde die römische Gnadenkasse ausgeleert seyn, wenn aus so vielen tausend römisch katholischen Klöstern, (die griechischen kontribuiren von dem Ueberschuß ihrer guten Werke, ohnedem nichts nach Rom) dieser tägliche Zuschuß aufhören sollte. Wie würden die Ketzer sich freuen, wenn solchergestalt ein entsezlicher geistlicher Banquerot in der katholischen Kirche ausbrechen, und der heilige Vater, als General-Kassierer dieses Gnadenschazes bonis spiritualibus zu cediren sich genöthigt sehen müßte."

Gern schriebe man noch mehr ab, besonders die Lobrede auf die Keuschheit der Klosterbewohner, wo den Großen der Erde zu Gemüthe geführt wird, daß ihre wandelbare und vergängliche Keuschheit am allermeisten nöthig hat, von der klösterlichen ewigen Keuschheit übertragen zu werden, man will aber, zu Vermeidung der Weitläuftigkeit, die Leser lieber auf dieses in mancher Absicht merkwürdige Buch selbst verweisen.

Mogol. (der Große.)

Dessen Gewalt ist so despotisch, daß er über das Leben und Vermögen seiner Unterthanen unumschränkt gebietet. Sein Wille ist ihr einziges Gesetz. Dieser entscheidet auch alle Rechtshändel, ohne daß jemand bey Lebensstrafe etwas dagegen einwenden darf. Auf seinen Befehl werden die Größesten des Reichs hingerichtet, ihre Lehngüter, Ländereyen und Bedienungen entweder verändert, oder weggenommen. Die obersten Staatsbediente sind der Großvezier, der Schatzmeister, der Befehlshaber der Evnuchen, der erste Staatssekretair, der General der Elephanten, und der Großmeister der Garderobe, der die Besorgung der Meubles, Zelter, Kleider und Kostbarkeiten hat.

Dieser Fürst läßt sich gemeiniglich bey Sonnen-Aufgang am Fenster sehen, wenn die Großen des Reichs ihm aufwarten, er zeigt sich ferner um Mittag, um dem Gefechte der wilden Thiere zuzusehen, und endlich erscheint er auch des Abends am Fenster, und betrachtet den Untergang der Sonne. Er geht alsdenn unter starkem Paukenschall, und dem unaufhörlichen Zurufen des Volks, das ihm Glück und langes Leben zuwünschet, in sein Schlafgemach.

Niemand darf in den Pallast kommen, als die Rajas oder Fürsten, und die obersten Bedien-

dienten. Alle diese Personen erweisen ihm so große Ehrfurcht, daß es unmöglich ist, gegen die heiligsten Dinge größere Achtung zu bezeigen. Alle Gespräche werden mit unaufhörlichen Verbeugungen begleitet. Wenn sie von ihm weggehen, werfen sie sich auf die Erde nieder, und legen ihre Hände auf ihre Augen, hernach auf ihre Brust, und zulezt auf die Erde, um dadurch zu erkennen zu geben, daß sie gegen ihn nur Staub und Asche sind. Dabey wünschen sie ihm alle Arten von Glükseligkeit, und gehen rükwärts aus dem Zimmer.

Um einigen Begriff von der Pracht zu geben, mit welcher der Mogol öffentlich erscheint, will ich aus des Thomas Roe's Beschreibung von dem Staat, welchen er führet, einige Nachricht ertheilen.

Ob es zwar lange her ist, daß Roe an diesem Hofe gewesen, (denn er reisete im Jahre 1615 auf Kosten, und in Angelegenheiten der englischen ostindischen Gesellschaft dahin,) und obgleich der Mogol seit der Zeit, da Schach Nadir das Land eroberte, viel von seiner Macht und seinem Reichthum verloren hat, so kann doch vielleicht der jetzige Mogol noch wohl eben solchen Puz haben, weil die morgenländischen Völker ihre Moden selten, oder gar nicht verändern. Der Unterschied mag bey ihm seyn,

daß er weniger Juwelen, und nicht so kostbare Kleider mehr hat.

Als er erschien, sagt Roe, hieng ein Gürtel an seinem Degen, und ein anderer an seinem Schilde. Beyde Gürtel waren mit Diamanten und Rubinen besetzt. Noch einer hieng an seinem Köcher mit dreyßig Pfeilen, und sein Bogen war in einem Futteral. Auf seinem Kopfe trug er einen reichen Turban, woran ein Busch von Reihfedern war; auf der einen Seite hieng eine rubinene Blume, von der Größe einer Wallnuß, und auf der andern Seite ein eben so großer Diamant, und in der Mitte war ein Smaragd, in der Gestalt eines Herzens, welcher aber größer war, als der Diamant und Rubin. Sein Stok war mit einer Kette durchlöcherter großer Rubinen, Perlen und Diamanten umwunden. Um den Hals trug er drey Schnüre von den vortrefflichsten und größten Perlen. Ueber den Ellenbogen hatte er Armbänder, die mit Diamanten besetzt waren. Auf jedem Gelenk der Hand waren drey andere Armbänder von verschiedener Art, und fast auf jedem Finger saß ein Ring. Sein Kleid war mit Gold gestikt ohne Ermel, und an seinen Füßen hatte er ein Paar mit Perlen gestikte Halbstiefeln. In einem solchen Aufzug setzte er sich in seine Kutsche, welche einer englischen sehr ähnlich, und von derjenigen, womit ihn Roe be-

schen.

schenket hatte, nur darinnen verschieden war, daß sie mit persianischem mit Gold gestikten Sammet beschlagen war.

Wenn dieser Fürst vor der Spitze seiner Armee marschiret, oder auf die Jagd gehet, oder sich nach einem von seinen Landhäusern begiebt, so begleiten ihn etwa zehn tausend Mann, und hundert Elephanten mit Satteldekken von Sammet und Brokat gehen voran. Jeder Elephant trägt zwey Menschen, wovon der eine ihn mit einem eisernen Haken regiert, der andere aber eine große silberne mit Gold und Seide gestikte Standarte trägt: jeder von den ersten achten trägt eine Pauke.

In der Mitte dieses Haufens reitet der Mogol auf einem schönen persianischen Pferde, oder fährt in einem Wagen, der von zwey Ochsen gezogen wird, deren große ausgebreitete Hörner mit Gold gezieret sind. Zuweilen lässet er sich auch von Menschen in einem prächtigen Palatin tragen. Sein Gefolge bestehet aus den Hofbedienten, denen fünf- bis sechshundert Elephanten, Kameele, und Bagagewagen nachfolgen.

Zwey große Festtage werden jährlich in der Hauptstadt dem Mogol zu Ehren gefeyert. Das erste Fest ist mit dem Anfange des neuen Jahres, und währet achtzehn Tage. Vor dem

Pal-

Pallast wird eine Bühne errichtet, welche vierzehn Fuß hoch, sechs und funfzig lang, und vierzig breit, mit reichen Tapeten bedekt, und mit einer Ballustrade umgeben ist. Nahe dabey ist ein Gebäude von bemahltem Holze, mit Perlemutter ausgelegt, worin einige von den Vornehmsten des Hofes sitzen, obgleich ihre Zelter in dem ersten Hofe des Pallastes aufgeschlagen sind, wo sie sich bemühen, alle Reichthümer und Pracht zur Schau auszustellen. Vor Alters gieng der Mogol in diese Zelter, und nahm, was ihm am besten gefiel. Seit einem Seculum aber begiebt sich dieser Fürst in Begleitung der sieben ersten Minister auf die Bühne, sitzet auf einem samtnen mit Gold und Perlen gestikten Kissen, und wartet bis man ihm die Geschenke bringet, welche er sowohl von dem Volke, als den Großen des Reichs während den achtzehn Tagen, da diese Ceremonie dauert, annimmt. Gegen Ende dieser Zeit, theilt er seine Begnadigungen aus, welche darin bestehen, daß er denjenigen, die ihm die kostbarsten Geschenke gebracht haben, Aemter und Würden ertheilet. Tavernier versichert, daß er dem Mogol an einem dieser Feste Geschenke, deren Werth sich auf dreyßig Millionen livres belief, an Diamanten, Rubinen, Smaragden, Perlen, Gold, Silber, schönen Stoffen, Elephanten, Kameelen und Pferden hat annehmen sehen.

Das

Das zweyte Fest ist am Geburtstage des Mogols. Er fängt solches mit allen Arten der Lustbarkeiten an, und begiebt sich darauf zu der Königin seiner Mutter, wenn sie noch am Leben ist, und zeigt ihr seine Erkenntlichkeit dadurch, daß er die Großen des Reichs nöthiget, ihr kostbare Geschenke zu machen. Nachdem er gespeiset hat, zieht er seine schönsten Kleider, und seinen besten Schmuk von Gold und Juwelen an, und geht in einen prächtigen Pavillon, wo ihm die Vornehmsten des Reichs ihre Aufwartung machen. Da findet er die großen Wageschalen mit ihren Ketten, welches alles von maßivem Golde, und mit Juwelen ausgezieret ist. In eine dieser Wageschalen stellet er sich selbst, und in die andere wird Gold, Silber, Juwelen, seidene Zeuge, feine Leinwand, Zimmet, Muscatenblumen, Pfeffer, Getreyde und Kräuter gelegt, und man hält alle Jahr ein genaues Register vom Unterschied seines Gewichts. Es ist eine große Freude, wenn er in einem Jahre mehr wiegt; es ist aber auch große Betrübniß, wenn er am Gewicht abgenommen hat.

Auf diese Ceremonie folgt die große That der Barmherzigkeit, die der Mogol für das ganze Jahr ausübet. Er giebt nämlich den Armen einige kleine stükke Geld, und wirft unter die Großen Nüsse, Pistazien, Mandeln und

andere Früchte, welche alle aus Gold gearbeitet, und so dünn und klein sind, daß tausend davon nicht mehr als sieben oder acht Pistolen werth sind. Man hat gefunden, daß ein mit dergleichen Kleinigkeiten gefülltes Bekken nicht den Werth von zehn Kronen überstiegen hat. Auf diese Weise erstrekt sich die Freygebigkeit dieses reichen Monarchen an seinem Geburtstage etwa bis auf eine elende Summe von hundert Kronen. Dieses Fest wird damit beschloßen, daß er eine prächtige Abendmahlzeit an die Herrn des Hofes giebt, mit welchen er die Nacht mit Trinken zu bringt.

Die Söhne des Mogols führen den Titel eines Sultans, und seine Töchter sind Sultaninnen. Die Unterkönige, oder Gouverneurs der Provinzen werden Nabobs genennet. Die, welche ihnen im Range folgen, und eben so viel vorstellen, als bey uns Adeliche, heißen Chans und führen gemeiniglich noch einen Beynamen, der von ihrer Beförderung genommen ist. Z. B. Asaph Chan, der reiche Herr, Chan Channa, der Herr aller Herren.

Die obersten Militairbedienten heißen Omrahs; und wer ein General gewesen ist, wird Mirza betitelt.

Die vornehmsten Eunuchen haben die Stellen der Schatzmeister, Verwalter und Kontrol-

leurs

leurs der Haushaltung. Die andern vornehmen Bedienten sind die Staatssekretairs, die Elephantenregierer, die Aufseher über die Zelte, und die Aufseher über die Garderobe, denen man die Juwelen anvertrauet.

Die Frauenzimmer des Serails sind entweder Gemahlinnen, oder Konkubinen, Prinzessinnen vom Geblüt, Gouvernantinnen oder Sclavinnen. Selten hat der Mogol mehr als vier Gemahlinnen; die Anzahl seiner Konkubinen aber ist unbestimmt. Jedoch hat er deren mehrentheils über tausend.

Der Mogol heyrathet niemals eine Tochter eines auswärtigen Fürsten, sondern gemeiniglich eine von seinen eigenen Unterthanen, ja zuweilen hat die geringste Sclavin das Glück seine Gemahlin zu werden.

Der erste Sohn, den er von einer dieser Gemahlinnen bekömmt, wird als der rechtmäßige Erbe des Reichs angesehen, obgleich das Glück der Waffen gemeiniglich den Thronfolger bestimmt, der nicht eher den Thron besteigt, als bis er seine Brüder, und die andern männlichen Verwandten aus dem Wege geräumet hat.

Die jungen Sultans werden im dreyzehnten oder vierzehnten Jahre verheyrathet, und

haben

haben alsdenn ihren eigenen Hofstaat, der nicht viel geringer ist, als der des Kayfers. Wenn sie älter werden, giebt man ihnen allen, den Kronerben ausgenommen der bey dem Vater bleibt, entfernte Gouvernements.

Die jungen Sultaninnen werden mit aller Zärtlichkeit und Gelindigkeit erzogen, sie leben nicht so eingeschränkt als das andere Frauenzimmer, ja man hat Exempel, daß der Mogol ihnen ihre Galanterien nachgesehen hat, welches auch um so billiger ist, da sie, weil sie von Königlichem Geblüte sind, nicht heyrathen dürfen.

Die Gouvernanten der jungen Prinzessinnen und diejenigen, welche ein wachsames Auge auf die Aufführung des Königlichen Frauenzimmers haben müssen, machen eine beträchtliche Anzahl im Serail aus, und haben, wie man sagt, einen großen Einfluß in die Regierungsgeschäffte.

Wenn man im eigentlichen Verstande sagen kann, der Mogol habe einen Staatsrath, so bestehet er aus diesen Frauensperfonen; denn die Gouvernements und obersten Staatsbedienungen werden durch ihren Einfluß besetzet, und jede von ihnen führet einen Titel, von einer Staatsbedienung. Die eine wird Premiermiñster, die andere Sekretär, die dritte Unter-

König einer Provinz u. s. w. genennet, und jede von diesen Frauenspersonen steht mit demjenigen Minister, dessen Titel sie führet, in Correspondenz. Es giebt auch Eunuchen, welche nichts anders thun, als daß sie diese Briefe hin und hertragen. Durch die Vermittelung dieser Frauenspersonen werden alle wichtige Sachen abgemacht, weil sie bessere Gelegenheit haben, dem Kaiser die Sache vorzutragen, als die Minister.

Der Kaiser wird, wenn er allein ist, gänzlich von Frauenzimmern bedient, ja er soll eine Wache von tartarischen Weibern haben, die mit Bogen und Säbeln bewaffnet sind, und seine Person decken. Die Thüren und alle Gänge des Pallastes sind von einer Menge Eunuchen besetzet, die ein sehr schweres Amt haben; denn wenn sie zu strenge sind, ziehen sie sich den Haß der Königinnen und Prinzessinnen zu, die zuweilen bey dem Kaiser viel gelten; und wenn sie beym Mogol in Verdacht gerathen, daß sie zu gefällig sind, so stehen sie in Gefahr, ihr Leben zu verlieren.

Wenn die Frauen ein gewisses Alter, welches einige auf das fünf und zwanzigste, andere auf das dreyßigste setzen, erreicht haben, so schläft der Mogol nicht mehr bey ihnen; demungeachtet werden sie noch eben so strenge als vorher bewacht.

Ein englischer Geistlicher, der an des Mogols Hofe gewesen, gedenket einer von diesen Frauen, welche den schmählichsten Tod sterben müssen, weil sie der Mogol überraschte, als sie ein Evnuch küßte. Wegen dieses Verbrechens hatte der Mogol die Grausamkeit, sie bis an den Hals in die Erde verscharren, und diese um ihr feste einstoßen zu lassen. So blieb sie zwey Tage, und mußte sich die heiße Sonne auf den Scheitel brennen lassen, bis sie endlich den Geist aufgab, nachdem sie beständig geschrieen hatte: o mein Kopf, mein Kopf! Zur Vermehrung ihrer Schmerzen wurde der Evnuch vorgeführt, und sie mußte zusehn, wie ihn ein Elephant in Stücken zerriß.

Da der Mogol die meisten andern Fürsten als weit geringere Personen ansieht, so schickt er, wie die andern asiatischen Fürsten, an niemand einen Gesandten. Die Gesandten werden auch nicht als Repräsentanten ihrer Souveräns, sondern als gemeine Boten betrachtet.

Des Mogols Briefe werden mit so viel Ehrfurcht empfangen, als wenn er selbst zugegen wäre. Der Gouverneur, an den dieselben geschickt werden, reitet dem Boten mit allen seinen Bedienten entgegen; und sobald er die Briefe sieht, steigt er vom Pferde, und fällt lang auf die Erde. Er nimmt nachher die Briefe dem Boten ab, bindet sie fest an seinen

Kopf,

Kopf, reitet zurück, und fertiget die Antwort sogleich aus.

Die Gouverneurs haben noch eine andere Methode, wodurch sie ihm Ehrfurcht bezeigen. So bald sie nämlich nach einem Gouvernement geschickt werden, scheren sie ihren Kopf und Bart nicht eher, als bis sie wieder zurückberufen werden, ob sie gleich sonst, so lange sie bey Hofe sind, sich alle Tage scheeren.

Der Mogol thut in allen wichtigen Rechtsfällen allein den Ausspruch, er mag sich aufhalten, wo er will. Seine Unterkönige thun das in ihren respectiven Provinzen auch. Der Catoual ist eine Gerichtsperson, welche die kleinen Sachen entscheidet, und die kleinen Vergehungen bestrafet. Der Kady ist der Civilrichter in Streitigkeiten zwischen den Hauseinwohnern bey Heyrathen und Ehescheidungen.

Ob man gleich in diesem Reiche kein geschriebenes Gesetz hat, so ist es doch hergebracht, daß gewisse Verbrechen ihre Strafen haben. So wird Mord und Diebstahl mit dem Tode bestrafet. Die Art der Exekution aber hängt von der Willkühr des Mogols oder Unterkönigs ab. Der Missethäter bleibt niemals eine Nacht über im Gefängniß, ja er wird oft nicht einmal in ein Gefängniß gebracht, sondern sogleich, nachdem er ertappet worden, zum Gouverneur gebracht, daselbst

losgesprochen oder verurtheilt, und im letztern Fall sogleich zur Execution geführet, welche mehrentheils auf dem Markte geschiehet.

Einige Missethäter werden gehenkt, andere geköpfet, andere an spitzige Pfähle gestochen, und andere von wilden Thieren zerrissen, oder, von Elephanten getödtet. Wenn der Elephant den Missethäter augenblicklich von dem Leben bringen soll, so tritt er mit seinem breiten runden Fuß auf den vor ihm liegenden Elenden, und drückt ihn sogleich todt. Soll aber der Verbrecher noch eine Zeitlang gequälet werden, so bricht ihm der Elephant erst die Füße und nachher die Arme entzwey, lässet ihn liegen, und an seinen empfangenen Wunden sterben.

Thomas Roe führt an, daß zu seiner Zeit hundert Diebe in Ketten vor den Fürsten gebracht wären, und vom Mogol zum Tode verdammet worden, so daß der Rädelsführer von Hunden zerrissen, die andern aber auf die gemeine Art getödtet werden sollten. Diese Gefangenen wurden in verschiedene Quartiers der Stadt vertheilet. Ihr Anführer wurde vor Roes Hause von zwölf Hunden in Stüken zerrissen, und auf demselben Platze wurden dreyzehn Dieben die Köpfe an die Füße gebunden, worauf man ihnen den Nacken mit einem Säbel halb aufhieb, und sie so nackend und blutig

blutig auf den Straßen liegen ließ, wo sie den Nachbarn sehr beschwerlich fielen.

Des Mogols Lager hat gemeiniglich einerley Beschaffenheit, und ist beynahe rund. Der ganze Umfang nimmt selten weniger als zwey hundert Meilen ein, denn die Armee allein besteht aus hundert tausend Mann. Die Zelte sind mehrentheils weiß, wie die Kleidung der Leute. Des Mogols Zelt aber ist roth, und steht in der Mitte. Es ist auch mehr erhaben, als die übrigen, und er kann aus demselben das ganze Lager übersehen. Da die Königinnen und das ganze Serail mit zugegen sind, so ist des Kaisers Quartier beynahe so groß, als eine ansehnliche Stadt. Es ist mit einer Umzäunung umgeben, die etwa zehn Fuß hoch, und von den Haustruppen oder andern großen Corps zu Pferde und zu Fuß bewacht ist. Niemand darf sich demselben bis auf die Weite eines Musketenschusses nähern. Die Zelte der Omrahs sind in einiger Entfernung rund um des Kaisers Quartier, und die Zelte der Vornehmsten sind die nächsten, die Geringeren aber haben ihre Zelte an den äußersten Enden des Lagers. Die Straßen, welche von den Zelten formiret werden, sind breit und lang, und die Hauptstraßen gehen in gerader Linie von dem königlichen Quartiere ab. In denselben sind Boutiken, wo man die Lebensmittel fast

so wohlfeil, als in der Garnison erkauft. Man sagt, daß das Lager des Mogols ehedem der größte Markt für Diamanten gewesen sey.

Das Lager rückt selten zehn Meilen auf einmal vor, und ist mehrentheils an einem solchen Orte, wo man hinlängliches Wasser hat. Die indianischen Armeen führen eine Menge von Booten (kleine Kähne) auf Wagen mit sich, welche der Mogol braucht, theils um sich auf den Seen und Flüssen zu belustigen, theils seine Armeen überzusetzen. Er hat auch Falken, Hunde und Leoparden bey sich, die zum Spiel abgerichtet sind. Solchergestalt theilet der Mogol, indem er aus einem Theil seines Gebiets in das andere wandert, seine Zeit zwischen den Ergötzungen und der Untersuchung der Aufführung seiner Unter-Könige und Gouverneurs. Auf diesen Märschen werden einige von den Frauenzimmern des Mogols in kleinen Thürmen auf den Rücken der Elephanten getragen, andere fahren in Kutschen, andere sind in Palanquinen, und man sagt, daß die geringsten Frauenzimmer kein anderes Fuhrwerk haben, als eine Art von Wiege, die auf den Seiten der Kameele hänget. Alle Frauenzimmer aber sind verdeckt, und werden von Eynuchen bedienet.

Des Mogols Macht besteht vornehmlich aus den Truppen, welche die Rajas oder heidnische

nische Fürsten stellen; er hat auch morisches Fußvolk, das meiste aber besteht in Reuterey. Er hat auch verschiedene Regimenter, die den Namen der Leibwache oder Haustruppen führen. Das vornehmste davon ist ein Regiment von viertausend Mann, die man des Kaisers Sclaven nennet. Sie machen das vornehmste Corps in der ganzen Armee aus. Ihr Befehlshaber heißt Daroza. Er hat große Autorität und zuweilen das Kommando über die ganze Armee. Jeder Soldat dieses Regiments hat vorne am Kopfe ein Zeichen, und aus diesen Truppen nimmt man die subalternen Offiziers, welche stufenweise zu der Würde der Omrahs oder Generals steigen. Jeder Reuter hat zwey Knechte, wovon ihm einer das Pferd warten, der andere die Fourage anschaffen muß. Alle diese Soldaten haben im Felde ihre Weiber und Kinder bey sich, und im Lager sind allemal viele Boutiken, wo man wie in einer Stadt alles kaufen kann. Auch folgen der Armee einige hundert Elephanten, bloß zum Staat, und eine Menge Weiber mit einem starken Gefolge des Mogols und der hohen Offiziers.

Demungeachtet stehet diese zahlreiche Armee selten im Felde, ohne durch Hungersnoth einen großen Verlust an Leuten zu haben, welchen man aber unter einer so großen Menge

kaum merket. Man hat auch zu wenig Menschlichkeit, als daß man darauf achten sollte; die Hungersnoth wird daher weder als etwas Außerordentliches betrachtet, noch verhindert sie, daß man nicht eine andere Menge Volks versammlen sollte, welche einem gleichen Schicksale unterworfen bleibt.

Die Engländer haben davon einen großen Vortheil, daß die Indianer so hartnäckig auf ihre alten Gebräuche halten, und noch immer keine wahre Tapferkeit besitzen. Nicht allein der Fürst, sondern auch jeder Raja, der das Kommando über die von ihm ins Feld gestellten Truppen führet, erscheint voraus an der Spitze auf einem Elephanten, und ist der General so gut, als die Fahne seiner Leute, welche ihr Auge beständig auf ihn richten, und wenn sie ihn einen Augenblick aus dem Gesichte verlieren, daraus schließen, daß alles verloren sey, worauf sie unverzüglich auseinander prellen.

Die englischen Ingenieurs können daher mit einer einzigen Salve aus einer sechspfündigen Kanone, die auf den Elephanten gerichtet ist, das Schicksal eines ganzen Detaschements entscheiden: und diese großen Thiere scheinen nunmehr bloß darum ins Feld gebracht zu werden, um der feindlichen Artillerie ein Zeichen der Richtung zu seyn. Die Ra-

jas,

sas, welche die Gefahr, in welcher sie sind, recht gut kennen, suchen ihr dadurch auszuweichen, daß sie verschiedene Elephanten mit einerley Decken, und Reuter darauf mit denselben reichen und prächtigen Kleidern an einem Tage an verschiedene Oerter des Schlachtfeldes stellen. Ob sie gleich viel von den Europäern durch die nächtlichen Ueberfälle erlitten haben, so können sie doch niemals dahin gebracht werden, Ordnung und Wachsamkeit in ihrem Lager einzuführen. Denn gegen die Nacht stopft sich jeder Mann den Magen so voll Reiß, und die meisten nehmen darauf die Opiate, so, daß gegen Mitternacht die ganze Armee in tiefem Schlafe ist.

Diesem ungeachtet würde sich ein indianischer König sehr wundern, wenn sich jemand bemühen wollte, ihn zu überzeugen, daß die Sicherheit seines Thrones von der Regulirung der Mahlzeiten des gemeinen Soldaten abhinge; noch weniger aber würde er sich überreden lassen, denselben zur Mäßigkeit im Genuß der Opiate anzuhalten, welche das Blut zur Aktion anfeuern, und die Seele mit Heldenmuth anfüllen.

Die Einkünfte als Mogol sind von den Landesprodukten, von den Zöllen in den Seehäfen, von dem Vermögen der Großen: das nach ihrem Tode an die Krone fällt, von den Geschenken der Unterthanen, die sich dem Lan-

desherrn, oder Gouverneur niemals mit lediger Hand nähern dürfen, und von den Schätzen aus den Diamantminen.

Der Unterkönig, oder Gouverneur einer jeden dem Mogol unterwürfigen Provinz muß eine gewisse Summe, die aus den Manufakturen und Landesprodukten genommen wird, an die Krone liefern. Diese Summe beläuft sich mit den andern Einkünften jährlich zwischen vierzig und funfzig Millionen Pfund Sterlinge. Diese unermeßliche Summe ist aber seit der Zeit sehr vermindert worden, da der Nadir Schach das Reich verwüstet, die Schatzkammer ausgeleeret, und indem er die Macht des Mogols schwächte, viele Nabols in den Stand gesetzet hat, das Joch abzuwerfen.

Monbars. (von)

Wo wäre die zweyte Nation, die, nicht als Religionsparthey, als Nation mit solcher Tigerwuth gehaßt wurde, als im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert die Spanische?

Der Oloneser, ein Flibustier *) hieb auf dem spanischen Schiff, das er an der Küste von

*) Aus dem Englischen Fly = Boot, eine Art schneller Barken, machten die Franzosen Flibot, und daher der

von Cuba genommen hatte, mit eigener Hand jedem Spanier den Kopf vom Rumpf, und leckte bey jedem Hieb das Blut von dem Säbel. Bey Puerto del Principe (Port au Prince) nahm er nachher wieder spanische Schiffe, warf alle Mannschaft über Bord, schonte nur einen, und schickte den mit einem Briefe an den Gouverneur von Havanna: „Wiß was ich denen gethan habe, schrieb er, die du gegen mich ausgerüstet hast; wiß zugleich das Schicksal, das ich auch in Zukunft jedem Spanier, der mir in die Hände fällt, und dir selbsten zubereiten will.“

Dieser Wütrich ward durch seinen Haß gegen die Spanier einem edlern Menschen, genannt Monbars, werth. De Monbars war ein Edelmann aus Languedoc. Die Grausamkeiten der Spanier in Amerika waren im vorigen Jahrhundert noch mehr der Gegenstand des Gespräches, auch las Monbars früh viele Bücher über die neueste spanische Geschichte, und unter diesen eine geschriebene umständliche Nachricht, wie die Spanier ihre In-

der Name Flibustiers für die Seeräuber beyder Nationen gegen die Spanier, die auch mitten im Frieden allen die Fahrt ihrer Küsten, Fischfang und Jagd untersagten. Der Regel nach griffen Flibustiers nur im Nothfalle Schiffe andrer Nationen an. Ihr erster Hauptsammelplatz war la Tortue.

Indianer behandelt hatten. Der Geist, Rächer der Unschuld zu seyn, war noch nicht wie jetzt bey dem Adel untergeordnet. Schon als Kind glühete Monbars, unbegreiflich für die Sache der Indianer. Kaum noch Jüngling hatte er in einer Redeübung die Rolle eines Franzosen, und ein anderer Schüler, die eines Spaniers; dieser mußte lang und breit Beleidigungen gegen die Franzosen hersagen, und die Spanier loben. Monbars Unwillen schwoll; endlich hielt er sich nicht, fiel über den andern her, und hätt' ihn erwürgt, wenn nicht die Lehrer ihrem schwachen Redner zu Hülfe gesprungen wären.

Monbars lernte die Schicksale der Indianer fort, als wärens die Schicksale seines Hauses, jubelte bey jedem ihrer Vortheile, hatte ihrentwegen Freude an den Küstenbrüdern, wie man auch damals die Flibustiers nannte, sehnte sich nur unter seinen Indianern zu seyn. Sein Vater billigte seine Entwürfe nicht, wollte, daß sein Sohn, wie er, ruhig auf seinen Gütern hinleben sollte, und machte schon Anstalten zu diesem Zweck. Da schrieb einer an Monbars, daß sein Oheim, der Seekapitain aus königlichem Befehl in Verbindung mit mehrern Schiffen gegen die Spanier kreutzen würde: nun lief Monbars von seinem Vater weg, kam zu seinem Oheim nach Havre de grace:

ee: dieser hatte große Freude an dem mythi-
gen Jungen, entschuldigte ihn bey dem Vater,
und nahm ihn nach einigen Tagen mit.

Auf der Fahrt bey jedem Schiffe, das man ansichtig ward, fragte er gleich: ists nicht ein Spanier. Bey Sanct Domingo entdeckten sie endlich würklich ein spanisches Schiff. Der Oheim Monbars trennte sich von dem andern, ließ Jagd auf den Spanier machen: wie aber dieser Anstalten machte, sich zu wehren, fürchtete der Kapitain, daß sein Schiff sich ohne Noth und Nutzen den Kanonen aussetzen möchte, sperrte den jungen Monbars ein, und ließ ihn erst wieder los, wie sich beyde Schiffe geentert hatten. Schon hatte Monbars in der Kajütte seinen Säbel gezogen, stürzte nun in das spanische Schiff, einige, die er anfeuerte, hinter ihm drein, haute nieder so wie er traf, wütete zweymal die Länge des Schiffs auf und ab, verschonte nur die Matrosen und die Offiziers, die nicht Spanier waren, und hielt dann erst ein, wie die Franzosen ihm zu wiederholtenmalen zugeschrieen hatten, wir sind schon Sieger! Nun freuten sich die Franzosen über die reiche Beute, betrachteten die Edelgesteine, und die andern indischen Waaren; Monbars aber dachte an seine Indianer, und weidete sich an den vielen spanischen Leichen.

Die

Die Gefangenen sagten aus, daß ihr Schiff zu zwey noch reicher beladenen gehörte, und der Sturm sie verschlagen habe, und daß der Sammelplaß Port Margot sey. Port Margot ist in der Nähe von St. Domingo. Kapitain Monbars wollte nun auf diesen Fang einige Tage warten, gieng nach Port Margot, legte sein Schiff hinter einer Erdhöhe, und ließ das genommene spanische Schiff in der Mündung des Hafens.

Kaum waren sie in dem Hafen, als Monbars einige Barken herkommen sah. Was wollen die? fragte er seinen Oheim. Das sind Boucaniers *), antwortete dieser, der Lärm von dem Treffen hat sie hergelockt. Die Boucaniers brachten etwas wild Schweinfleisch, das sie so vorzüglich zu trocknen und zu räuchern wissen. Man nahm sie aufs freundlichste auf, und gab ihnen Brandtwein für ihr Geschenk. Sie entschuldigten sich, daß sie nicht mehr brächten; funfzig spanische Reuter wären eingefallen, hätten ihnen alles zerstört und weggenommen.

Es

*) Von Boucan, Darren zum Trocknen und Räuchern. Auf der nordlichen Küste von St. Domingo waren Franzosen fast in die Wildheit der Caraiben zurück getreten, nährten sich fast nur von der Jagd, lebten ohne Weiber, ohne Personal-Eigenthum und s. w.

Es geschieht euch recht, sagte Monbars, warum leidet ihrs. Herr! antworteten sie eben so trotzig, wer sagt, daß wirs leiden? Die Spanier kennen uns, haben auch grad die Zeit da wir auf der Jagd waren, wahrgenommen. Einigen von unsern Brüdern haben sie es noch ärger gemacht, und nun sind wir zusammen drauf und dran es ihnen einzutreiben, und wenn auch ihrer Funfzig zu Hundert oder zu Tausend geworden wären! Monbars brannte bey diesen Worten. Seyd ihrs zufrieden, sagte er, so will ich an eure Spitze treten, nicht um euch anzuführen, nur der erste gegen den Feind zu seyn! Die Männer erkannten den Helden am Anblick.

Monbars war lang, fest gebauet, lebhaft und dabey edel in allen seinen Bewegungen. Seine Gesichtsfarbe war bräunlich. Seine rund gewölbten, dichten schwarzen Augbraunen verdeckten fast seine Augen. Man pflegte von ihm zu sagen, Monbars beginnt seine Siege durch das Schrecken seines Blicks, und vollendet ihn mit der Kraft seines Arms.

Nun bat Monbars seinen Oheim um die Erlaubniß mit den Boucaniers gegen die Spanier auszugehen, und sein Oheim sahe wohl, daß er den raschen jungen Helden noch nicht zum ruhigen Abwarten des Feindes zwingen könnte, gestands ihm zu, gab ihm einige junge

und

und feurige Leute mit: viele konnte er ihm nicht mitgeben, weil er selber einen Angriff besorgen mußte. Monbars und seine Gesellen sprangen gleich fröhlich in eine Barke der Boucaniers. Ich will bald mit den Spaniern dort fertig seyn, rief Monbars noch seinem Oheim zu: Du wirst wohl daran thun, erwiederte der Oheim, denn ich versichere dir noch einmal heilig, daß ich nicht auf dich warte; ich segle zur festgesetzten Zeit weiter, ich mag nun die beyden spanischen Schiffe in die Falle bekommen haben, oder nicht.

Wie nun Monbars so wegfuhr, mischte sich Besorgniß in seine Freude; die beyden spanischen Schiffe, dacht' er, werden einlaufen, indessen ich nicht da bin, meine Franzosen werden in meiner Abwesenheit siegen, und ich hab' ihre Gefahr und ihren Ruhm nicht getheilt. Das Herz schlug ihm höher, er entdeckte seine Besorgniß den Boucaniers. Gebt euch immer darüber zufrieden, sagten diese, es wird so lange nicht währen, so haben wir unsere Spanier gepackt. So will ich sie denn erst zu Lande niedermachen, jubilirte er, und denn früh genug zurück seyn, um auch zur See über sie Meister zu werden.

Und kaum war er auf einer Wiese zwischen Hügel und Waldung ans Land gestiegen, als er in der Ferne einen Trupp gut berittener spanischer

Reu-

Reuter sah. Die Spanier hatten sich auf die Nachricht von einem Aufgebot unter den Boucaniers zusammen gezogen. Monbars achtete ihre Menge und die kleine Anzahl der Seinen nicht, und wollt' auf die Spanier los. Haltet! rief ein Boucanier, laßt uns sie fassen, daß uns kein einziger von ihnen entkommen kann. Diese Worte, kein einziger von ihnen entkommen kann, hielten ihn würklich zurück, auch seine Kameraden mußten nun umkehren, als wenn sie den Feind nicht gesehen hätten.

Der den Rath gab, nahm dann zuerst sein Bandelier von der Schulter, rollte es auseinander, und richtete sein Zelt auf (denn so trugen die Boucaniers ihre Zelter, wenn sie ins Feld zogen, von der Schulter nach der Hüfte zu, wie ein Bandelier) die andern machtens ihm nach, ohne noch eigentlich seine Absicht zu merken, aber er hatte ihnen schon mehrmal gut gerathen, und sie setzten Zutrauen auf seine Einsicht. Dann ließ er viele Flaschen mit Branntwein und Essen kommen. Die Spanier bemerkten alles, freueten sich, daß nun sich die Boucaniers nach ihrer Gewohnheit weidlich betrinken würden, dachten sie denn so viel gewisser überfallen zu können, wollten sie noch sicherer machen, und zogen von ihrem Hügel jenseits ins Thal hinunter. Der den Rath gab, ließ nunmehr von Mund zu Mund sei-

nen Plan allen Gefährten wissen, schickte einige heimlich zu andern Boucaniers in der Nähe, forderte Beystand und beschied sie in den angränzenden Wald; andre brauchte er, daß sie gegen Ueberfall die Spanier beobachten mußten. Die ganze Nacht war ein abgeredetes Jauchzen und Lermen in den Gezelten. Gegen Dämmerung schlichen sie sich unvermerkt ins Gehölz. Hier fanden sie schon ihre Brüder gut bewaffnet und begierig zum Streit. Keiner brannte so von dieser Begierde als Monbars. Aber die Spanier verzögerten noch zu kommen, sie schlossen aus der Stille im Lager, daß die Boucaniers jetzt ihren Rausch ausschlafen wollten, sagten schon einer zum andern, wenn sie nun fest schlafen, brauchen wir sie nur unter ihren eigenen Gezelten zu begraben.

Der Tag brach an, und die Spanier setzten sich in Bewegung. Nicht lange hernach ritten sie den Hügel hinauf, und kamen dann in die Wiese. Hier theilten sie ihren Trupp in mehrere kleine Haufen, weil die Zelter mit Vorsatz weit aus einander standen, und stellten einige Indianer voran. Die Boucaniers lauerten im Walde jeder auf seinem Posten. Jetzt war der Augenblik und nun schossen alle auf einmal, Kuall auf Knall unter die Reuter, sprangen dann hervor, hieben auf Reuter und Pferde ein, und stürzten oft beyde zugleich zu Boden.

Mon-

Monbars hätte mit dem ersten Hieb einen Reuter niedergesäbelt, auf dessen Pferd sich geschwungen, und war nun allenthalben, wo es scharfes Gedränge gab. Tollkühn machte er sich jetzt fast allein an einen ganzen Trupp Reuter, ließ sich umzingeln, und hätte der Menge gewiß unterliegen müssen, wenn ihm nicht alsbald Boucaniers zu Hülfe gekommen wären, mit diesen nun schlug er sich durch, die Feinde flohen nach allen Seiten, und er verfolgte sie bis aufs äußerste.

Ein Boucanier sah wie die Indianer noch immer ihre Pfeile abschnellten. Er zeigte auf Monbars: seht ihr denn nicht, schrie er ihnen zu, daß Gott euch einen Retter gesandt hat, von der Tyranney der Spanier euch zu befreyen! Und die Indianer senkten ihre Bogen, sahen Monbars handeln, glaubten dem Boucanier und schlossen sich an den Retter. Nun stürmten Pfeile mit den Kugeln, und Säbeln wie ein Hagelwetter auf die fliehenden Spanier ein.

Monbars genoß den schönsten Tag seines Lebens, hatte zum erstenmal seine theuren Indianer und so unerwartet an seiner Seite, rächte in ihrem Angesicht ihre Drangsale an den Spaniern, badete sich mit ihnen in dem Blute dieser Feinde.

Die Boucaniers wollten jetzt weiter siegen, die Indianer athmeten Freyheit, und vereint

baten sie Monbars die Verwirrung der Spanier gleich zu nutzen, in ihre Besitzungen zu fallen, und sie zu zerstöhren. Monbars war schon auf dem Marsch, als er einen Schuß von dem Hafen her, wo sein Oheim lag, schallen hörte. Nun sprengte er nach der Seite des Hafens hin; seine Boucaniers, die ihn achteten, und deren Heymath da ist, wo sie Beute finden, und seine Indianer denen er schon alles geworden war, und die nun zweyfach unter den Spaniern leiden würden, folgten ihm nach. Monbars aber fand nicht wie er hofte seinen Oheim, mit den beyden erwarteten spanischen Schiffen im Gefecht: sein Oheim hatte das Musketenfeuer der Boucaniers und der Spanier gehöret, durfte sich nicht länger aufhalten, eilte nach dem Sammelplatz, wohin ihn die Ordre des Königs rief, und hatte nur seinem Neffen mit einem Kanonenschuß das Zeichen zur Abfahrt geben wollen.

Der Oheim war entzükt, seinen Neffen siegreich und ohne Wunden wieder zu sehen, seine Tapferkeit so ganz rühmen zu hören, er nahm die braven Begleiter seines Neffen mit Freuden auf, gab den Indianern Flinten und Säbel, die sie bey der ersten Gelegenheit, so gut wie ihre Pfeile und Spieße zu brauchen wußten, bemannte das weggenommene spanische Schiff, gab das Commando darüber seinem Neffen, und machte einen versuchten Officier zu dessen Lieutenant,

tenant, damit dieser dem jungen Helden mit seiner Erfahrung, und mit seinen Rathschlägen beystehen könnte. Und dann giengen sie unter Segel.

Nach einer achttägigen Fahrt legten sich beyde Schiffe in eine Bucht. Wie sie nun frisches Wasser eingenommen hatten, und wieder auslaufen wollten, verlegten vier spanische Kriegsschiffe ihnen den Ausgang. Das Schiff des ältern Monbars war voran: zwey Schiffe von den Feinden machten sich an ihn, und wollten ihn entern, aber er empfing sie mit einer Gegenwehr, daß sie zurück weichen mußten. Das Gefecht dauerte ganze drey Stunden. Capitain Monbars hatte vergebens auf den Succurs seines Neffen gewartet, er wagte nun mit verdoppelten Kräften noch einen Angriff, that ihn aber so heftig, daß sein Schiff mit den beyden spanischen Schiffen sank, und er hatte nur die Genugthuung, daß er den Feind noch vor ihm, und durch seine Veranstaltung sinken sah.

Capitain de Monbars war jederzeit ein großer See- und Kriegsmann gewesen.

Der jüngere Monbars war selber tiefer in die Bucht hinein, und von den beyden andern spanischen Kriegsschiffen stark gedrängt. Muthig hatte er sich gewehrt; der Unfall seines Oheims machte ihn wütend. Nun gelangs

ihm eins von den feindlichen Schiffen in Grund zu schießen, und bald darauf das andere zu entern. Indessen er nun von der einen Seite hinüber focht warfen seine Indianer sich in die See, schwammen um das feindliche Schiff, erkletterten unvermuthet die andere Seite, fielen den Spaniern in den Rükken, umklammerten viele, und stürzten sie in die See; säbelten viele andere nieder. Monbars war mit seiner Ernte fertig, und so war in kurzer Zeit das beste von den vier spanischen Kriegsschiffen in seinen Händen.

Nun rettete Monbars was nur noch von dem Schiffe seines Oheims zu retten war. Würklich hatte sich der Kern der Mannschaft über dem Wasser erhalten; nur der alte Kapitän nicht; sein dikker podagrischer Körper hatte ihn hinunter gezogen. Monbars schwur seinem Andenken glühende Rache. Er erfüllte den Schwur bald, bemannte, da er selber nur wenig Leute verloren hatte, auch das neueroberte Schiff. Dieses und das seinige waren damals die besten Segler in der See, und so beschloß er eine Landung auf das nahgelegene Terrafirma.

Ungeachtet aller angewandten Verschwiegenheit und Eile, hatten die Spanier auf Terrafirma Monbars Absicht erfahren. Der Gouverneur legte geschwind einige Neger und regu-

lirte

lirte spanische Soldaten ins Gehölze, und in die Hohlwege zwischen den Bergen im Hinterhalt; hundert andere Soldaten theilte er in drey Haufen, vertheilte unter sie bey hundert und zwanzig Reuter, stellte sich selber an ihre Spitze, ließ mit vier Kanonen ohne Aufhören feuren, und wollte sich Monbars Landung widersetzen. Aber Monbars erwiederte sein Feuern mit Wucher, sprang zuerst an das Ufer, alle die Seinen mit einem Eifer hinter ihm her, ihre Schlachtordnung war den Augenblik fertig; dann fielen sie auf das erste Bataillon, das in der gehoften Unordnung beym Landen auf sie hatte schießen sollen, und nur erst eine Salve würklich gegeben hatte; die Boucaniers schossen nun, und trafen sicher; Monbars mit seinen Indianern griff dasselbe Bataillon von der Seite an, warfs auf die beyden hinterstehenden Bataillons, machte sie alle noch schneller zurückziehend, als sie gekommen waren, metzelte unerhört; drang tief ins Land, und durchzog es als Sieger; er rächte an der Nation den Tod seines Oheims und die Greuel, die sie an den Indianern ausgeübt hatten, die einst gastfreundlich, gut, ohne Schuld und beynahe ohne Waffen waren.

Montcalm.

Die Engländer griffen im Jahre 1759. unter dem tapfern General Wolf Kanada an. Mit ausserordentlichem Glücke schifften sie, ohne entdekt zu werden, den Lorenzfluß hinauf, um auf dem einzigen Landungsplatze, der möglich war, oberhalb der Stadt Quebeck zu landen. Ohne Zeitverlust besetzen sie die vortheilhafteste Höhe, und da der Feind sie nun zum Angriffe bereit sieht, rükt er ihnen entgegen. Die schöne Anstalten des brittischen Generals, und seine persönliche Tapferkeit erwerben ihm den Sieg, den er, wie Epaminondas, mit seinem Blute erkauft. Aber auch der französische Befehlshaber wird tödtlich verwundet, und stirbt. Quebeck wird hierauf erobert, und ganz Canada bleibt durch den Friedensschluß den Engländern, und diese eroberte, meist katholische Provinz ist England getreu, indessen ihre Glaubensgenossen und ehemalige Mitbürger von dem Mutterlande abfallen!

Montmorenci.

Hannas von Montmorenci war Reichsfeldherr (Connetable) von Frankreich, und einer der größten Feldherrn seiner Zeiten, wurde mit

Franz

Franz dem Ersten in der Schlacht bey Pavia zum Kriegsgefangenen gemacht. Einige Jahre darauf nahm er Boulonnois, Metz, Tull und Verdün unter Karls des Neunten Regierung ein. Der nämliche Krieger war es auch, der die Schlacht bey Dreux gewann, wo er nochmals in die Gefangenschaft gerieth. Im folgenden Jahre nahm er den Engländern Havre de Grace weg. Im Jahr 1567. rückten die Calviniſten unter Anführung des Prinzen von Conde' abermals ins Feld; und Montmorenci ſchlug ſie in dem Treffen bey Saint-Denis. Unterdeſſen wurde der Sieger gewahr, daß der Trupp den er kommandirte, in Unordnung gerieth, und die Flucht ergriff. Hierauf nahm der edelmüthige Greiß ſeinen ganzen Heldenmuth zuſammen, um ſein Leben mit einer heroiſchen That zu beſchließen. Er bekam ſechs gefährliche Wunden, wurde vom Pferde geworfen, und zerbrach ſeinen Degen in dem Leibe eines Kalviniſten, den er, weil der Mann keinen Panzer anhatte, durch und durch ſtach. Ein ſchottländiſcher Edelmann brachte ihn von hinten zu einen Piſtolenſchuß in die dünne Seite bey. Darauf kehrte ſich Montmorenci, der ſchon mit Wunden bedekt war, nach dieſem Feind um, ſtieß ihn mit dem Knopfe von ſeinem Degen, wovon er noch das Heft in Händen behalten hatte, ein paar Zähne ein, und ſchlug ihm den Kinnbakken aus. Als nachher

Franziskaner-Mönch kam, und den Sieger zu einem standhaften Tod ermahnen wollte, sagte Montmorenci zu ihm: „denkst du wohl, mein Freund, daß ein Mann, der beynahe achtzig Jahr mit Ehren gelebt hat, nicht eine Viertelstunde sterben kann?“

Dessen Sohn, der Herzog von Montmorenci war unstreitig der schönste Mann im ganzen Königreiche. Seine Züge waren vollkommen regelmäßig und schön. Hoheit und Milde waren über sein Gesicht, und seine ganze Person verbreitet. Nie ward man in seinen Augen oder Zügen auch nur die kleinste Wolke von Zorn oder Ungeduld gewahr. Kurz, sein Betragen, und sein ganzes Ansehen war so beschaffen, daß der berühmte Herzog von Ossone, der Vicekönig von Neapel, als er ihm einen Besuch machte, lange Zeit, ohne ein Wort zu sagen, vor ihm stund. Montmorenci verwunderte sich über sein Stillschweigen, noch mehr aber über die ausserordentliche Aufmerksamkeit, mit der er ihn betrachtete, und konnte sich nicht enthalten, ihn zu fragen, ob er vielleicht einen Fehler an seiner Person wahrnähme? Mein Herr, antwortete Ossone, ich finde, daß die Natur sich vergriffen hat. Sie wollte einen großen König bilden, und es ward nur ein Herzog; aber wahrhaftig ein Herzog mit allen Eigenschaften eines großen Monarchen.

Allein die Schönheit der Seele Montmorencis übertraf die Schönheit seines Körpers bey weiten. Es schien, als sucht er seinen einzigen Ruhm darinnen, andere glücklich zu machen. Fast keinen Tag ließ er vergehen, an dem er nicht Gutes that. Hier sind einige Beyspiele.

Auf einem seiner Spaziergänge auf dem Lande, unterhielt er sich über das, was eigentlich Glück des Lebens sey. Einer seiner Begleiter behauptete mit Recht, daß oft ein Mensch von sehr eingeschränktem Glücke glücklicher sey, als die Großen der Erde.

Da ist gleich Jemand, der die Frage wird entscheiden können, sagte der Herzog, indem er vier Bauern gewahr ward, die im Schatten eines Strauches ihr Mittagbrod aßen. Er gieng auf sie zu, und redete sie an: Meine Freunde, seyd ihr glücklich? — Drey von ihnen antworteten, da ihre ganze Glückseligkeit in einigen Hufen Landes, die sie von ihren Vätern geerbt hätten, bestünde, so begehreten sie nichts weiter. Der vierte gestund, es mangele zu seinem Glücke weiter nichts, als der Besitz eines Ackers, der seiner Familie gehöret hätte, und in fremde Hände gekommen wäre — „Aber wenn ihr ihn hättet, wärt ihr dann wohl glücklich? — „So glücklich, gnädiger Herr, versetzte der Bauer, als mans in

der

der Welt seyn kann — „Was kostets?“ — 2000 Livres — „Man gebe sie ihm, — rief Montmorenci aus — und sage, daß ich heute einen Menschen glücklich gemacht habe.“

Dieser großmüthige Herzog vereinigte nach seines Vaters Tode, das Haus desselben mit dem seinigen, das dadurch eins der zahlreichsten und glänzendsten im Königreiche ward. Er hatte niemals weniger als dreyßig Pagen und funfzig Edelleute in seinem Dienste, die alle aufs prächtigste unterhalten wurden. Man kann sich leicht vorstellen, daß die Zahl seiner Subalternen und Bedienten verhältnißmäßig groß war. Die Herzogin, seine Gemahlin, ob sie gleich eine große und edle Seele hatte, glaubte doch, ihm hierüber gewisse Vorstellungen thun zu müssen. Der Herzog erkannte, oder schien vielmehr zu erkennen, daß sie Recht habe; er stellte also mit ihr eine Musterung ihres Hauswesens an. Allein, sobald sie ihm einen überflüßigen Subaltern oder Bedienten nannte, so übernahm auch Montmerenci dessen Vertheidigung. Dieser war seinen Edelleuten nothwendig, jenen hatt' er auf Empfehlung eines Freundes angenommen: — Kurz, unter einer so großen Anzahl fanden sich nicht mehr als zwey, deren Abschaffung er seiner Gemahlin verstatten konnte. Bald darauf aber fragte er sie, ob sie glaubte, daß diese zwey

Leute

Leute seinem Hause lästig wären? Sind sie nicht schon unglücklich genug, daß sie zu nichts nütze sind? Soll ich sie auch noch verabschieden?

Dieser großmüthige und wohlthätige Herr pflegte denen, die ihm vorstellten, daß seine Freygebigkeit mehr einem Könige, als einem vornehmen Privatmanne anstehe, zu antworten: Er glaube nur darum so viel Reichthum vom Himmel erhalten zu haben, damit er ihn andern mittheilen solle, und wenn er wünschte Kaiser zu seyn, so geschähe es, damit er ein desto größerer Wohlthäter des menschlichen Geschlechts seyn könnte.

Morande.

Dieser Mann war ein großer Antagoniste, von dem in unsern Tagen so berühmt gewordenen sogenannten Ritter d'Eon, und hat sich durch sehr sonderbare Auftritte ausgezeichnet.

Er ist ein Pariser von Geburt, war einer von den vorerwähnten Zeugen wider das männliche Geschlecht des Ritters, und lebt jetzt in London. Unangenehme Vorfälle in seinem Vaterlande, die ihn mit der Bastille bekannt gemacht hatten, nöthigten ihn nach England zu

gehen.

gehen. Hier schrieb er ein berüchtigtes Buch unter dem Titel: Le Gazetier cuirassé, ou Anecdotes scandaleuses de la Cour de France écrites dans un pays de liberté à cent lienes de la Bastille. Er hatte die Kühnheit, das Manuskript davon dem französischen Bothschafter in London zum Kauf anzutragen, der den Antrag aber mit großer Verachtung von sich wies. Morande erfuhr, daß man dieses gesandtschaftliche Betragen zu Versailles nicht gut geheißen hatte, und daß seine Brochüre die erwartete Sensation gemacht habe. Hierauf entwarf er einen andern Plan, und schrieb: Memoires de la Comtesse de Barry. Das Manuscript wurde ihr selbst von Morande in einem Briefe angetragen, der den vor einigen Jahren gedruckten Briefen dieser Dame beygefügt, und wie mich Morande selbst versichert hat, genau nach dem Originale abgedruckt ist. Dieser Brief ist ein Meisterstück von Persiflage. Der Verfasser biethet ihr, als einer Beschützerin der Wissenschaften und Künste, sein Manuscript für 2000 Louisd'or an, mit der Versicherung, daß dieser Preis gar nicht hoch sey, in Betracht der geheimen Anekdoten, nicht ihres vorigen, sondern ihres jetzigen glänzenden Standes, deren Mittheilung er mit Gold hätte aufwiegen müssen. Im Weigerungsfall des Ankaufs ersucht er um die Erlaubniß, das Buch ihr selbst dediciren zu dürfen.

Die

Die Gräfin sowohl als ihr Freund, der damalige vornehmste französische Minister, Herzog von Aiguillon, der nach Morande's Briefe bey diesen Anekdoten sehr interessirt war, waren darüber nicht wenig beunruhigt. Der Herzog sprach deshalb mit dem englischen Ambassadeur, Lord Stormond, der ihm als das beste und einzige Mittel rieth, dem Hungrigen den Mund zu stopfen. Dieser Rath gefiel dem Minister nicht. Er entwarf einen andern Plan, dem zufolge vier der schlauesten Polizeybeamten nach London geschickt wurden. Sie besaßen viel Lebensart, und waren reichlich mit Gelde versehen. Die Bekanntschaft mit Morande war leicht gemacht, der sie aber sofort erkannte, und ihren Auftrag muthmaßete. Er machte daher seiner Seits auch einen Plan, und borgte von allen Geld, das sie ihm auch willig gaben, um die Verbindung desto fester zu knüpfen. Kaum aber hatte er es empfangen, als er ihnen rieth, sich aufs schleunigste zu entfernen, wenn sie nicht wünschten dem Londner Pöbel überliefert zu werden. Dieser Rath wurde auch eilfertig befolgt; sie kamen nach Paris mit leeren Taschen, und ohne Morande zurück. Nunmehr fand der Minister, daß er doch einen andern Weg einschlagen müßte. Man bot dem Memoirenschreiber Geld an, der aber jetzt mit seinen Forderungen stieg. Endlich wurde der berühmte Beaumar-

marchais nach London geschickt, der den Kauf würklich schloß. Auf diese Weise wußte ein obscurer Mensch das mächtige französische Ministerium zu zwingen, seinen Willen zu erfüllen. Obgleich beyde Höfe damals auf einen freundschaftlichen Fuß standen, so war die englische Freyheit doch ein unübersteigliches Hinderniß, dem Vorhaben des Franzosen Einhalt zu thun. Morande erhielt für sein Manuscript 1500 Pfund Sterling baar Geld, und ein Jahrgehalt von 200 Pf. Sterl., wovon die Hälfte auch sogar nach seinem Tode auf seine Frau versichert wurde. Weil er aber mit dem französischen Hofe nichts zu thun haben wollte; so mußte einer der größten Kaufleute in London sich für die richtige Auszahlung der Pension als Selbstschuldner verbürgen. Die Verschreibung geschah für sich und seine Erben. Einige Wochen nach diesem Vergleiche starb Ludwig XV. Der Glücksstern des Morande hatte also noch die Unterzeichnung eines Documents zu rechter Zeit bewirkt, das ihm lebenslang seinen Unterhalt sichert.

Morgan.

Im vorigen Jahrhundert behaupteten die Spanier allein mit Recht, in Amerika Fischfang und Jagd ausüben zu dürfen; sie nahmen viele Schiffe nach dieser Behauptung weg; und doch

doch war größtentheils der amerikanische Spanier ohne Kriegseinsicht und Tapferkeit, und Spanien hielt in Amerika keine hinlängliche Macht. Damals wurden beym Rachhaß andrer Nationen Seeräuber gegen die Spanier wohlgefällig. Der Name Flibustiers*) würdigte die Seeräuber herauf: viele edle Menschen traten und bildeten sich unter ihnen; es war kaum einer, der nicht selten Tapferkeitsthaten verrichtete.

Flibustier Morgan hatte zu Zeiten über zwölftausend Engländer und Franzosen unter sein Commando. Er verband Kenntniß und Geistesgegenwart des größten Generals und das Ertragen und Selbstthun eines Gemeinen. Er eroberte außer den kleinen Festungen, Puerto del principe **) (Porte au Prince) auf Cuba, Puerto belo auf Terraferma, Maracaybo und Gibraltar in Venezuela und Panama. Diese Niederlage der Reichthümer Peru's für die Gallionen ***) des Mutterlandes.

Die

*) Von Fly-boat einer Art leichter Schiffe.

**) Alle in dieser Abhandlung vorkommende Städte und Länder liegen in Amerika.

***) Spanische Schiffe, geschickt zur Ladung und Defension; aus solchen Schiffen besteht die jährliche Silberflotte, welche die vornehmsten Schätze aus dem spanischen Amerika nach Spanien überbringt.

Die Einwohner von Panama hatten, ehe Morgan bis vor die Stadt dringen konnte, die mehresten Kostbarkeiten zu Wasser und zu Lande weggeschafft, und sehr viele Panamer hatten selber die Stadt verlassen. Morgan aber wollte den ganzen Vortheil seines theuer erkauften Sieges, schickte den Entwichenen nach, und war selber mit drey hundert und funfzig Mann ins Land vorgedrungen. Ravenau de Lussan, einer von den Feldscheerern der Flibustiers von Panama hat Morgans Leben beschrieben; das folgende ist aus ihm übersetzt:

Morgan hatte nun acht Tage mit unerhörter Grausamkeit große Beute in dem Innern des Landes zusammen gebracht; sie wurde fast seinen Leuten zu schwer fortzuschleppen; er gieng also nach Panama zurück. Auch die Barken waren mit vielen Reichthümern und Gefangenen zurück gekommen. Unter diesen Gefangenen befanden sich die Frau eines Kaufmanns, der sie bey einer Reise nach Peru im Schuß seiner Verwandten gelassen hatte, und diese Verwandte. Natur schmückte die Frau mit Jugend und Reiß; ihr Haar hatte das schönste Schwarz, ihre Haut eine Weiße zum Blenden, ihr Augen waren äußerst lebhaft; ihr Wuchs, ihr Busen, überall zartes, festes Fleisch heftete aller Augen; das spanische hohe Wesen, das uns bey andern Spanierinnen

kaum

kaum erträglich ist, gefiel bey ihr, verbürgte ihr jedes Achtung, würdigte ihre Schönheit. Weder in Indien noch in Spanien habe ich jemals eine so vollkommene Frau gesehen.

Sie traf gleich auf Morgans Herz. Alle, die ihr nachkamen, sehnten sich nach ihrer Gegenliebe, und jeder hätte sie selbst seinem Admiral nicht besitzen lassen, wenn nicht Achtung gegen ihn damals noch so gränzenlos, stärker als jede andere Leidenschaft bey seinen Leuten gewesen wäre. Seine Liebe ward den Augenblick sichtlich; er kleidete sich mit mehr Sorgfalt, seine Laune ward gefälliger. Er machte gleich Anstalt, daß diese Frau abgesondert verwahrt wurde, und Ueberfluß hatte; gab ihr Sclavinnen, um ihr aufzuwarten, ließ ihre Freundinnen sie besuchen. Die Kaper sind doch so galant, wie Spanier! sagte die Frau; ihre Freundinnen wunderten sich, daß Kaper menschlich gestaltet wären: denn ihre Männer, und vor allen ihre Geistlichen hatten die Engländer und Kaper als zottige Ungeheuer beschrieben, auch ihnen wohl einen so gräßlichen, englischen Kopf mitzubringen versprochen.

Die schöne Spanierin hielt Morgans Gefälligkeiten und seine öftern Besuche für Würkungen seines guten Charakters, nahm sie verbindlich an. Bald aber entdeckte eine Sclavin

vin ihr seine Liebe. Die Sclavin war von ihm gewonnen, forderte für ihn Freuden, welche die Spanierin ihm grade gar nicht gewähren wollte. Sie hoffte ihm seine Begierden auszureden. Eines Morgens hatte sie sich gesammlet und sagte zu Morgan: Admiral! man hat mich immer glauben gemacht, deines Gleichen hätten keine Empfindungen für Menschlichkeit, wären jeder Art Laster Preis gegeben. Gefühl bey menschlichem Elend hast du mir bisher durch viele gute Dienste bewiesen: in deiner Macht stehts, beweise mir auch deine Tugend! sprich hinführo anders mit mir! blicke mich anders an, wie du thust! ich möchte den bösen Gerüchten von dir keinen Glauben beymessen, ihren Ungrund selber erfahren! ich will dann auch andere sorgfältig aus ihrem Irrthum über deine Gesinnungen ziehn.

Morgans Augen sahen so innig auf die Reize der Spanierin, daß er den Ernst ihrer Worte nicht fühlte; selbst die Sanftheit ihres Tons flammte ihn an; er wollte wagen, aber sie stieß ihn so entschlossen zurück, nahm sich mit so vieler Selbstachtung und Geist, daß er bey all seiner Begierde seine Schaamlosigkeit diesmal nicht weiter treiben konnte. Er verließ die Spanierin; ihre Würde nagte sein Herz, und er beschloß sie zu zähmen.

Nun ließ er ihr insgeheim allen ersinnlichen Verdruß in den Weg legen, und mißbilligte es hernach in ihrer Gegenwart fein genug. So, dachte er, sollte sie wählen lernen unter seiner Rache und seiner Liebe. Für diese verwendeten sich alle Tage die Weiber, die um sie waren, aber umsonst. Einen Abend ließen sie ihn mit ihr allein. Er war dringender, sie widerstand ihm mit zunehmender Kraft; er schloß sie in seine Arme, wollte mit Gewalt glücklich werden; sie riß sich los, stand von ihm weg: Halt! schrie sie, nahe dich nicht! Güter und Freyheit hast du mir geraubt, bild' dir nicht ein, daß du mir, was mir theurer als alles ist, rauben kannst. Sie sah Morgan näher kommen, trat ihm entgegen: Wiß! fuhr sie fort, ich weiß zu sterben! im Aeußersten wag ich alles gegen dich und mich!

Dann stieß sie nach ihm mit einem verborgenen Dolche; aber Morgan war im Erstaunen über ihren festen, einzigen Benehmen, einige Schritte zurück gewichen. Er ging in äußerster Unmuth von ihr, hielt sie nunmehr für unüberwindlich, und beschloß sie niemals wieder zu sehn. Von dem Augenblick an nahm er ihr ihre Sclavinnen, ließ niemand zu ihr, ließ ihr nur so viel Nahrung reichen, daß sie ihr Leben kümmerlich fortbringen konnte. Unter seinen Leuten breitete er aus, daß man hin-

ter einen Briefwechsel der Spanierin mit den Feinden glücklich gekommen wäre.

Schon hatten seine Leute über ihn gemurret; sie waren nun drey Wochen in Panama; auch die ausgeschickten Partheyen fanden keine Beute mehr aufzutreiben, alle glaubten, ihr Admiral halte sie nur wegen dem Genuß seiner Liebe so lange auf. Jetzt gab er zum Aufbruch Befehl. Er taxierte die Gefangenen, Freye, und Sclaven, ließ von der Spanierin dreyßigtausend Piaster *) Lösegeld fordern, drohte alle, welche die bestimmte Summe nicht auftreiben würden, nach Jamaica fortzuschleppen.

Die Furcht vor diesem Schicksal war allgemein: der eine schrieb nun an seinen Vater, ein andrer an seinen Bruder, an seine Freunde; jeder flehte um baldigste Befreyung. Zwey Geistliche bekamen den Auftrag, alles Lösegeld einzusammlen. Vier Tage wartete Morgan vergebens auf die Zurückkunft der beyden Geistlichen, dann setzte er sich mit allen seinen Schätzen in Marsch; einen Theil seiner Leute voran, bey sechshundert Gefangene, Männer, Weiber und Kinder in der Mitte, und den Rest seiner Leute zum Beschluß. Gewiß, der Anblick

*) Eine spanische Silbermünze, etwa einen Thaler acht gute Groschen nach deutschem Gelde.

blick dieser Gefangenen war erbärmlich! sie sahen sich einer den andern an, heulten laut auf; hier jammerte einer um seine Mutter, dort einer um seine Gattin, alle um Vaterland, Freunde und Freyheit, die sie verließen. Der Marsch währte den ganzen Tag durch, und die Hitze war groß. Den Abend ließ Morgan an einem Bache in einer Ebene lagern. Der Bach that noth, einige waren schon halb verschmachtet, ein Paar Weiber mit Kindern an der Brust aber ohne Milch bey all ihrem Elend, hatten schon lange mit heißen Thränen um ein wenig Wasser gejammert, und nun weichten sie etwas Mehl in Wasser aus diesem Bache, und erhielten das Leben ihrer Kinder. Den andern Morgen gieng der Zug unter neuen Wehklagen wieder fort. Um die Mittagszeit fielen einige ältere Weiber hin, und man ließ sie liegen, weil sie todt schienen. Weiber, die jünger, oder artig waren, fanden noch wohl bey den Feinden aus Interesse Beystand; andre hatten ihre Männer bey sich, und diese kamen am besten fort, die Männer halfen ihnen die Kinder tragen, und thaten sonst für sie alles, was möglich war.

Den Tag nach unsrer Ankunft in Crux brachten endlich die beyden Geistlichen und einige Spanier, die deswegen ihre Schlupfwinkel verlassen hatten, das Lösegeld für die meisten

sten Gefangenen. Für die Spanierin und ihre Verwandten wollten die Geistlichen gar nichts empfangen haben. Die Spanierin rang in Verzweiflung. Den andern Morgen brachte ein Sclave ihr einen Brief; er bewies den Unterschleif jener Geistlichen; sie sandte ihn an den Admiral. Die beyden Geistlichen hatten mit der untergeschlagenen Summe ihre Amtsbrüder losgekauft. Morgan erklärte jetzund die Spanierin und ihre Verwandte für frey, und alle Geistliche wieder für seine Gefangene. Diese flehten um die Gnade, noch einmal zwey andere aus ihrem Mittel um ihr Lösegeld wegschicken zu dürfen, und erhielten sie. Indessen schiffte Morgan die übrigen Geistlichen, die wenigen andern gefangnen Spanier und hundert und funfzig andre Sclaven, welche auch nicht losgekauft waren, auf dem Flusse Chagre ein. Da weinten die Zurückbleibenden Freudenthränen über die Abreise ihrer Tyrannen; die Panamer, die mit fortmußten, jammerten ängstlicher. Zwey Tage darauf landeten die Fahrzeuge bey Barbacoas. Hier brachten die Geistlichen ihr und ihrer Amtsbrüder Ranzion. In der Stadt Chagre ließ man auch die übrigen Panamer frey, weil diese jetzund nur lästig wurden, und kein Lösegeld weiter von ihnen zu hoffen war.

An diesem Orte vollendeten Morgan und sein Complott eine für Flibustiers unerhörte schänd-

schändliche That. Schon hatten sie unsägliche Schätze dem ganzen Trupp vorenthalten, heimlich auf vier Schiffe, welche die besten Segler waren, gebracht; jetzt giengen sie eine Nacht mit diesen Schiffen von der übrigen Flotte weg, und retteten sich nach Jamaica. Auf dieser Insel heyrathete Morgan die Tochter eines der vornehmsten Kronbedienten, und bekleidete wichtige Ehrenstellen.

Leser, du siehst, endigt Ravenau de Lussan diese Geschichte, daß Menschen, wie schlecht sie auch dachten und thaten, mit Reichthum immer geachtet und gern allenthalben gelitten sind.

Morus. (Thomas)

Thomas Morus und Erasmus kamen, ohne sich zu kennen, bey des Lordmajors Tafel, welche damals allen Gelehrten offen stand, zusammen. Man fieng während der Tafel eine gelehrte Streitigkeit an, und Erasmus, der seine Gelehrsamkeit zeigen wollte, bemühete sich, die falsche Meynung von der vorgetragenen Frage zu vertheidigen. Aber er fand an dem Morus einen so strengen Gegner, daß er bald einsahe, daß dieses der geschickteste Mann sey, mit welchem er jemals gestritten hätte,

und daher mit Heftigkeit auf lateinisch zu ihm sagte: Du bist entweder Morus oder kein Mensch. Worauf Morus in eben derselben Sprache mit großer Lebhaftigkeit antwortete: und du bist entweder Erasmus oder der Teufel. Nach dieser Entdeckung umarmten sie sich beyde aufs freundlichste. Obgleich Morus am Hofe lebte, so hegte er doch von der Religion ganz andere Gedanken, als insgemein die Hofleute zu haben pflegen. Er hatte die Gewohnheit, Morgens und Abends mit seiner ganzen Familie die Psalmen und andere Gebete andächtig zu lesen. Weil er sich zuweilen von der Welt, und selbst von seiner Familie absondern wollte: so bauete er sich in einer Entfernung von seinem Wohnhause eine Gallerie, einen Büchersaal und eine Kapelle, wo er täglich einige Zeit auf das Studieren, und die Andacht wendete, allemal aber den ganzen Freytag mit diesen Uebungen zubrachte. Die hohen Aemter, die er bekleidete, nöthigten ihn, viele Bedienten zu halten, aber niemals verstattete er, daß sie müßig seyn, oder sich dem Spiel und andern Ausschweifungen, wovon der Müßiggang die Quelle ist, ergeben durften. Ueber der Tafel ließ er etwas Nützliches vorlesen, damit die Bedienten nicht durch unanständige Gespräche geärgert würden, dabey war er nicht finster, mürrisch und milzsüchtig, sondern voll Munterkeit, und seine

Er-

Erholungsstunden waren der Musik und andern Vergnügungen gewidmet. Als ihm seine standhafte Denkungsart ins Gefängniß brachte; machte ihm seine Gemahlin die bittersten Vorwürfe, daß er in einem so häßlichen Orte eingesperret lebe, da er doch, wenn er wie alle Bischöfe und andere gelehrte Männer denken und handeln wolle, in seinem Hause und schönen Garten, in seiner Gallerie und Bibliothek, nebst seiner Frau und allen seinen Kindern alle Annehmlichkeiten genießen könnte.

Nachdem Morus alle ihre Reden sehr geduldig angehöret hatte, fragte er sie: Ob dieses Haus nicht eben so nahe an den Himmel wäre, als sein eigenes? und sagte weiter: Er würde ein schlechter Handelsmann seyn, wenn er sich in Gefahr setzte, die Ewigkeit um einiger wenigen lustigen Tage willen zu verlieren. In diesen Gesinnungen blieb er bis an sein Ende. Da die Richter das Urtheil ausgesprochen hatten: daß Thomas Morus sollte aufgeknüpft, und wenn er halb todt wäre, geviertheilt werden, und ihn fragten: ob er noch etwas zu sagen hätte? stand er auf und sagte: Ich habe nichts mehr zu sagen, Milords, als daß, gleichwie der heilige Apostel Paulus, welcher in den Tod Stephanus willigte, mit diesem nunmehr als Heilige im

Him-

Himmel, als Heilige und Freunde in ewiger Freude leben; ich auch Ihro Gnaden, die mich jezt auf Erden verurtheilen, einmal dort im Himmel zu einer ewig dauernden Glückseligkeit antreffen möge.

Müller. (Lukas.)

Lukas Müller, oder wie er nach seiner Vaterstadt Cranach, im Bisthum Bamberg, gewöhnlicher heißt: Lukas von Cranach, wurde 1472 gebohren: Er lernte die Zeichenkunst bey seinem Vater, und kam in der Malerey so weit, daß er frühzeig Churfürstlich sächsischer Hofmaler wurde; er stund auch bey diesem seinen Landesherrn in so großen Gnaden, daß er den Churfürsten Johann Friedrich in seiner fünfjährigen Gefangenschaft bediente, der sich ein Vergnügen daraus machte, diesem Künstler bey seiner Arbeit zuzusehen. Lukas ward Bürgermeister zu Wittenberg, und starb zu Weimar 1553. In seinen Gemälden bewundert man die angenehme, gelinde, frische und glänzende Färbung, die er so wohl zu behandeln wußte, daß sie nach Verfluß ganzer Jahrhunderte noch frisch, und als seit wenigen Tagen gemalt scheinen; er wußte auch die Leidenschaften wohl und natürlich auszudrücken. Seine Werke, die aus Historien, Altarblättern,

tern, Allegorien, Bildnissen und Miniaturen bestehen, findet man meistens an den Höfen zu Wien, Prag, München, Eichstätt, Saltzdahlen, vornehmlich aber zu Dresden und in verschiedenen Kirchen in Sachsen. In seinen biblischen Gemälden pflegte er öfters Bildnisse berühmter Gelehrten seiner Zeit anzubringen. Man zählt auch bey 300 Holzschnitte, worunter auch einige in Helldunkel gearbeitet sind, von seiner eignen und seiner Kopisten Hand.

Münnich.
(Burchard Christoph, Graf von)

Dieser zwar berühmte, aber doch zuletzt unglückliche Held, wurde zu Neu-Huntorf in der Grafschaft Oldenburg den 9ten May 1683 geboren. Sein Vater war Königl. Dänischer Obristlieutenant und hernach fürstlich Ostfriesischer Geheimer Rath.

Im Jahre 1700 wurde er unter den französischen Truppen im Elsas als Ingenieur aufgenommen. Weil sie aber wider den Kaiser und das Reich bestimmt waren, verließ er sie, gieng wieder nach Deutschland, und erhielt in seinem 17ten Jahre unter den Hessendarmstädtischen Truppen eine Hauptmannsstelle.

Im

Im Jahre 1705 wurde er Major unter den Truppeu von Hessencassel. — Nach der Schlacht bey Malplaquet wurde er zur Belohnung seiner darinn bewiesenen Tapferkeit zum Obristlieutenant ernannt.

Im Jahre 1712 gerieth er, gefährlich verwundet, in die französische Gefangenschaft. — Nach seiner Genesung ward er 1713 Oberster; als solcher trat er 1716 in pohlnische Dienste. Im Jahr 1717 wurde er Generalmajor bey den regulirten sächsischen Truppen.

Im Jahre 1720 gieng er auf den ihm von Peter I. gemachten Antrag als Generallieutenant in rußische Dienste. — Bey dem Bau des Ladogaischen Kanals, den ihm Peter I. aufgetragen hatte, bekam er den Fürsten Menzikof zum Feinde.

Peter II. erklärte ihn 1727 zum General en Chef, und erhob ihn 1728 in den Grafenstand.

Im Jahre 1731 machte ihm die Kaiserin Anna, deren Vertrauen er gewonnen hatte, zum Generalfeldzeugmeister, und 1732 zum Präsidenten des Kriegskollegiums, und zum Generalfeldmarschall. Sie übertrug ihm auch das Generalkommando in St. Petersburg und Ingermanland.

Damals machte er sich bey dem Grafen Biron so beliebt, daß derselbe nichts wichtiges ohne seinen Rathe unternahm; allein sie zerfielen mit einander, und Biron brachte es dahin, daß er die von den Russen damals belagerte Stadt Danzig einnehmen sollte; er gieng auch nach vorher empfangenen Andreasorden dahin, und eroberte endlich 1734 diese Stadt.

In dem Kriege wider die Türken hat er von 1736 bis 1739 vier Feldzüge gethan, wo er sich durch die Eroberung von Okzakof, Choczim und der Moldau sehr hervorthat.

Nach vollendetem Kriege ward er zum Premierminister erklärt. Wegen vieler gehabten Verdrüßlichkeiten aber foderte er seinen Abschied, den er auch 1741 erhielt; da er aber seine Abreise immer verzögerte, so wurde er in der Nacht vom 24sten auf den 25sten Nov. 1741, als die Prinzeßin Elisabeth sich des Thrones bemächtigte, gefangen genommen. Man verurtheilte ihn, geviertheilt zu werden; diese Strafe ward aber doch in die Verweisung nach Pelim in Siberien mit Einziehung aller seiner Güter verwandelt.

An diesem elenden Orte wohnte er zwanzig Jahr in einem sehr kleinen Hause, und bekam zu seinem Unterhalte täglich drey Rubel.

Er

Er verfertigte, da er hier nichts zu thun hatte, viele zur Kriegswissenschaft gehörige Zeichnungen, mit welchen, weil er seine Freyheit hoffte, er dem Könige von Preussen ein Geschenk zu machen gedachte; allein, aus Furcht verrathen zu werden, verbrannte er sie alle.

Im Jahre 1762 ward er frey. Peter III. erklärte ihn wieder zum General-Feldmarschall mit der vorigen Anciennität. Er befand sich bey diesem Kaiser, als am 28sten Julii 1762 die Veränderung vorgieng, wodurch derselbe die Krone verlor. Er rieth dem Kaiser, nach Petersburg zu gehen, und erbot sich ihn dahin zu begleiten, aber dieser Rath ward nicht befolget.

Die Kaiserin Catharina II. ernannte ihn zum Gereraldirektor vom Baltischen, Revalischen und Narvischen Seehaafen, und deren Bau; imgleichen von dem Kronstädtischen und Ladogaischen Kanal. Er starb endlich 1767 den 16ten Oktob. im 84sten Jahre seines Alters.

Der Graf von Münnich hatte eine ansehnliche Leibesgestalt, eine starke, lebhafte und feurige Natur. Er schlief nur zwey oder drey Stunden. Er war ungemein standhaft in dem, was er unternahm, und ließ sich durch keine Schwürigkeit davon abschrecken. Seiner Arbeitsamkeit kam nichts gleich. Selbst in seinem hohen Alter diktirte er täglich eine

Men-

Menge Briefe und Aufsätze in deutscher, französischer und russischer Sprache, und seine Sekretäre, so viel er deren auch hatte, wurden eher des Schreibens müde, als er des Diktirens. Zum Feldherrn schien er recht geboren zu seyn, und er gehöret würklich unter die Größten seiner Zeit. —

Müßiggang.

Der Müßiggang ist der Grund alles, so wohl öffentlichen, als häußlichen Uebels, denn das Gemüth des Menschen will beschäftiget seyn, und lieber böses als gar nichts thun.

Die Götter, sagt Kato, erhören nicht weibische kraftlose Gebete, sie eröfnen ihre Ohren dem Fleißigen, der sie anruft, und zugleich seinen Fleiß anwendet. Sie hassen den Müßiggang, und die Gebete der Faulen werden eher ihren Unwillen, als ihren Beystand herbeyziehen. Fleiß und Arbeitsamkeit sind der Preiß, den die Götter auf die zeitliche Segnungen gesetzt haben, und die diese genieſſen wollen, müssen sie um den Preiß kaufen.

Die Parther waren solche Feinde des Müßigganges, daß sie ihre Kinder nicht eher

essen ließen, als bis sie bey ihren Uebungen sich schwitzig gearbeitet hatten.

Scipio, der Afrikaner genannt, pflegte zu sagen, daß er nie weniger allein wäre, als wenn er allein wäre, denn er beschäftigte sich immer, und hatte keine Zeit müßig zu seyn; und der andere Scipio, der Nasika hieß, der befürchtete, daß der Friede diesen Fluch (den Müßiggang) auf das gemeine Wesen bringen würde, sagte, daß er die Römer jetzt (nach der Zerstörung von Karthago) in größerer Gefahr sähe, als sie je gewesen wären; denn sie hätten keine Feinde. Er hielt den Müßiggang für einen größern und fürchterlichern Feind des Staates, als Karthago gewesen war, obwohl diese Republik die Römer schon einmal auf das äußerste gebracht hatte. Cicero sagt, daß die Einsamkeit, wenn wir uns darein begeben wollen, uns belehren werde, daß wir nicht in der Welt sind, uns zu belustigen, den Vergnügen zu folgen, oder müßige Zuschauer zu seyn.

Jedes Mitglied der Gesellschaft hat diese stillschweigende Verbindlichkeit auf sich, zum allgemeinen Besten etwas beyzutragen, thut ers nicht, so ist er ungerecht, und muß als ein unnützes, ja als ein lästiges Mitglied angesehen werden; und da er für das gemeine Wesen nichts thun will, so muß er auch von demselben weder Vortheile noch Schutz empfangen, son-

dern

dern als eine verderbliche Raubbiene ausgetrieben werden.

Musik.

Ihre Würkung ist oft sehr sonderbar. Man hat Beyspiele, daß die Musik bey gewissen Krankheiten sehr gute Würkung gethan, wovon man hier ein paar Exempel anführen will.

Ein berühmter Musiker, ein großer Kompositor, wurde von einem heftigen Fieber angefallen, das, da es immer zunahm, ein anhaltendes Fieber geworden war. Den siebenden Tag endlich fiel er in eine gewaltige Raserey, die beynahe nicht aussetzte, sondern noch mit Schreyen, Weinen, Schrekken, und einer beständigen Schlaflosigkeit vergesellschaftet war. Am dritten Tage seiner Raserey verlangte er aus einem dieser natürlichen Triebe, die, wie man sagt, machen, daß die kranken Thiere diejenige Kräuter suchen, die geschikt sind, sie zu heilen, ein kleines Konzert in seinem Zimmer zu hören.

Sein Arzt willigte erst nach vielem Zureden darein. Man sang ihm die Kantaten des Berniers. Gleich bey den ersten Tönen wurde sein Gesicht heiter, seine Augen ruhig, und die Zükkungen hörten völlig auf; er weinte vor Ver-

gnügen, und hatte damals für die Musik ein Gefühl, das er niemals weder vor, noch nach seiner Krankheit mehr gehabt hatte. Unter dem ganzen Konzert hatte er kein Fieber, aber so bald man aufhörte zu spielen, verfiel er wieder in seinen vorigen Zustand. —

Endlich wurde er, da man ihm zehn Tage nach einander immer vorgespielt hatte, ohne ein andres Mittel, als einer Fußaderlasse, welche die zweyte war, die man ihm vorschrieb, und worauf eine Abführung folgte, vollkommen hergestellet. —

Es ist doch sonderbar zu sehen, wie die Lebensgeister bey einem Menschen, dem die Musik, so zu sagen, durch eine lange Gewohnheit zur Seele geworden ist, dadurch ihren natürlichen Lauf wieder gewonnen haben. — Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß ein Mahler eben so durch Gemählde könnte hergestellet werden.

Das zweyte Beyspiel ist nicht minder merkwürdig. Ein Tanzmeister von Alais, der sich zur Faschingszeit im Jahr 1708 zu sehr ermüdet hatte, wurde zu Anfang der Fasten krank. Ein heftiges Fieber griff ihn an, und den vierten oder fünften Tag darauf fiel er in eine Schlafsucht, von der er sich lange nicht erholen konnte.

Kaum verließ sie ihn, so verfiel er in eine stumme Raserey, wo er immer zum Bett heraus springen wollte, mit dem Kopfe und dem Gesichte denenjenigen dräuete, die ihn zurükhielten, und schlug stets, ohne ein Wort zu reden, alle Mittel aus, die ihm dargereicht wurden.

Dem Herrn Madasor, Schultheißen zu Alais in Languedoc, einem verständigen und verdienstvollen Manne, als er den Kranken in diesem Zustande sahe, fiel bey, daß vielleicht die Musik diese in Unordnung gebrachte Einbildungskraft wieder einrichten könnte. Er redete darüber mit dem Azrte, dieser verwarf den Gedanken nicht, allein er fürchtete mit Grunde das Lächerliche der Ausführung, welches dadurch noch zugenommen hätte, wenn der Kranke mitten unter der Anwendung eines solchen Mittels gestorben wäre.

Ein guter Freund dieses Tanzmeisters, der sich aus allen diesen wenig machte, spielte auf dem Violon des Kranken einige Arien, die er am meisten liebte. Man hielt ihn für einen größern Narren, als den, der im Bette lag, und man fieng schon an, ihm einige Grobheiten zu sagen, als sich der Kranke auf einmal aufrichtete, wie ein Mensch, der auf eine angenehme Art überraschet wird, seine Arme wollten die Bewegung der Arien nachmachen, und es

verließ ihm endlich seine Tollheit. Nach einer Viertelstunde fiel er in einen tiefen Schlaf, und wurde dadurch vollkommen gesund.

Die Musik that bey dem Alten noch größere Würkungen, die ohnehin bekannt genug sind. — Man behauptet zwar auch, daß sie überhaupt diejenigen kuriren, so von den Taranteln gestochen sind; allein dies scheint wohl nur größtentheils eine Erdichtung zu seyn, aber man kann doch zugeben, daß zufälliger Weise, wie diese beyde Exempel beweisen, ein oder anderer von selbigen gestochener kurirt worden seye.

N.

Nahrungsmittel.

Unter Nahrungsmitteln verstehet man Speise und Getränke, und die darunter gehörige Dinge, welche im Magen verdauet, den Milchsaft und Blut und alle andere Säfte des Körpers erzeugen, die sodann auf den Wachsthum und Erhaltung des Menschen abzwekken. Die Aufmerksamkeit der Frauenzimmer in der Diät der Speisen und Getränke muß vorzüglich auf die Wahl und Quantität gehen. Eine Anmerkung, welche in der Folge sehr wichtig werden wird. Die dawieder laufenden Fehler sind, in beyder Absicht traurig. Die Regeln und Anmerkungen bey der Wahl der Speisen und Getränke für Frauenzimmer wird jedoch in der Zukunft mehr auf allgemeine Klassen, als auf jede einzelne Art von Speisen und Getränke gehen.

Sollen aber Speisen von jeder Klasse im Magen gut verdauet, und in einen guten Milchsaft verwandelt werden, so müssen sie genugsam gekauet und von den Zähnen zermalmet worden seyn. Ein Umstand, auf welchen man leyder gemeiniglich nicht genugsam achtung

giebt. — Durch das gehörige Kauen der Speisen, werden öfters nicht leicht verdauliche Speisen zugerichtet, daß sie sodann noch gut verdauet werden. Durch das Kauen wird eine Menge Speichel aus den Speicheldrüßen im Munde ausgepreßt, mit den Speisen vermischt, und nachdem er damit in den Magen gebracht worden, sich als ein vorzügliches dauungbeförderndes Mittel beweiset, ohne welches der stärkste Magen nicht verdauen könnte. Durch das gehörige Kauen wird öfters ein überschrittenes Maaß von Speisen gut und leicht verdauet. Da man hingegen gar öfters siehet, daß bey einem übereilten und vernachläßigten Kauen sonst leicht verdauliche Speisen unverdaulich werden, einen schlechten rohen Milchsaft sodann absondern, wodurch der Körper gar mannigfaltig leidet, und die Abzehrung der letzte Erfolg davon ist. Frauenzimmer müssen dieses vorzüglich merken, indem es ihr zärtlicher Körper am meisten erfordert.

Zum Kauen gehören Zähne. Ein Frauenzimmer muß also hauptsächlich Sorge tragen, ihre Zähne in gutem Stande zu erhalten, damit sie nicht in Gefahr gerathe, sie zu verliehren. Es ist kein Glied am Leibe, dessen Vollkommenheit so wichtig für die Gesundheit und Schönheit ist, als die Zähne. Nicht nur bereiten sie die Speisen zur Verdauung zu, sondern

dern sie geben auch durch Stützung der Bakken dem Gesicht die möglichste angenehme Proportion, so wie der Sprache die vernehmlichsten Töne; nicht zu gedenken, daß wenn sie weiß und sich in einer gedoppelten ununterbrochenen Reihe, hinter purpurfarbigen Lippen zeigen, für ein Frauenzimmergesicht große Empfehlung sind.

Frauenzimmer, welchen Gesundheit und Schönheit am Herzen liegt, müssen auf ihre Zähne mehr Aufmerksamkeit und Vorsicht wenden, als sie gemeiniglich thun. — Sie müssen sich demnach für allen zu kalten und allzuheißen Speisen und Getränken, wohl in acht nehmen; noch vielmehr aber für einer schnellen Abwechslung heißer Speisen und Getränke, mit kalten. Sie müssen auf beyden Seiten des Mundes kauen, wenn sie nicht in Gefahr kommen wollen, auf der Seite die Zähne zu verliehren, welche sie schonen, oder wenigstens Weinstein daran zu bekommen. Die nächste und gewisseste Folge davon ist, daß sie lokker werden, und eine schiefe Lage annehmen. Hüten sie sich ferner für Zahnstocher, besonders für metallenen; denn wegen ihrer Härte und Kälte möchten ihre Zähne zuviel leiden müssen, da denn Zahnlükken der geringste Nachtheil davon seyn muß. Eben so nachtheilig sind ihnen starke Zahnbürsten, und ein starkes Reiben mit Servietten uud Handtüchern, weil dadurch die Zähne nicht allein

leicht lokker werden, und ausfallen müssen, sondern weil auch dabey das Zahnfleisch besonders viel leidet.

Ueberhaupt sind starke Aufregungen der Zähne schädlich, worunter das Nußaufbeißen und Fädenabreißen die gewöhnlichsten sind. So angenehm auch der Zukker den meisten Frauenzimmern ist; so schädlich zeigt er sich nicht nur im Magen, sondern auch bey den Zähnen. — Um aber auch übrigens andern ohne gröbliches Versehen entstehenden Anfällen vorzubeugen, müssen sie wenigstens morgens und Abends, und eigentlich auch nach jeder Mahlzeit den Mund mit überschlagenem Wasser auspühlen, und mit einem weichen Schwämmchen, oder zartes Bürstchen die Zähne abreiben. Sollte aber dies nicht hinlänglich seyn, die Zähne für dem Anlaufen und dem Weinstein, das Zahnfleisch für dem Kützeln und Weichwerden und so ferner zu schützen; so können sie das Schwämmchen, oder zarte Bürstchen in geröstete und gepülverte Brodtrinde mit Salz vermengt, eintunken, und die Zähne damit abreiben. Desgleichen können sie auch öfters den Mund mit Weinessig, oder mit einer Tasse Wasser mit etlichen dreyßig Tropfen Löffelkrautgeist, und Myrrhenessenz vermischt auspühlen und auswischen.

Natalie.

Unter diesem Titel hat uns Herr Mercier mit einem Drama beschenkt, davon der Stoff zwar im Grunde ein wenig romanhaft scheint, jedoch sehr rührende Situazionen darstellt, die auf eine solche Art angelegt sind, daß sie allemal ihre sichere Würkung thun. Wir wollen den Inhalt davon mittheilen.

Herr von Clumar ein alter Schiffskapitän, hat sein Vaterland verlassen, und so gar seinen Namen geändert, um, wo möglich Unglüksfälle vor sich selbst zu verbergen, die er nicht vergessen kann. Er hatte eine Tochter, von der er alles hoffete; sie wurde ein Opfer der Verführung, und verließ das väterliche Haus, um ihrem Geliebten zu folgen. Sie brachte eine Tochter zur Welt, die sie verlassen muste, die aber Herr von Clumar entdekket, mit ihrer Wärterin zu sich genommen, und selbst erzogen hatte; er liebte sie so zärtlich, als er ihre Mutter geliebet hatte, will sie an ihrer statt annehmen, legt ihr seinen Namen bey, giebt sie für seine Tochter aus, will ihr eine gewisse Summe zu ihrem Unterhalte versichern, und sie vollkommen versorgen.

Er sah, daß Sie den Herrn Fondmaire, einen Officier, der sein Charge niedergelegt hatte, einen Mann von reifen Alter, den er für fähig

hielt

hielt ihr Glük zu machen, allen andern vorzog. Fondmaire wird in die junge Agathe sterblich verliebt; diese neue Leidenschaft macht, daß er vergißt, was er Natalien, einer liebenswürdigen Person schuldig ist, mit welcher er seit langer Zeit lebt, und die er entführet hatte. Nicht ohne Schmerz und Gewissensbisse sieht er sich gezwungen, sich von ihr zu trennen; eine unüberwindlich Liebe ziehet ihn zu Agathen; er konnte sich nicht entschließen mit Natalien mündlich von der Nothwendigkeit ihrer Trennung zu reden, er schrieb ihr. Diese junge unglükliche wurde von dieser Neuigkeit ganz zu Boden gedrükket; endlich entschließt sie sich Paris zu verlassen, die Post zu nehmen, und ihren Liebhaber auf dem Lande, wo er wohnt, und bey dem Vater seiner neuen Geliebten selbst aufzusuchen. Nichts ist rührender, als der Auftritt, wo beyde zusammen treffen, er gesteht ihr seine Gewissensbisse.

Und sie vermögen nichts über Deine Seele, sagt Natalie zu ihm? Wende also, Grausamer, wende also eben so viele Kräfte an, meine Nebenbuhlerin aus Deinem Herzen zu verbannen, als Du bey mir anwendest, daß ich mich meinem traurigen Schikfal unterwerfen soll; aber Du betrügst Dich. Ich entsage den Rechten nicht, die ich auf Dich habe, nie werde ich ihnen entsagen. Derowegen bin ich hergekommen.

men. — — Stolz auf die Empfindung, welche mich beherrscht, habe ich Dich aufgesuchet. Die wahre Liebe veredelt die Zärtlichkeit. Das Band, welches uns verbindet, ist nicht minder heilig, als dasjenige, welches Du knüpfen willst. Das eine muß durch den Tod zerrissen werden, wenn das andere nicht lasterhaft seyn soll. Ich habe mich einem rechtschaffenen Manne ergeben, und nicht geglaubt, eines schriftlichen Aufsatzes nöthig zu haben, um dasjenige zu halten, was sein Herz versprochen hat. Seine Treue gehört mir zu, mir würde sie verpflichtet, Er ist sie mir schuldig, ich fordre sie von Rechtswegen. Der Tempel würde von Deinen öffentlichen Eidschwüren ertönet haben. — —

Fondmaire.

Was redest Du von diesen ohnmächtigen Gesetzen, denen wir uns nicht unterworfen haben, und die ihrer Feyerlichkeit ungeachtet der Tyranney unsrer Neigungen nicht gebieten können?

Natalie.

Ach! Fondmaire, zu spät werde ich es gewahr. Ich hätte diese Gesetze verehren sollen, — ich bin auf das strengste dafür bestrafet worden. Die Gesetze haben Bewegungsgründe, welche die Unbesonnenheit nicht kennt. Es ist wahr,

daß

daß ich diese Freyheit geliebet habe, die unsere Verbindung freywillig machte. Um Dir nichts als Liebe und Zärtlichkeit zu zeigen, habe ich meinen Gram, und meine Gewissensbisse verborgen. Aber, welch ein schreckliches Licht verbreitet sich heute in dem Abgrunde, in den ich mich gestürzt habe! Ich bleibe allein; eine Wüste öfnet sich vor meinen Augen, da erwartet mich die Schande; doch, wenn ich gleich von allen verlassen bin; so empfinde ich doch nichts so lebhaft, als den Schmerz Dein Herz verlohren zu haben.

Dieser Auftritt ist von großer Wichtigkeit, er ist vorzüglich jungen Personen nützlich, welche die Verführung umgiebt, um ihnen die Folgen davon lebhaft vorzustellen. Natalie wird ohnmächtig, Fondmaire ruft um Hülfe. Agathe wendet alles an, sie wieder zurecht zu bringen. Als sie zu sich kömmt, wird sie ihre Nebenbuhlerin gewahr, die beschäftigt ist für ihr Leben zu sorgen: eine neue interessante Situazion. Natalie kann nicht umhin ihren Geliebten zu entschuldigen; sie gestehet Agathen die Rechte, welche sie auf das Herz des Fondmaire hat, aber tritt sie ihr ab; ihre Seele erhebet sich, und bestimmt sich zum Opfer; sobald sie den Fondmaire sieht, giebt sie ihm Nachricht davon: eine neue rührende Scene, worinn sich Natalie stets eines bessern Schiksals werth zeiget;

zeiget; sie erhält es auch, ihr gerührter Liebhaber kehrt zu seiner Pflicht zurük; er sucht Herrn von Clumar auf, ihm sein Wort zurükzugeben; um sich zu rechtfertigen, erzählt er ihm seine Geschichte, jedes Wort bringt Verwirrung und Schrekken in die Seele des Alten; diese Unglükliche, die Fondmaire verführet, und ihrer Familien entrissen hat, mit einem Wort, Natalie ist die Tochter Clumars, und die Mutter Agathens. Fondmaire hätte also beynahe seine eigene Tochter geheyrathet.

Diese Skize ist zureichend von dem Anziehenden dieses Stüks, und von der Kunst zu urtheilen, womit der Verfasser, so zu sagen, die rührenden Situazionen gehäuft hat, die einander drängen, und das ganze Stük bis an das Ende sehr unterhaltend machen.

Natur.

Wir haben vermöge unserer Natur dreyerley Vollkommenheit, und also dreyerley Gutes zu suchen, wenn wir, wie natürlich ist, glüklich und zufrieden seyn, und wie unsere Pflicht erfordert, uns das von Gott geschenkte Leben angenehm machen wollen; nämlich die Vollkommenheit des Leibes, des Gemüthes und des äu-

ßer-

ßerlichen Zustandes. Des Leibes Vollkommenheit besteht in der Gesundheit, Stärke und Geschiklichkeit zu äußerlichen nöthigen Handlungen; die Vollkommenheit des Gemüthes, — in der gründlichen Einsicht nöthiger und nüzlicher Wahrheiten; in einem unwandelbaren Vorsaze zur Tugend und Pflicht, und in einer Zufriedenheit mit unsern Schiksalen; die Vollkommenheit des äußern Zustandes aber in einem zureichenden Besize und Gebrauche der äußerlichen Dinge, welche Nothdurft, Wohlstand, Bequemlichkeit und Menschenliebe, nach unserer Lebensart erfordern. „Je weiter, (sagt einer unsrer Schriftsteller, der die Natur vollkommen studirt zu haben scheint,) ihr euch von der unsprünglichen Einfalt der Natur entfernt habt, je zusammengesezter die Maschine eurer Polizey, je verwikelter eure Interessen, je verdorbener eure Sitten sind, jemehr habt ihr der Philosophie von nöthen, eure Gebrechen zu verkleistern, eure streitende Interessen zu vergleichen, und euer, alle Augenblik, den Umsturz dräuendes Gebäude zu stüzen, so gut sie kann und weiß. — “

In der ganzen Natur ist die Zerstöhrung des Einen, das Beförderungsmittel des Andern.

Naylor.

Zu den Zeiten des Protektor Kromwells machte sich ein gewisser Jakob Naylor durch seinen ausschweifenden Wahnsinn berühmt. Er glaubte in die Gestalt Christi verwandelt zu seyn, und als ein würklicher Heyland der Welt zu erscheinen. Dieser Wahnsinn machte, daß er in seinen Handlungen alle mögliche Aehnlichkeit mit denjenigen blikken ließ, die man in der Evangelischen Geschichte erzählt. Da er einige Aehnlichkeit mit der gewöhnlichen Gestalt des Heilandes hatte, so ließ er auch seinen Bart nach eben der Figur wachsen. Er unternahm auch, Todte zu erwekken. Er hielt auch seinen Einzug zu Bristol; allein zu Pferde; es war vielleicht schwer in diesen Gegenden einen Esel zu finden; seine Jünger breiteten indessen die Kleider aus, warfen Zweige vor ihm hin und schrieen: Ehre dem Allerhöchsten, dem Herrn der Heerscharen, heilig! heilig! Auf alle Fragen des Magistrats war diese einzige Antwort: du sagtst es. Das Parlement hielt diese Erscheinung seiner Aufmerksamkeit würdig. Mehr als zehn Tage wurden mit Streitigkeiten über die Aufführung und den Karakter des Naylor zugebracht. Am Ende wurde er zum Pranger verdamt, gestäupt und gebrandmarkt, und seine Zunge mit einem glühenden Eisen gezwikt. Er ertrug alle diese Strafen mit erstau-

nenswürdiger Geduld. Und der Betrug hielt immer noch Statt; allein in der Folge entdekte er sich. Er wurde zur härtesten Arbeit auf Wasser und Brodt gefangen gesetzt, und alles Umgangs seiner Schüler beraubt. Nun zerstreute sich die Schwärmerey, und da er bald zu gesunden Begriffen zurükkehrte, ergriff er ruhig seine ehmalige Profession wieder.

Negern.

Man weiß die grausame Behandlung, welche die Europäer sich über die armen Negersclaven erlauben. „Es kömmt (sagt Helvetius) kein Zukkerfaß nach Europa, das nicht mit Menschenblut gefärbt wäre.“ — Wie viel menschenfreundliche Schriftsteller haben gegen dieses Verfahren unsrer polizirten Europäer geeifert!

„Wir sind, sagt Herr Benezet, lauter Tyrannen, und strafbare Meuchelmörder; denn um kein Mörder zu seyn, ist es nicht genug, zu sagen, daß man mit eignen Händen keinen Menschen erwürget habe, sondern um nach der Billigkeit von einem Todschlage überführt zu werden, ist es genug jemanden entweder durch List oder Gewalt seiner Freyheit beraubet, ihm während er unter dem Joche des Unterdrükkers

kers war, unterdrükket, und an ihm solche Grausamkeiten ausgeübet zu haben, wovon ein langsamer oder jäher Tod die natürliche Folge war."

Man kennt ein gewisses vortrefliches Stük, wo die Einbildungskraft die Wahrheit unterstüzt *), und wo der Verfasser der Jahrszeiten mit so vieler Stärke die Rechte und das Unglük der Neger entwirft. Wir wollen den Schluß davon hieher sezen:

„O ihr Völker Europens! Werden die Grundsäze des natürlichen Rechts bey euch immer unkräftig seyn? Eure Griechen, eure Römer haben sie nicht gekannt. Ohne der bürgerlichen Regierung Loks, den Grundsäzen des natürlichen Rechts von Burlamacqui, und dem Geiste der Gesezze würdet ihr sie noch nicht kennen. Was sage ich? sind sie wohl selbst in diesen Büchern genau genug auf die Grundveste, des allen Nationen und Menschen gemeinen Nuzens gebauet? **) Haben nicht Hobbes, Machiavell und andere

*) Zimeo, eine philosophische Erzählung des Herrn v. St Lambert.

**) Vielleicht könnte man dieses von dem Diskours von dem Geiste des Menschen allein sagen.

noch immer ihre Anhänger? In welchem Lande von Europa sind die Grundsätze, die peinlichen, geistlichen und bürgerlichen Gesetze dem allgemeinen und besondern Vortheil angemessen?

Polizirte, gelehrte Völker! laßt euch dieses zur Warnung gesagt seyn; ihr werdet so lange keine Moral, keine gute Regierung, und keine Sitten haben, bis die Grundsätze des natürlichen Rechts nicht allen Menschen bekannt seyn, und ihr und eure Gesetzgeber sie beständig auf eure Aufführung, und eure Gesetze anwenden werden. Alsdenn werdet ihr besser, mächtiger, ruhiger und keine Tyrannen und Henker von dem übrigen Theil der Erde mehr seyn; ihr werdet wissen, daß es den Afrikanern nicht erlaubt ist, euch ihre Kriegsgefangenen zu verkaufen; ihr werdet wissen, daß die großen Lehnherrn in Guinea euch ihre Vasallen nicht verkaufen können; ihr werdet wissen, daß euch euer Geld kein Recht giebt, auch nur einen einzigen Menschen in der Sclaverey zu erhalten.

Man beschuldiget von Seiten der Europäer diese armen Neger nicht allein der Grausamkeit und niedrigen Denkungsart, sondern gleichsam einer viehischen Natur, und glaubt sie deshalb auch wie das Vieh behandeln zu dürfen; allein, trotz aller der nachtheiligen Umstände,

stände, welche diese unglückselige Geschöpfe zu Boden drücken, haben doch viele unter ihnen einen Edelmuth, eine Hoheit der Seele bewiesen, die einem Spartaner Ehre gemacht haben würden. Im 215ten Stücke des Zuschauers wird ein Beyspiel dieser Art von zwey Negern auf der Insel St. Christoph gepriesen, welches ich nach angestellter Untersuchung, ganz wahr finde. Ich will dies durch Erzählung einer vor nicht dreyßig Jahren geschehenen That bestätigen, für die ich keinen Namen weiß. Da sie von einem Freunde des Herrn, und zwar in desselben Gegenwart erzählt worden, und der Herr selbst die Wahrheit der Geschichte eingestand, so läßt sich an ihrer Zuverläßigkeit nicht zweifeln.

Quaschi wurde in der Familie seines Herrn zugleich mit ihm, und als sein Spielkamerad, aufgezogen. Da er vorzügliche Fähigkeiten besaß, so machte sein Herr ihn, als ihm die Plantage durch Erbschaft zufiel, zum Treiber, oder Aufseher der Schwarzen. Er behielt für seinen Herrn die nämliche Zärtlichkeit, die er schon in der Kindheit, als er noch sein Spielgeselle war, für ihn geheget hatte; und die Ehrerbietung, welche er jetzt für ihn, als seinen Herrn empfand, wurde durch die Liebe, welche die Erinnerung der Vertraulichkeit ihrer Kinderjahre in seinem Herzen unter-

hielt, versüßt. Er wußte von gar keinem eigenen Interesse, und so oft sein Herr abwesend war, verdoppelte er seinen Fleiß, damit seine Angelegenheiten durch seine Abwesenheit keinen Schaden nehmen möchten. Kurz, hier war das zarteste, aber stärkste, und allem Anschein nach unauflößlichste Band, welches Herrn und Sclaven irgend verknüpfen konnte.

Hatte nun gleich der Herr Beurtheilungskraft genug, um einzusehen, ob er gut bedient würde, und Politik genug, um ein gutes Verhalten zu belohnen, so war er doch unerbittlich, wenn irgend ein Fehler begangen war; und fand sich nur ein Schein von Verdacht, so war ihm das schon ein hinreichender Beweis des Vergehens. Quaschi konnte sich einst wegen einer gewissen Sache, die den Gesetzen der Plantage zuwider geschehen war, nicht zu seiner Befriedigung rechtfertigen, und wurde also mit der schimpflichen Strafe der Karrenstaupe *) bedroht; und er kannte seinen Herrn zu gut, als daß er an der Erfüllung dieser Drohung hätte zweifeln können.

Ein Neger, welcher die männlichen Jahre erreicht hat, ohne eine förmliche Karrenstaupe erlitten zu haben — denn selten ist einer so glück-

*) Da nämlich der Verbrecher hinten an einem Karren gebunden, und so gestäupt wird.

glücklich — besonders wenn er sich durch irgend eine vorzügliche Eigenschaft unter seinen Kameraden auszeichnet, ist sehr stolz auf die Glätte seiner von der Geißel nicht zerfetzten Haut; und er giebt sich mehr Mühe, und wendet mehr Fleiß an, um einer solchen Karrenstaupe, als unser gemeiner Mann um den Galgen zu entgehen. Es ist nichts ungewöhnliches, daß ein guter treuer Neger sich selbst ermordet, weil irgend ein Laffe von Aufseher ihn wegen einer Kleinigkeit, wie's ihm scheint, oder aus Caprice gestäupt, oder ihm nur, ohne daß ers zu verdienen glaubt, mit der Staupe gedrohet hat. Quaschi scheuete also nichts mehr, als diese tödtliche Verletzung seiner Ehre, und schlich sich daher unvermerkt weg, um ihr zu entgehen.

Es ist gewöhnlich, daß Sclaven, welche entweder eines Vergehens oder der Caprice ihres Herrn wegen gestraft zu werden fürchten, zu irgend einem Freunde ihres Herrn gehen, und ihn bitten, sie wieder nach Hause zurück zu bringen, uud eine Fürbitte für sie einzulegen. Dies findet man so diensam, daß menschliche Herrn sich freuen, wenn sie unter dem Vorwande einer solchen Fürbitte verzeihen können, und sie oft selbst heimlich veranstalten, um der Nothwendigkeit Kleinigkeiten bestrafen zu müssen, überhoben zu seyn; da ihnen sonst die

Klugheit verbieten würde, einen einmal gerügten Fehler ohne Züchtigung hingehen zu lassen; auf diese Art hingegen ein Schein von Autorität und Zucht, ohne ihre Strenge behauptet wird. Quaschi entfernte sich also, entschlossen sich zu verbergen, und die glänzende Ehre seiner Haut unter Begünstigung dieser Gewohnheit zu retten, bis er Gelegenheit fände, sich an einen Fürsprecher zu wenden.

Er lauerte unter den Negerhütten seines Herrn, und seine Mitsclaven hatten zu viel Ehre und eine zu große Achtung für ihn, als daß sie ihrem Herrn seinen Schlupfwinkel hätten verrathen sollen. In der That ist es fast in keinem Falle möglich, einen Sclaven dahin zu bringen, daß er einen andern angebe; so viel mehr Ehre besitzen sie, als Europäer von geringem Stande.

Am folgenden Tage wurde bey Gelegenheit der Volljährigkeit des Neffen seines Herrn ein Fest gegeben, und Quaschi hoffete, bey der guten Laune, worin dies seinen Herrn setzen würde, jetzt am ersten in seinem Gesuch glücklich zu seyn; ehe er aber noch sein Vorhaben ins Werk setzen konnte, und vielleicht grade, als er hingehen wollte, um sich eine Fürbitte auszuwürken, stieß ihm sein Herr auf, der eben auf seinem Felde herumgieng. Sobald Quaschi ihn sahe, ergriff er die Flucht, und sein Herr,

der

der ein starker Mann ist, verfolgte ihn. Er holte ihn ein, und als er eben seinen Arm ausstreckte ihn zu ergreifen, stürzte Quaschi über einen Stein. Sie fielen beyde zur Erde und rangen nun, wer den andern unterkriegen würde; denn Quaschi war ebenfalls ein starker Mann, und sein hoher Geist gab seinem Arm neue Stärke und Kräfte. Endlich nach einem hitzigen Kampf, in welchem jeder mehr als einmal unten und oben gelegen hatte, kam endlich Quaschi auf seines Herrn Brust zu sitzen, der jetzt ganz außer Athem war, und hielt ihn theils durch die Last seines Körpers, theils mit seinen Lenden, und der einen Hand so fest, daß er sich nicht rühren konnte. Hierauf zog er ein scharfes Messer heraus, und indem sein Herr in schreckenvoller Erwartung, hülflos und zitternd und bebend da lag, redete er ihn also an: „Herr! ich wurde von Kindesbeinen an mit euch auferzogen, als Knabe war ich euer Spielkamerad; ich liebte euch wie mich selbst; euer Vortheil war immer mein eifrigstes Bestreben; ich bin unschuldig an der Ursach eures Verdachts gegen mich; wäre ich auch schuldig gewesen, so hätte meine Ergebenheit gegen euch mir vielleicht Verzeihung auswürken sollen; gleichwohl habt ihr mich zu einer Strafe verdammt, von welcher ich immer die schimpflichsten Merkmaale an mir tragen müßte; nur so kann ich ihnen entgehen!“ Mit diesen

Worten zog er sich das Messer mit allen seinen Kräften durch die Kehle, und fiel so ohne einen Laut von sich zu geben, todt auf seinen Herrn nieder, welchen er mit seinem Blute beströmte.

Hätte dieser Mensch eine gute Erziehung gehabt; hätte man ihn von seiner Wichtigkeit als Mitglied der Gesellschaft belehrt; wäre er gewohnt worden, seine Ansprüche auf die unveräußerlichen Rechte der Menschheit zu schätzen, und ihres Besitzes zu genießen: läßt sich da wohl denken, daß er unfähig gewesen seyn würde, in der Erkenntniß der Religion, in den Untersuchungen der Vernunft, oder in den Werken der Kunst Fortschritte zu machen? Oder, läßt sich wohl behaupten, daß ein Mensch, der unter den Nachtheilen und dem traurigen Druck der Sklaverey eine Feinheit des Sentiments erworben hatte, welcher die Sprache keinen Namen zu geben weiß, und welche den großen Haufen der durch Gesellschaften kultivirten Menschen so weit hinter sich läßt, nicht Fähigkeit gehabt haben sollte, sich Künste und Wissenschaften eigen zu machen, die doch, wie wir sehen, nur zu oft mit einem kriechenden, niederträchtigen und sclavischen Geiste gepaart sind? Andre mögen das glauben, ich warlich nie.

Dies ist ein würklich trauriges Beyspiel von Adel und Größe der Seele an einem Neger. Das folgende ist zwar nicht so schauerlich rührend, wird aber beweisen, daß alle edleren Eigenschaften des Herzens nicht bloß das Eigenthum der Weißen sind.

Joseph Rachel, auch ein Neger, war Kaufmann zu Barbados; er trieb vornehmlich einen Kleinhandel, und war so ehrlich und gefällig im Handel, daß in einer Stadt, die mit kleinen Kramläden angefüllt ist, sein Haus von Käufern beständig gedrängt voll war. Ich habe oft mit ihm zu thun gehabt, und ihn immer außerordentlich redlich und dienstfertig gefunden. Wußte jemand nicht, wo er einen Artikel bekommen sollte, so gab Joseph sich alle Mühe ihn anzuschaffen, und ihn ohne den geringsten Profit, damit zu versorgen. Kurz, sein Charakter war so rechtschaffen, und seine Sitten so edelmüthig, daß die besten Menschen ihm eine Achtung bewiesen, die sie oft Leuten von ihrer eigenen Farbe versagen, weil sie nicht mit gleicher Güte des Herzens gesegnet sind.

Im Jahre 1756 entstand eine Feuersbrunst, welche einen großen Theil der Stadt einäscherte, und viele Einwohner zu Grunde richtete. Joseph wohnte glücklicher Weise in einem Quartier, welches dem Unglück entgieng,

und

und bewies seine Dankbarkeit dafür durch Milderung der Noth seiner Nebenmenschen. Unter denen, welche das Ihrige durch den Brand verloren hatten, befand sich ein Mann, dessen Familie dem Joseph in dem frühern Theil seines Lebens, Gutes gethan hatte. Dieser Mann hatte durch zu große Gastfreundschaft, (ein Fehler, der in Ostindien ziemlich gewöhnlich ist) schon vor dem Brande seine Umstände in Unordnung gebracht, und da sein Vermögen in Häusern bestand, so ward er nun durch diesen Zufall gänzlich ruinirt, indem er nichts rettete, als die Kleider, die er am Leibe trug. Unter dem allgemeinen Geschrey des Elendes und Mangels, welches Josephs Mitleiden rege machte, zog die unglückliche Situation dieses Mannes mit Recht seine Aufmerksamkeit besonders an sich. Das edelmüthige, ehrliche Gemüth des Leidenden, die Verbindlichkeit, welche Joseph gegen seine Familie hatte, waren besondre und mächtige Bewegungsgründe, als Freund gegen ihn zu handeln.

Joseph hatte eine Obligation von ihm über sechzig Pfund Sterling. „Unglücklicher Mann!“ sagte er: indem er sie hervorlangte, „hievon soll nie gegen dich Gebrauch gemacht werden. Wollte Gott, du könntest alle deine andern Sachen eben so leicht ins Reine bringen! Aber, wie kann ich versichert seyn, daß

ich

ich bey dieser Gesinnung bleiben werde? Kann nicht die Liebe zum Gewinnst, besonders, wenn durch die Länge der Zeit dein Unglück mir etwas Altes geworden ist, mit zu starker Gewalt wiederkehren, und mein Menschengefühl überwältigen? Doch, dafür hab' ich ein Mittel. Nie sollst du zu dem Beystande eines Freundes gegen meine Haabsucht deine Zuflucht nehmen." Hiermit stand er auf, gab Befehl, eine Buchschuld des Mannes, die sich auf ein Ansehnliches belief, auszuziehen, stopfte dann in einer Laune, welche wohl auf dem Gesicht der Menschenliebe selbst ein Lächeln hervorgelockt hätte, seine Pfeife, setzte sich wieder nieder, faltete die Obligation zusammen, und zündete seine Pfeife damit an. Unterdessen die Rechnung ausgezogen wurde, rauchte er sein Pfeifgen in einem Gemüthszustande, den ein Monarch ihm hätte beneiden mögen. Als sie fertig war, gieng er zu seinem Freunde, mit der quittirten Rechnung, und der halb verbrannten Obligation in der Hand. Er überreichte ihm, sobald er zu ihm kam, diese Papiere mit folgenden Worten: „Ihr Unglück, mein Herr, hat mich äußerst gerührt; die Verbindlichkeiten, die Ihre Familie mir aufgelegt hat, machen, daß ich jeden Zweig derselben als meinen Angehörigen betrachte. Ich weiß, Ihre Unfähigkeit, Ihre Schulden zu bezahlen, macht Ihnen mehr Kummer, als der Verlust Ihres

eige-

eigenen Unterhalts. Damit sie nun meinetwegen besonders nicht bekümmert seyn mögen, so nehmen sie diese Quittung, und die Ueberbleibsel Ihrer Obligation an. Das Vergnügen, welches der Gedanke, meine Pflicht gethan zu haben, mir macht, bezahlt mich reichlich; und ich bitte Sie, dies nur als eine kleine Probe anzusehen, wie glücklich Sie mich machen werden, so oft Sie mir Gelegenheit geben, Ihnen einen guten Dienst zu thun." Man kann sichs leicht vorstellen, was der Mann bey einer so edelmüthigen Behandlung empfand, und wie sehr dadurch seine Seele gestärkt werden mußte, gegen sein Unglück empor zu arbeiten. Ich lernte ihn einige Jahre nach dieser Begebenheit kennen; er hatte eine kleine Stelle in einem der Forts erhalten, und lebte auf einen ganz anständigen Fuß.

Seine Gastfreundschaft aber verließ ihn nicht, selbst da er keine Mittel mehr hatte, sie zu befriedigen. Er lud oft fünf oder sechs Bekannte oder Fremde ein, den Abend bey ihm zuzubringen, wenn er nicht einmal ein Licht im Hause hatte, das er vor ihnen anzünden konnte. Wenn sein Bedienter ihn in solcher Gesellschaft nach Hause kommen sah', und ihn, wie in bessern Zeiten, seine Befehle ertheilen hörte, so wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er zu Joseph lief und ihm sagte, daß

die

die und die Herren den Abend bey seinem Herrn speisen würden. Den Augenblick stand Licht, Punsch, und Wein von der besten Art auf dem Tische, als wär' es hergezaubert; und bald nachher kamen Josephs Bedienten zum Vorschein, trugen ein hübsches Abendessen auf, und bedienten die Gesellschaft. Alles dieses geschah' ohne die geringste Hoffnung einer Erwiederung, bloß um seine Dankbarkeit zu befriedigen, und seinen Freund in Credit zu erhalten. Und wird sich wohl jemand unterstehen, auf einen solchen Mann, der solches Edelmuths fähig ist, mit Verachtung herabzusehen, weil seine Haut eine schwarze Farbe hat?

Einigen Lesern wird Joseph vielleicht in folgender Geschichte besser gefallen. Ein gewisser Obrister, der ärgste Filz unter der Sonne, pflegte unter dem Vorwande, daß er Kakao kaufen wolle, häufig in Josephs Laden vorzusprechen; er nahm sicher immer so viel zur Probe mit, als seine Tasche nur fassen konnte, kaufte aber nie welchen. Joseph war Anfangs in Verlegenheit, was er thun sollte. Er wußte, daß, da er ein Neger war, sein Zeugniß vor Gericht, beträfe es auch nur eines Pfennigs-werth, gegen einen Weißen nicht angenommen werden würde. Da aber der Obrist in seinen Mausereyen immer fortfuhr, verlor er endlich die Geduld, seinen Kakao, ohne das

gering-

eigenen Unterhalts. Damit sie nun meinetwegen besonders nicht bekümmert seyn mögen, so nehmen sie diese Quittung, und die Ueberbleibsel Ihrer Obligation an. Das Vergnügen, welches der Gedanke, meine Pflicht gethan zu haben, mir macht, bezahlt mich reichlich; und ich bitte Sie, dies nur als eine kleine Probe anzusehen, wie glücklich Sie mich machen werden, so oft Sie mir Gelegenheit geben, Ihnen einen guten Dienst zu thun." Man kann sichs leicht vorstellen, was der Mann bey einer so edelmüthigen Behandlung empfand, und wie sehr dadurch seine Seele gestärkt werden mußte, gegen sein Unglück empor zu arbeiten. Ich lernte ihn einige Jahre nach dieser Begebenheit kennen; er hatte eine kleine Stelle in einem der Forts erhalten, und lebte auf einen ganz anständigen Fuß.

Seine Gastfreundschaft aber verließ ihn nicht, selbst da er keine Mittel mehr hatte, sie zu befriedigen. Er lud oft fünf oder sechs Bekannte oder Fremde ein, den Abend bey ihm zuzubringen, wenn er nicht einmal ein Licht im Hause hatte, das er vor ihnen anzünden konnte. Wenn sein Bedienter ihn in solcher Gesellschaft nach Hause kommen sah', und ihn, wie in bessern Zeiten, seine Befehle ertheilen hörte, so wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er zu Joseph lief und ihm sagte, daß

die

die und die Herren den Abend bey seinem Herrn speisen würden. Den Augenblick stand Licht, Punsch, und Wein von der besten Art auf dem Tische, als wär' es hergezaubert; und bald nachher kamen Josephs Bedienten zum Vorschein, trugen ein hübsches Abendessen auf, und bedienten die Gesellschaft. Alles dieses geschah' ohne die geringste Hoffnung einer Erwiederung, bloß um seine Dankbarkeit zu befriedigen, und seinen Freund in Credit zu erhalten. Und wird sich wohl jemand unterstehen, auf einen solchen Mann, der solches Edelmuths fähig ist, mit Verachtung herabzusehen, weil seine Haut eine schwarze Farbe hat?

Einigen Lesern wird Joseph vielleicht in folgender Geschichte besser gefallen. Ein gewisser Obrister, der ärgste Filz unter der Sonne, pflegte unter dem Vorwande, daß er Kakao kaufen wolle, häufig in Josephs Laden vorzusprechen; er nahm sicher immer so viel zur Probe mit, als seine Tasche nur fassen konnte, kaufte aber nie welchen. Joseph war Anfangs in Verlegenheit, was er thun sollte. Er wußte, daß, da er ein Neger war, sein Zeugniß vor Gericht, beträfe es auch nur eines Pfennigs-werth, gegen einen Weißen nicht angenommen werden würde. Da aber der Obrist in seinen Mausereyen immer fortfuhr, verlor er endlich die Geduld, seinen Kakao, ohne das

gering-

geringste dafür zu bekommen, täglich abnehmen zu sehen. Er miethete daher einen Weissen als Ladendiener, und befahl ihm einen Sack voll Kakao abzuwägen, und ihn besonders zu verwahren, um daraus dem Obristen, so oft er kommen würde, zu kosten zu geben. Der Obrist leerte den Sack bald aus, und nun übergab ihm Joseph seine Rechnung. Der Obrist stürmte, fluchte und drohte, bis er sich außer Athem geschrien hatte; worauf Joseph ihm ganz gelassen erzählte, was für Maasregeln er genommen hätte. Sein Geiz schreckte ihn jetzt mit den Kosten eines Prozesses, und stellte ihm vor, daß, da er sich so schön habe fangen lassen, ihm, wenn er klug handeln wollte, nichts anders zu thun sey, als das Geld in Güte zu bezahlen. Durch diese unschuldige List wurde Joseph der Probiervisiten des Obristen los.

Dieser unglückseligen Geschöpfe werden, wie uns Anderson versichert, jährlich über hundert Tausend nach Amerika gebracht. Da sie aber bis drey Monate auf der Reise sind, so sterben davon immer theils durch Krankheiten, theils durch üble Begegnung bis dreyßig Tausend. Dazu setze man noch, wie viel Schwarze bey den Ausfällen oder einheimischen Kriegen, die man führet, um Gefangene zum Verkauf zu sammeln, umkommen; so wird man sich einen ziemlichen Begriff von dieser höllischen

schen Mörderey machen können. Das sind die schrecklichen Folgen dieses Handels, wodurch so viele Tausend unsrer Nebenmenschen, die von Natur frey, mit den nämlichen Seelenkräften versehen, eben so wie wir zur Ausübung des Verstandes berufen, und den nämlichen Gesetzen der Menschheit unterworfen sind, ihr Leben verlieren, und dem unersättlichen Durst nach Gelde auf die grausamste Art geopfert werden.

Negretti. (Johann Baptist)

Johann Baptist Negretti von Vicenza, war der seltsamste Nachtwandler, den man je gefunden hat. Er war ehemals bey dem Marquis Ludewig Sale in Diensten. Von Gesicht war er ein schwarzbrauner Mensch, hatte einen sehr trockenen Körper, war hitzig, zornig, und betrank sich gern. Er war seit dem eilften Jahre mondsüchtig gewesen; doch kamen die Anfälle nur im März, und dauerten höchstens bis in die Hälfte des Aprils. Die Herren Reghelini und Pigatti machten sich ein Vergnügen, seinen Zustand genau zu beobachten. Der letztere hat im Jahre 1745 einen Bericht davon aufgesetzt, dessen vornehmste Umstände im Monat Julius des Journal encyclopedique

vom Jahre 1762 zu finden sind. Wenn sich Negretti des Nachts im Vorzimmer auf einen Stuhl gesetzt hatte, schlief er ein, und brachte eine Viertelstunde ruhig schlafend zu. Er richtete sich sodann sitzend in die Höhe, und blieb in dieser Stellung unbeweglich, nicht anders, als ob er nach etwas sähe; endlich stand er auf, gieng im Zimmer herum, zog eine Schnupftabaksdose aus der Tasche; und wollte eine Prise nehmen. Da er aber nicht viel darinne fand, stellte er sich erboßt an, gieng zu einem Stuhle, auf welchem ein Cavalier insgemein zu sitzen pflegte, nannte diesen beym Namen, und verlangte eine Prise Tobak von ihm. Man reichte ihm eine offene Dose: er nahm Tobak. Hernach trat er in die Stellung eines Menschen, der auf etwas höret; sobald er einen Befehl empfangen zu haben glaubte, lief er mit einem Wachsstocke nach einem Orte, wo insgemein ein brennendes Licht stand. Er glaubte seinen Wachsstock anzuzünden, trug ihn, wie sichs gehört, gieng damit durch den Saal, die Treppe hinunter, wobey er sich bisweilen umkehrte, und stehen blieb, gleich als ob er jemand die Treppe hinunter leuchtete. Er kam in die Thüre des Hauses, blieb seitwärts stehen, ließ die Personen hinaus, die er in seiner Einbildung hinunter geführet hatte, und beugte sich, so wie er glaubte, daß sie bey ihm vorbeygiengen; hernach löschte er seinen Wachsstock

aus,

aus, stieg geschwind die Treppe hinan, und setzte ihn wieder an seinen Ort. Er spielte an einem Abende diese Komödie dreymal. Er verließ ferner den Vorsaal, gieng in den Speisesaal, suchte in seiner Tasche den Schlüssel zum Gläserschranke, und rief, da er ihn nicht fand, den Bedienten beym Namen, der ihm alle Abende denselben übergeben sollte. Man brachte ihm den Schlüssel; er öfnete damit den Schrank, setzte vier Flaschen auf einen silbernen Teller, und gieng in die Küche, um sie vermuthlich mit Wasser zu füllen, brachte sie aber leer wieder zurück. Im Hinaufsteigen der Treppe setzte er alles, was er in den Händen hatte, auf einen Schemmel, der mitten auf der Treppe stand, stieg vollends hinauf, und klopfte an die Thüre; da man ihm nun nicht aufmachte, stieg er die Treppe wieder hinunter, suchte den Kammerlaquai, that verschiedene Fragen an ihn, rannte geschwind die Treppe wieder hinan, stieß mit dem Ellbogen an den hingesetzten Teller, und schlug die darauf stehenden Flaschen entzwey, wie es nicht anders seyn konnte. Er klopfte nochmals an die Thüre, und da sie noch nicht aufgemacht wurde, stieg er abermals hinab, nahm im Vorbeygehen den Teller mit, und setzte ihn hernach, da er wieder in den Speisesaal kam, auf einen Tisch. Von da gieng er in die Küche, nahm einen Wassereymer, lief damit an die Plumpe,

ließ ihn vollaufen, und trug ihn wieder in die Küche. Er kam sodann wieder zum Teller, und da er keine Flaschen darauf fand, entrüstete er sich, und sagte, daß sie da seyn müßten, weil er sie darauf gesetzt habe; er fragte die andern Bedienten, ob sie dieselben etwa weggenommen hätten. Nach langem Suchen gieng er wieder in den Gläserschrank, nahm zwo andere Flaschen, spülte sie aus, goß Wasser hinein, und setzte sie auf den Teller. Er trug hierauf alles zusammen in das Vorzimmer, bis an die Thüre des Saals, wo der Kammerlaquai sie von seinen Händen zu empfangen pflegte. Man nahm ihm demnach den Teller mit den Flaschen ab, und gab sie ihm nach einiger Zeit wieder; er trug sie wieder in den Gläserschrank, und setzte sie an ihren Ort. Hierauf gieng er in die Küche, wischte einige Schüsseln mit einer Serviette ab, hielt sie ans Feuer, als ob er sie trocknen wollte, und wischte auch die andern Schüsseln ab. Als dieses geschehen war, kam er wieder an den Gläserschrank, legte das Tischtuch und die Servietten in einen kleinen Korb, und gieng damit zu einer Tafel, auf welcher insgemein ein angezündetes Licht stand. Er that, als wenn er mit diesem Lichte ein Messer und eine Gabel suchte, trug den Korb wieder zurück, und schloß den Gläserschrank zu. Nachdem er alles, was er aus diesem Schranke genommen, ins Vorzimmer getragen, und auf

einen

einen Stuhl gesetzet hatte, nahm er einen runden Tisch, an welchem die Frau von Hause zu speisen pflegte, und deckte ihn sehr ordentlich. Es stand daneben noch ein anderer Tisch, von eben der Gestalt, an welchen er bisweilen aus Versehen kam; aber er fand sich allemal wieder zu dem, den er decken wollte. Als er damit fertig war, gieng er hin und her, schneutzte sich die Nase, zog die Tabacksdose wieder heraus, steckte die Finger hinein, ohne etwas zu nehmen gleich als ob er sich nach zwo Stunden erinnerte, daß er nichts darinn gefunden habe; indeß war noch so viel darinnen, daß er ihn auf die Hand schütten konnte. Hiermit endigt sich die erste Scene, indem man ihm ein Glaß Wasser ins Gesicht goß, und ihn aufweckte.

Den folgenden Tag hatte der Marquis Abends Gesellschaft bey sich, welches nicht oft geschahe. Man forderte einen Stuhl nach dem andern, so wie ein Gast nach dem andern kam. Negretti schlief unterdessen ein; nach einem kurzen Schlaf stand er auf, schneutze sich, nahm Tabak, und lief geschwind in ein anderes Zimmer, um Stühle zu holen. Das merkwürdigste ist, daß da er einen Stuhl mit beyden Händen trug, und ihn grade auf die Stelle hinsetzte, wo er stehen sollte. Er gieng hierauf an den Schenktisch, suchte den Schlüssel, und ward verdrüßlich, da er ihn nicht fand. Er nahm

ein Licht, und ſahe ſich in allen Winkeln um, beſonders auf den Stufen der Treppe; er that dabey ſehr eilfertig, und tappte mit den Händen, als ob er den vorlohrnen Schlüſſel ſuchte. Der Kammerdiener ſtekte ihm denſelben heimlich in die Taſche. Nach langem Suchen ſtekte endlich Negretti die Hand in die Taſche, fand den Schlüſſel, und ärgerte ſich, daß er ſo lange geſucht hatte. Er öfnete den Schenktiſch, nahm eine Serviette, eine Schüſſel und ein paar Semmeln heraus; er ſchloß den Schrank wider zurük, und gieng in die Küche. Hier machte er einen Sallat zurechte, nahm alles dazu gehörige aus dem Küchenſchranke, und ſetzte ſich, als er fertig war, an einen Tiſch, um zu eſſen. Man nahm ihm die Schüſſel weg, und ſetzte ihm ein Kohlgerichte vor, das er ſtatt des Sallates aß, während dem Eſſen nahm man ihm auch den Kohl weg, und ſetzte ihm einen Kuchen vor, den er eben ſo verzehrte, ohne daß er einen Unterſchied in dem, was er aß, zu bemerken ſchien, woraus man ſehen kann, daß die Werkzeuge des Geſchmaks nicht mitwürkten, ſondern bloß die Seele, ohne Zuthun des Körpers geſchäftig war. Ueber dem Eſſen horchte er bisweilen, weil es ihm vorkam, als ob er gerufen würde. Er glaubte einmal würklich, daß er wäre gerufen worden, worauf er ſich ziemlich verdrüßlich wieder an ſeinen Tiſch in die Küche ſetzte. Nachdem er gegeſſen hatte,

ſagte

sagte er, daß er gern ins Wirthshaus gehen möchte, um einmal zu trinken, wenn er nur Geld hätte. Er suchte in allen Schubsäkken und fand nichts. Endlich gieng er doch, und sagte, er wolle morgen bezahlen, man werde ihm schon so lange Credit geben. Er eilte die Treppe hinunter, und lief ins Wirthshauß, das zwey Büchsenschüsse weit vom Schlosse war. Er klopfte an die Thüre, ohne erst zu untersuchen, ob sie verschlossen sey, gleich als ob er wüßte, daß sie um diese Zeit nicht offen seyn würde. Man machte ihm auf; er gieng hinein, rief den Wirth, und forderte ein halbes Nößel Wein. Man gab ihm anstatt des Weines, ein halbes Nößel Wasser, er trank es für Wein, und sagte, da er es ausgetrunken hatte, daß man ihm wohl bis morgen borgen würde. Hierauf gieng er wieder aus dem Wirthshause nach dem Schlosse zurük. Er kam in die Antichambre, und fragte die Bedienten, ob ihn der Herr gerufen habe. Er stellte sich ganz aufgeräumt an, und sagte, daß er einmal im Gasthofe getrunken habe, und ihm jetzt besser um den Magen sey. Man öfnete ihm die Augen mit den Fingern, und er erwachte.

Nun kommt noch die dritte Scene. An einem Feyertage zu Nacht fiel ihm ein, daß der Hofmeister der Kinder im Hause zu ihm gesagt habe, daß er ihm, wenn er diese Nacht mond-

süchtig wäre, eine Suppe machen, sie ihm bringen, und ein Trinkgeld dafür erhalten sollte. Er stand daher des Nachts im Schlafe auf, und sagte ganz laut, daß er den Hofmeister anführen wolle. Er gieng in die Küche hinunter, um zu essen, begab sich sodann in das Zimmer des Hofmeisters, und bat ihn sein Wort zu halten. Der Hofmeister gab ihm etliche Groschen; Negretti nahm sodann den Kammerdiener beym Arme, führte ihn in den Gasthof, erzählte ihm beym Trinken, wie er den Hofmeister auf eine feine Art angeführt, und Geld von ihm herausgelokket habe. Er lachte von ganzen Herzen, trank einigemal des Hofmeisters Gesundheit, und kehrte vergnügt nach dem Schlosse zurük.

Einesmales, als sich Negretti in diesem Zustande befand, schlug ihn einer mit dem Stokke auf die Beine, Negretti, welcher glaubte, daß ihm ein Hund an die Beine liefe, fieng an zu schmälen, da man aber mit dem Stokke fortfuhr, suchte er eine Karbatsche, und hieb auf den vermeynten Hund los, um ihn fort zu jagen. Endlich wurde er es überdrüßig, und fieng an auf den Hund gewaltig zu fluchen, da er ihn mit Schlägen nicht los werden konnte. Er zog endlich ein Stük Brodt aus der Tasche, lokte damit den Hund, und hielt die Karbatsche hinter dem Rükken verborgen. Man warf ihm

einen

einen Muff entgegen, den er für den Hund annahm, und seine Wuth an ihm ausließ.

Herr Pigatti beobachtete diesen Negretti sehr oft, und merkte an, daß er alle Nächte etwas anders vornahm. Er bemerkte auch, daß derselbe, so lange er sich in diesem Zustande befand, den Gebrauch des Gesichts, des Gehörs, des Geruchs und Geschmaks nicht hatte. Wir haben gesehen, daß man ihm verschiedene Gerichte vorsetzen konnte, ohne daß er etwas von der Veränderung des Geschmaks gewahr wurde. Er hörte das stärkste Geräusch und Lärmen nicht; sahe es nicht, als man ihm ein Licht so nahe vor die Augen hielt, daß die Augenbraunen davon versengt wurden, er fühlte es nicht, als man ihm mit einer Feder in der Nase kitzelte, mit einem Worte, nichts machte einen Eindruck auf ihn. Das Gefühl hatte er zwar bisweilen sehr fein; aber öfters fühlte er auch gar nichts.

Neid.

Der Neid ist fast das einzige Laster, welches sich zu allen Zeiten, und an allen Orten ausüben läßt. Die einzige Leidenschaft, die niemals aus Mangel einer Reizung ruhen kann;

und es lassen sich daher auch überall ihre Würkungen entdekken, und ihre Angriffe sind allezeit zu fürchten.

Die häufige Ausübung des Neides machet ihn so sehr zur Gewohnheit, daß er unserer Bemerkung beynahe ganz entgehet, oder wir bedenken oft seine Bosheit und Schändlichkeit nicht eher, als bis wir seinen Einfluß empfinden. Wenn derjenige, welcher die Bosheit anderer nie gereizet hat, sich von so vielen, die er nie gesehen hat, mit aller Unversöhnlichkeit einer persönlichen Rache verfolgt sieht; wenn er gewahr wird, wie das Geschrey der Verläumdung als ein öffentlicher Feind auf ihn loszieht, wenn er höret, wie die Thorheiten seiner Jugend, und ein jeder Fehler in seiner Aufführung, oder ein Gebrechen seiner Natur der Welt vorgestellt und lächerlich gemacht wird; so lernt er alsdenn diese listigen Kunstgriffe verabscheuen, worüber er vorher nur gelacht hat; und er kennet endlich, wie sehr die Glükseligkeit des Lebens durch die Ausrottung des Neides aus dem menschlichen Herzen zunehmen würde.

Der Neid ist gemeiniglich so tief in dem Gemüthe eingewurzelt, daß er sich selten durch alle Bemühungen der gesunden Vernunft herausreißen läßt. Es giebt aber demohngeachtet gewisse Betrachtungen, welche ihn bey sorgfältiger Einschärfung derselben unterdrükken können,

können, indem ihn wohl niemand um des Vergnügens willen nähren kann, weil seine Würkungen nur Schaam, Angst und Unruhe sind.

Der Neid kann vor vielen andern Lastern nicht mit dem Charakter eines geselligen Geschöpfes bestehen, weil er die Wahrheit und Wohlgewogenheit so gar sehr schwachen Versuchungen aufopfert. Derjenige, welcher einen reichen Nachbar beraubet, gewinnt eben so viel, als er entwendet, und verbessert dadurch seinen Zustand verhältnißmäßig eben so sehr, als er die Umstände eines andern verschlimmert; allein, derjenige, welcher die Ehre, und den guten Namen eines andern verkleinert, gewinnt dadurch selbst noch keinen Ruhm, und hat dabey einen so geringen Trost, der die Schuld, wodurch er ihn erlangt hat, noch nicht überwieget.

Der Neid ist über dieses so niederträchtig, abscheulich und in seinen Würkungen so schädlich, daß man demselben beynahe eine jede andere herrschende Eigenschaft vorziehen kann. Er ist einer von den unmenschlichen Feinden der Gesellschaft, wider welche man alle Arten von Waffen auf eine erlaubte Art brauchen kann.

Die Beleidigung, welche der Neid verursachet, wird auch dadurch nicht wenig vergrößert, daß sie denen wiederfähret, die vorsetzlich keine

keine Veranlassung dazu gegeben haben; ja oft wird derjenige, welcher das Unrecht leidet, zum gänzlichen Verderben ausersehen, nicht, als ob er in der Ausübung einer Pflicht gefehlt hätte, sondern weil er mehr gethan hat, als man verlangte.

Fast ein jedes anderes Verbrechen wird durch Hülfe einer Eigenschaft begangen, welche bey ihrer rechten Anwendung hätte Hochachtung und Liebe hervorbringen können, allein der Neid ist ein ganz unvermischtes und wahres Uebel; er strebt durch abscheuliche Mittel nach einem hassenswürdigen Endzwecke, und suchet nicht so wohl seine eigene Glückseligkeit, als das Unglück eines andern. Es ist aber zur Vermeidung einer so verderbten Gemüthsart, wie diese ist, nicht nothwendig, nach einer ausserordentlichen Heiligkeit zu streben, sondern man darf sich nur entschließen, denjenigen Posten, den die Natur einem jeden angemessen hat, nicht zu verlassen, und die Würde eines menschlichen Wesens zu behaupten.

Unter den guten Kayfern, deren Andenken China noch heut zu Tage verehrt, wird Tai-Oum als einer der weisesten aufgeführt. Gleich nachdem er den Thron erlangt hatte, macht er einen Entwurf den Mißbräuchen abzuhelfen, die sich unter der vorigen Regierung allerwärts eingeschlichen hatten. Er ließ sich die Liste der

Man-

Mandarinen geben, deren unbiegsame Rechtschaffenheit zu verschiedenen Zeiten ihnen Verfolgung und Ungnade zugezogen hatte, und aus ihrer Klasse nahm er seinen Calao (Staatsminister). Da nun aber kein Minister, und wär' er noch so thätig und unermüdet, alles allein machen kann; so erhob einer seiner Calao vier Gelehrte, deren Kenntnisse ihm bekannt waren, in den Mandarinen-Stand, bestätigte sie in Bedienungen, die zu seinem Departement gehörten, und zog sie also aus dem Staube. Das konnte nun der Neid ohne zu knirschen nicht mit ansehen, er rüstete sich mit allen seinen Schlangen, entfesselte die Schmähsucht und die Wuth, und beschuldigte die eines groben Verbrechens, die anderen einer Unwissenheit, die gefährliche Folgen haben könnte. Ganz Peking ward mit den schändlichsten Schmähschriften überschwemmt. Sie kamen so gar bis vor den Kayser, und der ward darüber unwillig. Er befahl, daß man die Verfasser aufsuchen sollte, um an ihnen ein strenges Exempel zu statuiren, und fragte den Calao, mit was für einer Züchtigung er sie wohl belegen sollte. Wohlthätiger Kaiser, sagte dieser, mir ist nur eine bekannt, die aber den Neidischen ungleich empfindlicher ist, als alle Martern, ja als der Tod selbst. Sie besteht darin, daß sie Zeugen der Wohlfahrt und des Glücks derer seyn müssen, auf die sie neidisch sind.

Der Kayser verstand ihn. Er ließ die Gelehrten kommen, und erlaubte ihnen auf den Stuffen seines Thrones zu sitzen, überhäufte sie mit Liebkosungen, gab ihnen gewisse Vorzüge vor allen andern, und beschenkte sie reichlich. Diese Wohlthaten waren dem Neid ein neuer Sporn. Er spie und flammte aufs neue vor Wuth, und der Kayser machte den Gelehrten neue Geschenke. So wie ein neues Pasquill erschien, gab der Kayser allemal dem, den es betraf, neue Proben seiner Gnade. Nun beobachteten sie endlich ein tiefes Schweigen, als sie sahen, daß alles nichts half. Bald aber bedachten sie, ob auch selbst dieses Schweigen nicht vielleicht den Gegenständen ihres Hasses ersprießlich seye, und den Kayser dahin bringen könnte, daß er ihnen neue Gunstbezeugungen ertheilte. Nun fiengen sie an, Ihnen die grösten Lobeserhebungen zu machen, und vermieden mit eben so viel Vorsicht, böses von ihnen zu sagen, als sie zuvor angewendet hatten, gutes von ihnen zu sprechen. Wir wollen sie nunmehr in die Länge und in die Quere loben, sagten sie zu einander. Wer weiß, ob am Ende unser Lob nicht die Würkung hervorbringt, die eigentlich der Tadel hervorbringen sollte. Einmal ist der Mensch ein wunderlich Geschöpf! Die Neider betrogen sich hier abermals. Denn der Kayser, der ihre Absicht wohl merkte, befahl,

fahl, daß diese Lobeserhebungen der Chronik einverleibet werden sollten.

Neid und Ehrsucht herrscht nicht minder eben so gut in den Klosterzellen, als an den Höfen, und die Erfahrung lehrt, daß der Himmel nicht allemal da ist, wo man ihn sucht. Daher ist in den Klöstern selten die herzliche Freundschaft, die Ruhe, und das offene Zutrauen, das ihre äußerliche Stille, und oft einsame Lage hoffen lassen sollte. —

Necker. (Jakob.)

Dieser in unsern Zeiten so berühmt gewordene Mann wurde zu Gent geboren. Sein Vater, Carl Friedrich Necker, war bis zum Jahre 1712 Advokat bey der Regierung zu Cüstrin in der Neumark. Diese Beschäftigungen waren weder seinen Talenten, noch seinen Neigungen angemessen. Er schrieb an einen Anverwandten nach Berlin, an den geheimen Commerzienrath Schütze, den Schwiegervater des damaligen berühmten Banquier Diedeband; ob er nicht sein Glück auf eine andere Art gründen könne. Eben zu dieser Zeit hatte der geh. Com. Schütze aus Hannover den Auftrag erhalten, für den jungen Herrn von Bernsdorf

den

den Pathen des nachmaligen Königs von Großbritannien George des Ersten, einen Hofmeister vorzuschlagen, welcher die Rechte erlernet habe. Er übertrug diese Stelle dem Herrn Necker. Dieser legte seine Advokatur nieder; verließ die brandenburgschen Staaten, führte den Herrn von Bernsdorf auf die Universität Genf, und nachher begleitete er ihn bey seinen Reisen an die vornehmsten Höfe Europens. Nach geendigten Reisen begab er sich mit ihm nach London, und König Georg I. war außerordentlich mit den Kenntnissen und dem ganzen Betragen des Herrn von Bernsdorf zufrieden. Der Monarch beschenkte nicht allein den Herrn Necker königlich, sondern bewog auch das Parlament, ihm eine jährliche ansehnliche Pension unter der Bedingung zu bewilligen, daß er in Genf eine Pensionsanstalt für junge Engländer stiften sollte. Herr Necker verließ nunmehr London, begab sich nach Genf, und wurde einige Zeit hernach Lehrer des Staatsrechts. Im deutschen Staatsrechte bewies er in einem Lehrbuche *), welches noch immer Beyfall verdient, viele Kenntnisse.

Die

*) Kurzer und aus den rechten Quellen hergeleiteter Unterricht zum Staatsrecht des heil. Röm. Reichs, deutscher Nation, mit J. A. Cramers Vorrede, erster und zweyter Theil. Marpurg 1740. und 1741. 8.

es

Die englische Pensionsanstalt hatte den glücklichsten Fortgang; Fleiß und Rechtschaffenheit erwarben ihm den Beyfall aller seiner edeldenkenden Mitbürger. Sie erwählten ihn zum Mitgliede des Collegii der Zweyhunderte. Bey diesem Amte war Herr Necker unermüdet, und wie oft hat derselbe nicht bey den Berathschlagungen den Geist der Zwietracht mit männlicher Beredsamkeit zum Besten der Republik unterdrückt? Er starb auch eines sehr edlen Todes. Denn als bey der Wahl in der Kirche zu St. Pierre die grösten Unruhen erfolgten; so trat Herr Necker hervor, und erschütterte mit kraftvollen Worten die erbitterten Gemüther; aber mitten unter selbigen, sank dieser wahre Patriot, gerührt vom Schlage, zur Erde nieder. Man brachte ihn todt aus diesem Kampfplatze der Politik und Leidenschaft in seine Wohnung. Er hatte sich zu Genf mit des Synoici Herrn Gualtier Tochter verheyrathet, und aus dieser Ehe wurden zwey berühmte Söhne, Ludwig und Jakob Necker geboh-
ren.

Auch

es scheint nicht, daß die Herren Juristischen Litteratoren wissen, daß dieser Carl Friedrich Necker der Vater des großen Jakob Necker sey.

Auch Ludwig Necker, der älteste von diesen Söhnen eines vortreflichen Vaters, verdient dem deutschen Publikum näher bekannt zu seyn. Selbiger nahm die Doctorwürde beyder Rechte zu Genf an, und begleitete hierauf den Fürsten von Nassau-Weilburg, und den Grafen von der Lippe-Detmold nach Turin; so wie diese ihre Studien hier geendigt hatten, und in ihre Länder zurückreisten, wurde Herr Ludwig Necker Hofmeister bey dem Freyherrn von Maßenaer, und studirte mit ihm auf der Universität Utrecht. Während dieses seines Aufenthalts zu Utrecht, wurde auf der Universität Genf das Lehramt der Mathematik, nach dem Absterben des Herrn Cramer erlediget; in selbiges rückte Herr Jallebert, und dessen Professur der Naturlehre erhielt Herr Necker. Bey seiner Ankunft zu Genf setzte er zugleich jene Pensionsanstalt für junge Engländer fort, welcher sein Vater mit so großem Ruhme vorgestanden hatte. Außer dieser und andern Universitätsbeschäftigungen verfertigte Herr Necker lehrreiche Ausarbeitungen über die Elektricität für das Dictionnaire Encyclopédique, welche Herr d'Alembert gesammlet, und unter Herrn Neckers Namen herausgegeben hat. Der Tod seiner Gattin, die in Marseille gebohren war, zog ihm inzwischen mannigfaltige Wiederwärtigkeiten zu. Die Unvorsichtigkeit seines Landsmannes, des

Herrn

Herrn Verner verwickelte ihn in eine gerichtliche Streitigkeit; und die Republik, deren strenge Gesetze der Moralität bekannt sind, verurtheilte den Herrn Necker zu einer einjährigen Verweisung aus dem Vaterlande. Unpartheyische mißbilligten diesen Ausspruch.

Herr Necker ward empfindlich gerührt, legte alsbald sein Professorat nieder, nahm von seines Vaters Landgute Germanie den Zunamen an, und reisete nach Marseille. Hier legte er mit Unterstützung seines Bruders Jacob Neckers in Gesellschaft eines Schwagers, des berühmten Banquiers in Wien, Freyherrn von Frieß eine Handlung an; deren Geschäffte den glücklichsten Fortgang hatten. Mit einem Worte, in einigen Jahren zog sich Herr Necker mit zwey Millionen Livres *) aus der Handlung, erwählte das Privatleben, und zog nach Paris. Hier lebt er in der angenehmsten und lehrreichsten Muße, vorzüglich in der Gesellschaft des Herrn Franklin, Gesandten der vereinigten Staaten von America, und was noch mehr sagen will, des größten Naturforschers.

*) Wenn die Professoren der Naturlehre in Genf und von allen deutschen Universitäten eine gemeinschaftliche Casse von ihrem physikalischen Verdienst errichteten, wie viel Jahrhunderte würden wohl erfordert, um eine Million Livres zu berechnen?

Den Bemühungen dieser zwey großen Männer wird das Studium der Naturlehre und die Welt noch viele Entdeckungen zu verdanken haben.

Von seiner ersten Gattin hat Necker eine Tochter, welche nach Genf verheyrathet ist, und einen Sohn, der als Rittmeister beym Regiment Gens d'Armes in französischen Kriegsdiensten stehet. Seine zweyte Gattin, mit der er ohne Erben in sehr vergnügter Ehe lebt, ist aus Lyon gebürtig, von vielen Glücksgütern, und die Schwester des Herrn von Hauteville Obristen eines französichen Husarenregiments.

Eine weit größere Laufbahn hat freylich Jakob Necker betreten, als sein Bruder Ludwig; er, der für Frankreich mehr gethan, als zu seinen Zeiten Baptista Colbert. Dieser Jacob Necker studirte in den Classen des Collège zu Genf unter Anführung des berühmten Professor Verner die schönen Wissenschaften und wahre Philosophie. Nachdem er diese Studien mit außerordentlichem Eifer erlernet hatte, empfand derselbe einen Trieb zur Handlung. Er begab sich im Jahre 1750 nach Paris in die Lehre bey dem Banquier Verner, einem Bruder seines Lehrers, des Professors zu Genf. So oft es nur die Handlungsgeschäfte erlaubten, stillte Herr Necker seine Wißbegierde bald in der Bibliothek des Herrn Verner,

ner, bald in dem Umgange mit einsichtsvollen und scharfsinnigen Männern. Er gewann durch sein vorzügliches Talent, und durch Rechtschaffenheit ganz das Vertrauen des Herrn Vernet. Diesem Manne, der in einem freyen Lande geboren war, und die Grundsätze der Gleichheit auch mitten in dem Hauptsitze der Monarchie in seiner Brust aufbewahret hatte, wurden die Regierungs-Grundsätze von Zeit zu Zeit empfindlicher; am meisten rührten ihn die mannichfaltigen Bedrückungen in der Religion, unter welchen in den letzten Jahren der Regierung Ludwig des Vielgeliebten die reformirten Einwohner Frankreichs seufzeten. Bey dem Besitz eines ansehnlichen Vermögens, beschloß daher Herr Vernet in dem Schooße der Freyheit, auf einem ohnweit Genf angekauften Landgute seine Tage zu endigen. Er verließ im Jahre 1753 Paris. Vor seiner Abreise setzte er einen ansehnlichen Fond zum Vortheil des Herrn Neckers aus, hielt ihn für den Mann, welcher das Ansehn seines wichtigen Bankohauses erhalten könnte, und erklärte denselben zum Inhaber der Handlung, bey welcher sein Neffe den Namen Vernet fortsetzte. Allein Herr Necker blieb nur eine kurze Zeit mit dem jüngern Herrn Vernet in Verbindung, und vereinigte sich, da dieser aus der Handlung gieng, mit dem Herrn Thelusson, einem Genfer von Geburt, und Bruder des berühm-

ten Londner Kaufmanns, Herrn Thelusson. In Gesellschaft dieses Bruders legte Herr Necker theils als Hauptactionair der französisch-ostindischen Gesellschaft, theils bey dem Schiffhandel, der von den Kapern weggenommenen Prisen den Grund zu seinem ansehnlichen Vermögen.

Nach dem Pariser Frieden 1763 fiel der Herzog von Choiseul, welcher damals erster Minister bey den auswärtigen Staatsgeschäften war, auf den Gedanken, daß, um der Krone neue Fonds zu verschaffen, kein bequemers Mittel sey, als die Ostindische Gesellschaft aufzuheben, und die zur Gründung derselben, von der Krone vorgeschossene Fonds zurück zu nehmen. Herr Necker hielt bey dieser Gelegenheit in dem Hause der Ostindischen Gesellschaft eine merkwürdige Rede; und zeigte mit einem eben so überwiegendem Talent der Beredsamkeit, als mit patriotischem Eifer, daß die Aufhebung der Gesellschaft den Ruhm und die Ehre der Monarchie verdunkeln würde.

Der Herzog von Choiseul, welcher nie die einmal behaupteten Grundsätze verläßt, bediente sich, da diese Sache der Gegenstand verschiedener Streitschriften wurde, der Feder des Grafen von Leauragcais und Herrn Morellet. Die Hofparthey erhielt zuletzt den Sieg, und die Gesellschaft wurde auf königlichen Befehl auf-

aufgehoben. Da das Bankohaus des Herrn Necker und Thelusson die stärksten Fonds in der Gesellschaft, und den ausgebreitetsten Handlungs-Credit auf den Hauptplätzen der drey Welttheile hatte; so vergrösserte die Unterdrückung der Ostindischen Handlungsgesellschaft, durch den Verkauf der königlichen Schiffe und Güter, die Glücksumstände dieses Hauses außerordentlich.

Mitten unter diesen Beschäfftigungen und in dem Fortgange seines Glücks, fand Herr Necker diejenige Person, welche würdig war, dasselbe mit ihm zu theilen. Madame Necker, deren Eigenschaften eben so die Bewunderung erregen, als die Talente ihres Mannes, ist die Tochter des Pfarrers zu Nyon bey Genf, Herrn Curchot. Dieser verdienstvolle Geistliche, der ganz ohne Glücksgüter ist, vertraute ihre Erziehung der Demoiselle Guillaume zu Lausanne an, welche daselbst eine Pension hält. Ihr Genie entwickelte sich schnell. Außer einer seltenen Neigung für Poesie, und Wissenschaften, machten sie ihre weiblichen Tugenden überall beliebt und bekannt. Die Gattin des Herrn Thelussons, eine Schwester des Herrn Girardot de Marigny, der nachher mit in die Handlung trat, hatte von den schönen Kenntnissen und Eigenschaften der Demoiselle Curchot gehöret, und bat sich

selbige zur Gesellschafterin nach Paris aus. Hier lernte Herr Necker sie kennen; und ehe man es vermuthete, reisete er nach Lyon, um sich selbige von ihrem Vater zur Gatin zu erbitten. Diese Ehe wurde im Jahre 1766 mit einer Tochter beglückt, welche sich mit dem Baron von Stael, jetzigem schwedischen Gesandten am französischen Hofe, vermählt hat. — Madam Nekker hielt seit ihrer Verbindung nebst der Frau von Cassini, der Schwester des bekannten Marquis von Pezat, sowohl zu Paris, als auch auf ihrem Landgute in St. Ouen Zusammenkünfte der größten und berühmtesten Gelehrten. Ihre vortreflichen poetischen und andere Aufsätze, sind aus dem französischen Mercur, und andern Journalen bekannt, und mit allgemeinem Beyfall gekrönet worden. Sie ist eine Dame von schönem Wuchs, und der angenehmsten Unterhaltung: Bey ihr wurde auf die Statue des Herrn Voltaire, welche der Bildhauer Pingal verfertiget, in den schmeichelhaftesten Ausdrücken von dem größten Monarchen öffentlich subscribiret. Als im Jahre 1777 Kaiser Joseph der Zweyte unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein in Paris war: so besuchte derselbe Madam Nekker, und unterhielt sich zwey Stunden mit ihr, zu seiner größten Zufriedenheit, wie er selbst gesagt hat. — In dem Jahre 1769 wünsch-

te

te die Republik Genf, daß Herr Necker sich für seine Person den Handlungsgeschäften entziehen, und die Stelle ihres Gesandten am französischen Hofe übernehmen sollte. Herr Necker erfüllte diesen Wunsch der Republik, und gieng zum Corps Diplomatique über. Im folgenden Jahre 1770 gab die französische Akademie zur Preisfrage: eine Lobrede auf den großen Colbert: unter allen eingelaufenen Abhandlungen, fand eine den größten Beyfall, und war würdig gekrönt zu werden. Man öfnete das bey jeder Abhandlung befindliche gewöhnliche Billet, in welchem sich der Verfasser zu erkennen giebt; aber diesmal fand man keinen Namen in selbigem aufgezeichnet. Allein Herr d'Alembert, der sich oft mit dem Herrn Necker über Colberts Verdienste unterredet hatte, erkannte gar bald den Neckerischen Geist, und den Charakter seiner Schreibart. Er nöthigte ihn, die goldene Krönungs-Medaille anzunehmen. Diese Lobrede wurde als ein Meisterstück des Scharfsinns und der Beredsamkeit, nicht nur in Frankreich, sondern auch in andern Ländern bewundert und angepriesen.

Mit diesem ersten Produkte seines Geistes gründete Herr Necker seinen schriftstellerischen Ruhm, den er bald darauf noch mehr erhö-

hete. Nicht lange nach der Thronbesteigung Ludwig XVI. entstund, nach falschen angenommenen Finanzsätzen, ein allgemeiner Getraide-Mangel, der selbst zu Versailles Empörungen nach sich zog. Bey dieser Gelegenheit gab Herr Necker jene für die Menschheit wichtige Schrift: Sur la Legislation des Grains, heraus. Die Gemahlin des königlichen Bruders, des Grafen von Provence, eine sardinische Prinzeßin, las selbige mit ihrem bekannten scharfsinnigen Geiste, und empfahl sie dem Hofe, vorzüglich dem Minister Maurepas. Diese Schrift wurde ein Gegenstand der allgemeinen Unterredung. Herrn Neckers Einsichten in die Verfassung des Staats wurden erkannt und geschätzt. Die Schriften aber der Herrn Pelißier und Beaudoux, die sich als Gegner von der Theorie des Herrn Neckers aufstellen ließen, verachtet und vergessen. Der König gab seinem Minister dem Grafen von Maurepas Befehl, dem Herrn Necker königliche Dienste bey der Finanzverwaltung anzubieten. Unterdessen war Herr Thelusson mit Hinterlassung einiger unmündigen Kinder mit Tode abgegangen, und es mußte eine Theilung mit dem Vermögen der Handlung gemacht werden. Der Abschluß bewies, daß Herr Necker über sieben und eine halbe Million livres baares Vermögen behielt. Dieses Handlungshaus, welches auch Herr Necker

de

de Germanie verließ, nahm den Herrn Emanuel Haller, einen Sohn des unsterblichen Albert Hallers wieder zum Handlungs-Inhaber an, und er bewohnt das Hotel Colberts zu Paris ohnweit der Börse. Das Ansehen desselben dauert noch immer fort; Rechtschaffenheit, und eine in allen drey Welttheilen hochgeachtete Treue und Glaube, zeichnen dasselbe aus? nie vom Glücke verlassen hat sich dieses Haus immer mehr erhoben, und ist durch eine besondere königliche Erklärung mit der Firma: Jean Girardot de Marigny et Emanuel Haller, als Procureurs Généraux et Spéciaux de tous Paiements quelconques &c. angesetzet worden. Der Graf von Maurepas unterließ nicht, dem Herrn Necker die königlichen Dienste so lange auf der gefälligsten Seite vorzustellen; bis selbiger zuletzt seiner Bitte nachgab, die Gesandtschaftsstelle der Republik Genf niederlegte, und in selbige im Jahr 1776 als Tresorier General des Königreiches trat. Er bedung sich alsbald aus, diesem Amte ohne alle Besoldung und ohne alle mit selbigen verbundene Vortheile vorzustehen. Diese Summen wurden zwar nach wie vor in der Rechnung aufgeführet, allein Herr Necker zog sie nicht, sondern sie blieben in der Casse als Bestand. Die Zerrüttung des französischen Finanz-Systems, als Herr Necker seine Stelle antrat, ist der Welt bekannt. Was er für Frankreich gethan,

zei-

zeiget der schnelle Wachsthum dieser Monarchie, während seiner Verwaltung in allen Theilen der Staatsverfassung; und gesetzt, daß Stolz, Vorurtheil und Verblendung undankbarer Zeitgenossen, seine Verdienste verkennen wollten; so wird die Nachwelt, nach den, von ihm über Frankreichs Finanz-Verfassung dem Throne überreichten Schriften ein unpartheyisches und desto ehrenvolleres Urtheil über ihn sprechen. Ein Hauptmangel bey dieser Finanz-Verwaltung, war die Mannichfaltigkeit der Auflagen. Hieraus entstund ein anderer, die große Menge der dazu nöthigen Bedienten, welche als kleine Tyrannen den Unterthan und den Landmann drückten, und den gänzlichen Verfall des Feldbaues verursachten. Herr Necker schaffte also die vielen unnützen und überflüßigen Bedienten der Krone ab. Hier fieng die Hofparthey, welche ihre Günstlinge verlassen sahe, zu toben an; und Herr Necker sahe sich genöthiget bey dem ersten Edikte wegen Aufhebung der Regie, dem Herzoge von Orleans wegen Beybehaltung eines Günstlings seines Hofes eine abschlägige Antwort zu ertheilen, und nur das allgemeine Beste des Vaterlandes zu beherzigen. Aber der Prinz dachte edel und groß, und bewunderte die Standhaftigkeit des Herrn Neckers. So edler Gesinnungen waren freylich diejenigen nicht fähig, welche ihren bisherigen Gewinnst auf einmal

zer-

zernichtet sahen. Die vortreflichen Entwürfe, welche Herr Necker in einigen Monaten ausführte, und die er selbst meisterhaft beschrieben, fielen dem jungen Monarchen auf. Er übertrug ihm am 1sten Julius 1777 die Würde eines Generaldirecteur der Finanzen.

Herr Necker übernahm sie allein ebenfalls unter der Bedingung, ohne Besoldung und andern Vortheil, dem Staate Dienste zu leisten. Und damals war es, als er eine der großmüthigsten Handlungen unternahm; der Abt Beaudeau hatte von ihm in seinen Schriften niedrig und beleidigend geurtheilet. Herr Necker verlangte mit allem Nachdrucke, daß dieser Abt, nicht allein von seiner Gefangenschaft in der Bastille befreyet, sondern daß auch seine arme und hülflose Familie mit einem ansehnlichen Gehalte unterstützet würde. Dieser sein dringender Wunsch wurde erfüllet. Eine große Vorsichtigkeit bewies ferner Herr Necker, da er bey Uebernehmung seines neuen wichtigen Amtes verlangte, daß eine Commißion von drey einsichtsvollen Finanziers (wozu man die ehemaligen Intendanten der Handlung ernannte) niedergesetzt wurde. Diese sollte seine Finanzvorschläge untersuchen. Er trug solche zwar dem Könige in dem Zimmer Oeuil de Boeuf genannt, in Gegenwart der Herrn von Maurepas und dessen Neveu, des Herrn von Amelot

lot vor; letzterer aber contrasignirte die beschlossenen Verfügungen, und ließ sie durch die Garde Archive dem Parlement, und der Chambre de Comptes zum einregistriren überreichen. Man konnte also nicht sagen, daß er seine so heilsame Finanzoperationen willkührlich unternommen, sondern acht verschiedene Personen untersuchten erst seine Entwürfe und Projekte, ehe sie Finanzgesetze wurden. Uebrigens verließ Herr Necker nunmehr sein Hotel, und bezog, um die Geschäfte desto schneller zu endigen, das königliche Hotel de la Controlle generale.

In dem Jahre 1777. ließ sich Herr Necker auf der Chaussée d'Antin ein Hotel erbauen und ausmeubliren, bey welcher Gelegenheit ein Vorfall erfolgte, der ihm zwar viele Ehre machte; allein die Anzahl seiner Feinde vergrösserte.

Die Spiegelmanufaktur-Compagnie befahl dem Tapezierer, bey Berechnung von den Spiegeln für das Neckerische Hotel 6000 Livres weniger anzurechnen, weil dieses ein mit seinem Amte verbundener Vortheil sey. Herr Necker verwarf diesen Vortheil. Die Compagnie mußte ihre Entschließung in einem besondern Protocoll wiederrufen und aufheben; und Herr Necker fügte dem Protocoll jene merkwürdige Anmerkung selbst bey: wie unschick-

schicklich es sey, wenn diejenigen, die hohe Aemter im Staate verwalteten, sich auf eine so unedle Art, und zum offenbaren Nachtheil des gemeinen Besten bereichern wollten. Diese Anmerkung verursachte Nachdenken und Furcht bey denen, die bisher solche Vortheile als einen kleinen rechtmäßigen Nebengewinnst bey ihren Aemtern betrachtet hatten. Ueberhaupt war die uneigennützige und großmüthige Denkungsart des Herrn Neckers ein unerwartetes Phänomen in einem Lande, wo der Finanzier die Vermehrung seiner Privateinkünfte, ganz unzertrennbar von der Vergrößerung der Landeseinkünfte bisher gehalten hatte. Am meisten bekümmerte den Herrn Necker die große Disproportion in den Auflagen der französischen Monarchie. Er sahe die Bedrückungen des Landmanns und überhaupt des ganzen Nahrungsstandes. Er bemerkte, daß selbiger, solche Auflagen entrichten müsse, welche nicht in dem geringsten Verhältnisse mit seinem Eigenthum stehen. Aber es schmerzte ihn, daß deren Verminderung ganz ohnmöglich war; so lange die unrichtigen Verbesserungen, und der ganz ungleiche Cataster von den Landgütern der Parlementsräthe und anderer ansehnlichen Familien nicht ganz abgeändert würde. Der Comte rendu au Roi erhielt den Beyfall des Pariser Parlements. Es erklärte dasselbe in einem Parlementsschlusse vom 13ten Febr. 1781,

1781, es sey unleugbar, daß durch die weisen Einrichtungen des Herrn Neckers die Staatseinkünfte die öffentlichen Ausgaben an 27 Millionen überstiegen. Allein die zweyte Schrift *), welche Herr Necker nicht lange nachher herausgab, erweckte desto größeres Mißvergnügen. Aus selbiger konnte man wahrnehmen, daß er noch weit größere Quellen der Unordnungen in dem bisherigen Finanz-System Frankreichs entdeckt habe, als diejenigen waren, denen er durch seine Reformation bereits abgeholfen hatte. Er zeigte die erschrecklichen Mißbräuche, deren Abschaffung zwar die Rechte der Parlementer vermindern; dagegen aber Gleichheit bey den Auflagen hervorbringen, und die arme und zahlreiche Klasse der Unterthanen erhalten würde. Er verlangte, daß reiche und angesehene Personen zu den Bedürfnissen des Staats, nach einem richtigern Maaßstabe als bisher, beytragen sollten.

Mit dieser Schrift zog sich Herr Necker den Haß der Parlementer zu. Die Anzahl seiner Feinde vergrößerte sich täglich; nur die Geistlichkeit, die Untergerichtshöfe, und die Gefängnisse und Hospitäler wetteiferten noch immer, ihm Beweise ihrer Hochschätzung und Liebe

*) Memoire de Mr. Necker au Roi sur l'Etablissement des Administrations Provinciales, à Londres 1781. 4.

Liebe zu geben. Die freywillige Niederlegung aller seiner Aemter erfolgte; er hatte dies immer vorausgesagt, daß seine rechtschaffene und uneigennützige Denkungsart zuletzt keinen andern Erfolg nach sich ziehen würde. Wenn aber hat der Finanzier, seit Heinrich des Vierten Zeiten in Frankreich gelebt, dem bey seinem Abschiede selbst von seinen Feinden ein ähnliches Zeugniß, als dem Herrn Necker ertheilet wurde? Man muste allgemein bekennen, daß obgleich Herr Necker während seiner Finanz-Verwaltung sey genöthiget worden, der französischen Monarchie von 1777 bis 1781. 350, und ½ Million Livres aufzunehmen; er dennoch weder von diesen, noch auch von andern Geldern des Staats, einen Heller für sich behalten habe. So dachte kein einziger von denen, die vor ihm dieses Amt verwalteten; und diese originelle Denkungsart giebt selbst unserm Jahrhunderte einen ganz eigenen Glanz!

Nervenkrankheiten.

Diejenigen, die mit Nervenkrankheiten geplagt sind, müssen niemals lange fasten. Ihre Nahrung muß fest und nährend, aber leicht zu verdauen seyn. Fette Speisen und schwere Suppen sind schädlich. Alles Uebermaß muß sorg-

fältig vermieden werden. Sie müssen auf einmal nicht mehr essen, als sie leichtlich verdauen können; ist ihnen aber zwischen den Mahlzeiten etwas nüchtern und nicht wohl zu Muthe, so können sie einen Bissen Brodt essen und ein Glaß Wein trinken. Schwere Abendessen sind sorgfältig zu meiden. Obgleich der Wein, wenn er in Uebermaaß getrunken wird, den Körper schwächet und die Vermögen der Seele angreift, so stärkt er doch den Magen und befördert die Verdauung, wenn man ihn mäßig trinkt. Bey den Mahlzeiten ist Wein mit Wasser ein sehr gutes Getränk; wenn aber der Wein im Magen versäuert, oder der Kranke sehr mit Winden geplagt ist; so wird Brandtwein mit Wasser besser thun. Alles was Blähungen macht, oder schwer zu verdauen ist, muß vermieden werden. Alle schwache und warme Getränke, als Thee, Kaffee, Punsch und so weiter sind schädlich. Die Kranken finden bey deren Gebrauch auf eine zeitlang Erleichterung, aber im Grunde verschlimmern sie die Krankheit, so wie sie den Magen schwächen und der Verdauung schaden. Vor allen Dingen muß man sich vor Schnapsen hüten. Was auch der Kranke gleich unmittelbar für Erleichterung von starken hitzigen Geistern empfinden mag, so ist es doch gewiß, daß sie die Krankheit verschlimmern, und zuletzt sichere Gifte werden. Diese Vorsorge ist um so nöthiger, da die mehresten Nervenkran-

ken, sehr große Liebhaber von Thee und hitzigen Geistern sind, deren Genuß viele zum Opfer werden.

Die Bewegung ist bey Nervenkrankheiten vorzüglicher, als Arzeneyen. Das Reiten wird für die Beste gehalten, da sie den ganzen Leib in Bewegung setzt, ohne ihn zu ermüden. Unterdessen habe ich auch Personen gekannt, denen das Gehen besser bekam, und noch andere, die beym Fahren im Wagen sich am besten befanden. Ein jeder muß das nehmen, was sich für ihn am zuträglichsten zu seyn befindet. Lange Seereisen haben eine vortrefliche Würkung, und wir möchten sie vor allen Dingen denen empfehlen, die soche anstellen können und Entschlossenheit dazu haben. Sogar die Veränderung des Orts, und die Erblickung neuer Gegenstände, haben durch die Ergötzung, die sie dem Gemüthe verschaffen, einen großen Einfluß auf die Wegräumung dieser Uebel. Aus diesem Grunde sind auch weite See- oder Landreisen weit vortheilhafter als kurze Fahrten ohnweit der Heymath.

Eine kalte und trockene Luft ist sehr zu empfehlen, da sie den Körper stärkt und fester macht. Nichts ist mehr im Stande ihn zu erschlappen, und zu entnerven als eine heiße Luft, sonderlich wenn sie durch starke Feuer, oder Oefen in kleinen Zimmern erwärmt wird. Wenn

der Magen und die Eingeweide schwach sind, so muß der Körper sorgfältig vor Erkältung in acht genommen werden, sonderlich im Winter, da man gleich auf der Haut ein dünnes flanellenes Wämsgen tragen muß. Wenn der Leib fleißig mit einer Fleischbürste, oder mit einem groben Leinentuch gebürstet wird, so ist das ebenfalls nützlich, indem dadurch der Blut-Umlauf, die Ausdünstung und so weiter befördert wird. Personen von schwachen Nerven müssen frühe aufstehen, und vor dem Frühstük eine Bewegung haben, weil ein langes Liegen im Bette nicht anders als die festen Theile erschlappen kann. Sie sollten auch öftere Ergözungen haben, und so munter und vergnügt erhalten werden, als möglich ist, indem dem Nervensystem nichts mehr schadet, und die Verdauungskräfte mehr schwächet, als Furcht, Betrübniß oder Angst.

Obgleich die Nervenkrankheiten selten aus dem Grunde geheilet werden, so kann man doch die Zufälle derselben etwas erleichtern, und das Leben des Kranken kann wenigstens annehmlicher gemacht werden, wenn man die gehörigen Arzneymittel braucht.

Ist der Kranke verstopft, (rathet uns ein gewisser englischer Arzt) so nehme er ein wenig Rhabarber, oder ein anderes gelindes Reinigungsmittel, und lasse den Leib ja nicht lange ver-

verstopft bleiben. Doch hüte er sich vor allen starken und heftigen Reinigungsmitteln, als Aloe, Jalappe und so weiter. Ich habe gemeiniglich gefunden, daß ein Aufguß von Brandtewein auf Rhabarber und Sennesblätter, sehr gute Würkung thut. Man kann selbige so stark machen als man will, und so viel davon nehmen, als man für nöthig hält. Wenn die Verdauung schlecht, oder der Magen erschlappt und schwach ist; so kann man einen Aufguß der Rinde von Peru, und anderer bittern Sachen mit Vortheil gebrauchen *).

Es sind wenige Dinge, welche das Nervensystem mehr stärketen, als kaltes Baden. Wenn man dies auf die gehörige Art und anhaltend vornimmt, so wird es von außerordentlicher Würkung seyn; wenn aber die Leber, oder andere Eingeweide verstopft, oder sonst nicht gesünd sind, so ist ein kaltes Bad undienlich.

*) Man nehme der peruvianischen Rinde eine Unze, der Gentianwurzel, Pomeranzenschaalen und Koriander = Saamen eine halbe Unze von jedem. Diese Zuthaten lasse man alle in einem Mörser zerstoßen, und in einer Flasche in einem Aufgusse von Brandtwein fünf bis sechs Tage lang stehen. Von diesem durchgeseiheten Getränke kann man eine Stunde vor dem Frühstük, und der Mittags = und Abendmahlzeit einen Tischlöffel voll, in einem halben Glaße Wasser nehmen.

Die schicklichsten Jahrszeiten dazu sind der Sommer und Herbst. Es wird hinreichend seyn, sonderlich für Personen von schmächtiger Constitution, wenn sie die Woche drey bis viermal ins kalte Bad gehen. Wenn der Kranke dadurch geschwächt wird, oder lange darnach, wenn er aus dem Bade ist, Frost hat, so ist es ihm nicht dienlich.

Bey Kranken, die mit Blähungen geplagt sind, habe ich von dem sauren Vitriol. Elixir die vortheilhaftesten Würkungen verspürt. Man kann von ihm den Tag zwey bis dreymal in einem Glaße Wasser zu 15, 20 bis 30 Tropfen nehmen. Er vertreibt die Winde, stärkt den Magen, und befördert die Verdauung.

Schlafmachende Mittel (opiates) werden bey diesen Krankheiten ungemein erhoben; da sie aber die Zufälle nur auf kurze Zeit lindern, nachgehends aber gemeiniglich die Krankheit verschlimmern, so möchten wir rathen, mit diesem Mittel sehr sparsam zu seyn, damit nicht nachgehends die Gewohnheit sie schlechterdings nothwendig mache.

Es würde sehr leicht seyn eine Menge Arzneymittel aufzuzählen, die man wegen ihrer Hülfsleistung bey Nervenkrankheiten rühmet; wer aber eine gänzliche Genesung wünscht, muß sie ganz allein von dem Verhalten, oder der Le-

bens-

bensordnung erwarten; wir wollen daher keine Arzneyen mehr anführen, und bloß nochmalen die genauste Sorgfalt im Essen und Trinken, der Luft, der Bewegung und der Ergötzlichkeit empfehlen.

Nestorianer.

Waren Sektirer und Anhänger des Nestorius, Bischofs und Patriarchens zu Constantinopel; welcher um 429 lehrte, daß in Jesu Christo zwo Personen, die göttliche und menschliche wären, die nicht persönlich oder wesentlich, sondern auf eine mystische und moralische Weise mit einander vereinigt wären; und hieraus folgerte er, daß Maria die Mutter Christi, aber nicht die Mutter Gottes sey. Im Jahr 431. verdammte die ephesinische Kirchenversammlung den Nestorius und setzte ihn ab, welchen Schluß der Kayser Theodosius bestätigte, und den Bischof in ein Kloster verwies. Die Nestorianer vermehrten sich ungemein stark nach dem Ableben ihres Urhebers, vornämlich in den östlichen und nördlichen Ländern, weil sie die Kayser aus den Gränzen ihres Reichs nicht verfolgen konnten. Und als die Saracenen bald hernach ganz Asien und Afrika überschwemmten, so verbreiteten sie sich nebst andern christlichen Sek-

ten desto weiter, jemehr sie die mahomedanischen Prinzen duldeten. Man findet sie noch in den Morgenländern, und sie haben ihren Patriarchen zu Mosul, (welches das alte Seleucia ist) zu Caramit, und an andern Orten. Wiewohl die neuern Nestorianer in einigen Stücken von ihren Vorgängern unterschieden sind, wie aus ihren Bekenntnissen erhellet.

Diese Christen, welche bis auf den heutigen Tag Nestorianer und Chaldäer heißen, sind sehr zahlreich, und haben sich über Mesopotamien und an den Flüssen Tigris und Euphrates verbreitet. Sie sind so gar nach Indien, in die Tartarey und nach China gekommen. In Indien ließen sie sich unter einem ihrer Priester, mit Namen Johannes, nieder, der sich 1145 zum Könige von Indostan erklährete, uud unter dem Namen des Priesters Johannis sehr berühmt ward; welchen Titel seine Nachfolger lange Zeit behalten haben.

Newkastle.

Bey dem Schlusse einer Parlamentswahl zu Lewes hatte der Herzog von Newkastle, damals erster Minister des Königs Georgs II. von England, so viel Vergnügen über das Betragen

tragen eines Mannes, der seine Stimme geschickt durchzusetzen wußte, daß er ihn fast um den Hals fiel und ihn küssete. „Mein lieber Freund, sagte er, ihr seyd mir herzlich theuer und werth! Ihr seyd der größeste Mann in der Welt! Ich wünschte, daß ich euch dienen könnte! Was kann ich für euch thun?“

„Euer Gnaden geruhen! war die Antwort, hier ist in der Stadt ein sehr alter Acciseinnehmer. Ich möchte bitten daß ich ihm succediren könnte, wenn er stirbt.

„Ey von ganzen Herzen, das sollt ihr. Ich wünschte um Eurentwillen, er wäre schon tod und begraben. So bald er es ist, so kommt zu mir, mein lieber Freund, es sey bey Tage oder bey der Nacht, ihr müßt darauf bestehen, daß ihr mich sehen müßt, ich mag wachen oder schlafen; bin ich nicht zu Claremont, so kommt nach Lincoln's Inn-Fields; bin ich nicht zu Lincoln's Inn-Fields, so kommt nach Hofe; und bin ich nicht bey Hofe, so ruhet nicht, bis ihr mich gefunden habt, selbst das Sanctum Sanctorum oder jeder anderer Platz, soll für eine so theure würdige gute Seele, als ihr seyd, nicht zu heilig gehalten werden. Ja, ich will Befehl ertheilen, daß ihr sollt vorgelassen werden, wenn gleich der König von den wichtigsten Geheimnissen im Kabinet mit mir spricht.

Der Mann verschlang alles, was der Herzog sagte, mit einer Art von Begeisterung, und begab sich weg, um im Glauben das Absterben des Acciseinnehmers abzuwarten. Dieser nahm folgenden Winter von dieser bösen Welt Abschied. So bald des Herzogs Freund das erfuhr, machte er sich auf den Weg nach London, und kam in Lincoln's Inn-Fields um 2 Uhr des Morgens an. Um diese Zeit war der König von Spanien mit einer Krankheit überfallen, und einige Engländer standen auf besondre Nachrichten, die sie bekommen hatten, in der Meynung, daß er unmöglich durchkommen könnte. Unter diesen war der edle Herzog einer der leichtgläubigsten und vielleicht auch einer der ängstlichsten. Gleich den ersten Augenblick, da er die Nachricht bekommen hatte, hatte er einen Courier nach dem andern nach Madrid geschickt, die alle Befehl erhielten, mit ungewöhnlicher Eilfertigkeit zurückzukommen, so bald das Absterben Sr. katholischen Majestät nur bekannt wäre. Weil er nicht wußte, wenn sie ankommen möchten, und jede Stunde mit Ungeduld die Entscheidung erwartete; so legte er sich keine Nacht nieder, ohne zuvor seinen Bedienten den gemessesten Befehl gegeben zu haben, einen Jeden, der Zutritt verlangen würde, in sein Schlafzimmer vorzulassen. Als nun eben obgedachter Mann von Lewes ankam, und sich erkundigte, ob der Herzog zu Hause

wäre,

wäre, erhielt er von dem Thorhüter die Antwort: „Ja; Se. Gnaden ist schon längst zu Bette, hat aber Befehl gegeben, ihn aufzuwekken, so bald ihr ankommt.“

„O Gott segne ihn, ich weiß, daß der Herzog mir allzeit gesagt hat, daß ich sollte willkommen seyn, es sey bey Tage, oder bey Nacht. Ich bitte, zeigt mir zu ihm herauf.“

Er ward heraufgewiesen. Kaum hatte man ihm die Thüre geöfnet, so platzte er in das Zimmer hinein, und rief voller Freuden. „Mein Lord! Er ist tod!

„Das ist schön, mein lieber Freund. Ich freue mich von ganzem Herzen. Wenn ist er gestorben?“

„Vorgestern Morgen, und Eure Gnaden geruhen —“

„Was? so kürzlich? wie, mein bester theurer Freund, ihr müßt geflogen seyn. Der Blitz selbst könnte so geschwinde nicht reisen, als ihr! Sagt mir bester Mann! womit soll ich euch belohnen?“

„Alles, was ich in dieser Welt wünsche, ist, daß Euer Gnaden geruhen wollen, an Ihr gütiges Versprechen zu gedenken, und lassen mich ihm succediren!“

„Succe-

„Succediren! Ihr Tölpel! Ihr, König von Spanien; was habt Ihr für Familienansprüche? Laßt euch einmal ansehn!“ Hiermit zog der Herzog die Gardinen weg, und erinnerte sich des Gesichts seines stimmenden und wählenden Freundes, den er aber mit Verdruß und Zorn ansah; daß er ihn in seiner Ruhe gestöret hatte, war leicht zu vergeben; daß er ihn aber mit grundloser Versicherung von dem Tode des Königs von Spanien geschmeichelt hatte, war eine Ursache zum Widerwillen. Erst ward er mit einer abschlägigen Antwort und in dem heftigsten Zorne fortgeschickt. Am Ende mußte der Herzog selbst über die Begebenheit lachen; und als er nach einigen Tagen sich recht besann, erhob er den Kandidaten der Monarchie zu einem Posten, der nach dem Anscheine der jetzigen Zeiten vielleicht eben so geehrt ist. — Er machte ihn zum Accis-Einnehmer.

Nichts.

Man hat bisher allgemein geglaubt, daß nichts, nichts sey, da doch die Sache ganz anders erscheint, wenn man sie auch nur obenhin betrachtet.

Nichts in der Welt macht ein feineres Aufsehn, als der Einwohner: Nichts. Man findet ihn allenthalben, und doch hält er sich nirgends auf. Der Bürger und Staatsmann, der Dichter und Philosoph, und selbst der Gottesgelehrte, machen oft einen großen Lärm — um nichts.

Ich habe in den Geschichten der Landstände, Parlamenter, Friedensversammlungen und vieler andrer Zusammenkünfte, wo man die wichtigsten und feyerlichsten Sachen in Ueberlegung nehmen sollte, gelesen und geblättert, und habe sehr oft gefunden, daß, nachdem man viel Zeit mit scharfen Streiten und Wortwechseln zugebracht hatte, am Ende nichts beschlossen oder gethan gewesen. Es ist wahr, man gab vor, sehr große Sachen ausgemacht zu haben, wenn man nur die Aufmerksamkeit der Welt oder des Landes in gewissen Stücken auf sich gezogen, oder die Ursachen manches Mißverständnisses, Betruges und verderbter Sitten ausgeforscht hatte, allein, zuletzt endigten sich doch alle diese Geräusche mit nichts.

Ich habe einen weisen Philosophen gesehen, der den ganzen Abend den Mund nicht aufthat, ohne daß er eine andre Ursache anzugeben wußte, als die, daß er nichts zu sagen hätte.

Verschiedene der weisesten Leute in der Welt sind nach langen und fleißigen Untersuchungen und Bemühungen, große Kenntnisse zu erlangen, vollkommen überzeugt worden, daß sie nichts wüßten. Ich habe erzählen gehört, daß es unter vielen Königen Europens, Staatsminister, Schatzverwalter und Kriegsminister gegeben, die von den Geschäften ihres Amts nichts wußten; und man hat mir gesagt, daß es Fürsten und Könige gäbe, die von den Vorträgen, die sie ihren Landständen thun ließen, nicht ein einziges Wort gewußt, oder wenn sie es auch gewußt, von der Sache selbst nichts verstanden hätten.

Ich erinnere mich, in einem alten Geschichtschreiber gelesen zu haben, daß ein alter tapferer General von seiner Würde abgesetzet worden, um nichts, daß ein andrer seine Stelle bekommen, der an sich selbst nichts war.

Wenn Achilles, den Agamemnon mißvergnügt gemacht hatte, sich nicht hätte bereden lassen, wieder zu dem Kriegesheere zurück zu kehren: so würden die großen Vortheile, die die Griechen in zehn Jahren über die Trojaner erhalten haben, zu nichts geworden seyn.

Unter der Regierung des Königs Jacob I. von England ward der große Walther Raleigh gefangen gesetzt, verurtheilt, und endlich

des

des Lebens auf der Blutbühne beraubt, ob man gleich kaum etwas anführte, und nicht das geringste wider ihn bewies, das des Todes werth wäre. Unter seiner und seiner Nachfolger Regierung, unter der Regierung aller Kaiser und Könige, sind viele berühmte und beredte Männer in den Tower, in die Bastille, in die sieben Thürme, und wer weiß, auf was für Festungen und Gefängnisse gesetzt worden — um nichts.

Dieses Gespenst Nichts, ist unter uns nicht weniger gewöhnlich, als es zur Zeit unserer Vorältern war. Es scheint, daß dessen Werth wächst, je älter es wird. Erfahren wir es nicht alle Tage, daß diejenigen gebrochenen Kaufleute und große Schuldner, die die größten Summen schuldig sind, ihren Gläubigern so wenig, als sie können, und oftmals nichts bezahlen; und daß diejenigen, die geliehene Güter besitzen, ihr Bestes thun, um nichts wieder zu geben.

Einige unsrer hochmüthigen Kunstrichter schreyen beständig wider die neuen Bücher, die von Zeit zu Zeit an den Tag kommen, daß sie nichts, oder doch nichts neues enthalten. Eben diese Leere finden sie in unsern Dichtern, besonders den Verfertigern neuer Schauspiele; ihre Einbildungskraft, sagen sie, hat sich in einem Feenlande verirret, oder ist durch Zau-

ber-

herkunft bezaubert; daher umfassen sie eine Wolke statt der Juno, und haben grade als abgestrafte Kinder, Sclaven und Uebelthäter, nichts gethan. Selbst unsre Dichter, die sich Mühe geben, die Welt lustig zu machen, und sie in Geilheit zu singen, beklagen sich, daß man noch zu ernsthaft denkt, und daß außer einigen lustigen Schwestern oder Damen, die sich gern das Ansehen von Mäcenatinnen geben wollen, die übrige Welt sie nicht liest, und der vernünftige und denkende Theil der Menschen aus ihnen — nichts macht.

Ach nichts! diese so bedeutende Ziffer war zwar zu allen Zeiten hochgehalten, aber nie so sehr, als zu der gegenwärtigen. Und in der That, wir haben oft gesehn zahlreiche Kriegsheere ganze Feldzüge mit Nichts zubringen; Unterhandlungen in Nichts sich endigen; Streitigkeiten und Prozesse um Nichts; Frauenzimmer verheyrathet um Nichts; Ehescheidungen um nichts; Freundschaftsbezeugungen, die nichts waren; Gründe, die nichts bewiesen; Eide, die um nichts abgefordert wurden; Leute, die sich mit nichts beschäfftigten, und tausend audere Nichts.

Aber, um eine Probe von der Größe des Nichts zu geben, will ich einmal versuchen, das, was sich darüber sagen läßt, auf Art eines Räthsels vorzutragen, welches andere sich

die

die Mühe nehmen mögen, in Verse zu bringen.

„Freundlicher Leser, ich bin noch nicht geboren, hast du aber Lust, mich zu kennen, so wisse, ich befinde mich unter dir, ich bin über dir, und kaum kannst du dir einbilden, was ich bin? In deinem Beutel bin ich der Teufel, und wenn ich bin, so bin ich nicht mehr. Ich bin der große Kasten der Welt. Meine Natur war so fruchtbar, daß aus mir alles gezeuget ist. Ich bin die große unzugängliche Unermeßlichkeit; ich bin der untheilbare Punkt, und sowohl dein, als des Bettlers Reichthum. Was ein Dieb bey seinem Verhör gethan hat, was die Sündfluth ehemals verschonte, was dem Himmel zur Stütze dient; was eines Acciseinnehmers Kundschafter nicht seyn kann; was wir thun, wenn wir nichts thun, ist freundlicher Leser, mein Name und Wesen.“

Die Auslegung dieses Räthsels wird zeigen, daß die Auflösung ungemein leicht ist.

„Was nicht ist, konnte nicht geboren werden.“ Umsonst werden wir über und unter uns forschen, es zu finden; es ist über unsre Einbildungskraft. Der Teufel in eines Beutel ist Nichts, und wenn nichts darin ist, so ist er zu nichts gut. Alles hier unten ist nichts. Die Natur des Nichts war sehr fruchtbar, weil alles aus Nichts erschaffen worden. Es ist der

große unzugängliche Raum, es ist der wahre unzertheilbare Punkt: es ist fast mein ganzes Vermögen. Ein Dieb bezeugt vor dem Richter, daß er nichts gethan habe, und die Sündfluth verschonte ehedem nichts. Wer eines Acciseinnehmers Kundschafter nennt, denkt, daß an diesem Geschäfte nichts anständiges sey; und ohngeachtet der Erdichtung des Ovids, daß Atlas den Himmel auf seinen Schultern trage, wird er doch von nichts unterstützt."

Das übrige ist nicht räthselhaft, und so scheint es unumstößlich bewiesen zu seyn, daß nichts Etwas ist.

Niesen.

Ist es Religion, ist es Aberglauben? Sind es physische oder moralische Ursachen, auf welche sich jener alte und allgemeine Gebrauch, diese in ihrer Art einzige Gewohnheit, nämlich, sich beym Niesen Glück zu wünschen, gründet?

Die Fabel lehrt uns, daß Prometheus, als er den ersten Menschen erschaffen, in einer gläsernen Flasche einige Sonnenstrahlen aufgefangen, und selbige nachmals seiner Statue unter die Nase gehalten habe. Diese Strahlen dran-

drangen sogleich durch alle Fibern des Gehirns, verbreiteten sich durch alle Arterien und Adern, und das erste Zeichen des Lebens, das diese Statue von sich gab, war, daß sie niesete. Prometheus, voll Freude über diesen glücklichen Vorfall, rief ihr sogleich ein Glück zu! entgegen. Dieser Wunsch machte bey dem neuen Menschen einen so starken Eindruck, daß er ihn nie vergaß, und bey ähnlichen Fällen ihn seinen Mitgeschöpfen wiederholte. Die Erdichtung ist sinnreich genug, und könnte nach Zeit und Umständen, als eine Anspielung auf die Geschichte des Knabens der Sunamitin angesehen werden, der vom Elisa vom Tode auferweckt, als er das erste Zeichen seines Lebens von sich gab, siebenmal niesete. Allein, alles dies giebt uns wenig Erläuterung über unsre Fragen. Vielleicht erhalten wir mehr Licht von den Rabbinen, von Leuten, welche die geheimsten und ältesten Ueberlieferungen aus dem Paradiese, aus der Arche Noa, und von dem Thurmbau zu Babel in ihren Archiven aufzubewahren vorgeben. Unser Herr Gott, sagen diese, hatte nach der Schöpfung das allgemeine Gesetz gemacht, daß der Mensch nur einmal in seinem Leben niesen, und in eben diesem Augenblicke, ohne vorher krank gewesen zu seyn, seinen Geist aufgeben sollte. Dies war die gewöhnliche und bekannte Todesart bis auf Jakobs Zeiten. Dieser fromme Patriarch,

sagen sie weiter, der nicht so geschwind aus der Welt scheiden wollte, demüthigte sich vor dem Herrn seinem Gott, um Gnade vor ihm zu finden, und mit dieser Todesart verschont zu bleiben. Sein Gebet ward erhöret, er niesete, und starb nicht. Dies erregte nothwendig bey allen Anwesenden, und bey denen die es hörten, eine nicht geringe Bewunderung. Jakob ward krank. Abermahls ein Umstand, der höchstmerkwürdig war, da man vorher von keiner andern Krankheit als von dem tödlichen Niesen gewußt hatte. Die ganze Natur schien ihre bisher befolgte Ordnung zu verändern. Was war natürlicher, als daß man nachmals, sobald jemand niesete, ihm zurief: Es bekomme dir wohl!

Jede Nation hat ihre Lieblingsschriftsteller. Die Heiden sowohl als die Juden hatten die ihrigen, und uns fehlt es auch nicht an solchen, denen das Wunderbare gefällt. Sie erzählen, daß zur Zeit des heil. Gregorius im sechsten Jahrhundert eine solche ansteckende und ungesunde Luft in Italien geherrscht habe, daß alle Leute, die nieseten, oder gähnten, sogleich todt niederfielen.

Man könnte diese Erzählung als wahr annehmen, wenn nur die Geschichte damit übereinstimmte, die den Gebrauch beym Niesen:

Gott

Gott helf! zu sagen, über tausend Jahre älter angiebt. Wenigstens ist gewiß, daß zu Alexander des Großen Zeiten diese Gewohnheit schon so alt war, daß Aristoteles den Ursprung derselben nicht anzugeben wußte.

Das gewöhnliche Kompliment, das die Griechen dem Niesenden machten, bestand, wie uns Olimpiodor in seinem Kommentar über den Phädon des Plato berichtet, in dem Worte: Lebe! In eben dieser Bedeutung sagte der Römer: Salve! die Griechen sagten auch wohl, wie wir noch jetzo, Jupiter (Gott) helf! Sie sagten diesen Wunsch nicht nur gegen andere, welche nieseten, sondern auch gegen sich selbst, wenn sie allein waren. Wenigstens kennen wir noch ein Epigramm, worin auf eine beißende Art, über die lange Nase eines gewissen Proclus gespottet wird, daß nämlich die Spitze derselben so weit von den Ohren entfernet sey, daß er nicht einmal höre, wenn er niese, um das Jupiter helf! zu sich selbst sagen zu können. — Bey den Römern gehörte es zur artigen Lebensart, beym Niesen ein Kompliment zu machen; Plinius spricht deutlich davon. Selbst Tiber, bey aller seiner affektirten Ernsthaftigkeit, ließ zu, daß man ihm diese Art Ehrerbietung erwies. Als sich dem Apulejus zu Folge, jener Liebhaber in die Kleiderkammer verstecken mußte, und sich des Nie-

sens nicht enthalten konnte, sagte der gute Alte, in der Meynung, seine Frau niesete, das gewöhnliche: Wohl bekomm es! zu ihr.

Fast alle übrigen Völker, auch in andern Welttheilen, haben diese Gewohnheit bis auf den heutigen Tag beybehalten. Wenn die Wiedertäufer und Quaker in England nebst mehrern Gebräuchen, welche die gesittete Welt zur anständigen Lebensart rechnet, auch diesen als abergläubisch abgeschafft haben, so bestätigt diese Ausnahme, welche nichts weiter als den Namen einer wunderlichen Grille verdient, vielmehr meinen Satz, als daß sie ihn entkräftet. Die Bewohner des äußersten Asiens und selbst der neuen Welt, die gewiß niemals etwas von den Griechen und Römern gehört haben, müssen uns zu Zeugen dienen. Wenn der König von Monomotapa nieset, so wird solches sogleich in der ganzen Stadt durch gewisse Zeichen, oder durch Gebetsformeln, die man laut ablieset, bekannt gemacht, und die ganze Gegend erschallt von dem freudigen Zuruf der Einwohner: Es lebe der König! die Spanier trafen diese Galanterie auch in Amerika an. Wenn der Cacique von Guachaja niesete, sagt der Geschichtschreiber der Eroberung von Florida, neigeten sich die Indianer vor ihm, streckten ihre Hände aus, und baten die Sonne, ihren Fürsten zu beschützen, ihn zu erleuchten, und jederzeit mit ihm zu seyn!

Aristoteles und andere glauben, die erste Anlage in der religiösen Verehrung des Kopfes zu finden. Der Kopf, sagten sie, ist der vornehmste Theil des menschlichen Körpers. In ihm entstehen die Nerven, die Lebensgeister und überhaupt alle sinnliche Empfindungen. Im Kopfe wohnet die Seele eines denkenden Wesens, ein Theil der Gottheit, der von hier aus, als von seinem Throne das ganze übrige Gebäude des Menschen regieret, und in Bewegung setzet. Dies war der Grund, warum dem Haupte eine so vorzügliche Ehre erwiesen wurde, daß die ersten Menschen bey ihm als einer heiligen Sache schwuren, daß sie kein Gehirn anrührten, noch aßen, daß sie, wenn sie davon sprachen, es nicht einmal mit der eigentlichen Benennung, sondern mit dem Namen eines weißem Markes oder andern dergleichen, nannte. Wenn die ersten Menschen einen so hohen Begriff von dem Kopfe und dem Gehirn hatten, darf man sich denn wundern, daß sie die Ehrfurcht bis aufs Niesen, als eine der merklichsten und fühlbarsten Würkungen des Gehirns ausgedehnet haben? Der Aberglauben, der sich nur gar zu leicht allenthalben einmischet, suchte in dem Niesen, in diesem ganz natürlichen Phänomen etwas Geheimnißvolles. Bey dieser einmal gefaßten Meynung glaubten allerdings die Aegypter, die Griechen, die Römer und andere Völker in dem Niesen etwas

mehr, als etwas natürliches zu entdecken, eine göttliche Erinnerung, die gehörigen Maasregeln in gewissen vorhabenden Verrichtungen zu nehmen, eine Vorbedeutung eines glücklichen oder unglücklichen Vorfalls, der ihnen begegnen würde. — Eine Menge Beyspiele aus der Geschichte beweisen dieses. Als Xenophon seine Armee anredete; und ein Soldat in dem Augenblicke nieſete, da er sie zu einer gefährlichen, aber unumgänglich nöthigen Entschließung aufforderte, nahm das ganze Heer solches als ein von den Göttern gegebenes Zeichen an, und Xenophon bediente sich dieses Umstandes, Gott dem Erhalter ein Dankopfer zu bringen, daß er durch ein sichtbares Zeichen seine Einwilligung zur Ausführung ihres Entschlusses ertheilet habe. Als die getreue Penelope ihre ungestümen Liebhaber von sich abwies, und um Ulysses Rückkehr bat, nieſete Telemach so heftig, daß das ganze Gebäude erschütterte. Dieses nahm die Prinzeßinn und der ganze Hof für ein untrügliches Kennzeichen der Erfüllung ihrer Wünsche an.

In Liebesangelegenheiten war das Nieſen oft nicht minder entscheidend. Als Parthenis, jene griechische Schöne, die sanften Empfindungen, die ihr Herz für ihren Geliebten Sarpedon fühlte, ihm schriftlich zu erkennen zu geben sich entschloß, nieſete sie eben, als sie

den

den zärtlichsten Ausdruck hinschrieb. Und nun war sie überzeugt, daß der Gegenstand ihrer Wünsche, ihr Geliebter, in eben diesem Augenblick gleich zärtlich an sie dächte.

Die griechischen und lateinischen Poeten glaubten ihren Schönen nicht wenig zu schmeicheln, wenn sie ihnen vorsagten, daß die Liebesgötter bey ihrer Geburt genieset hätten.

Man gab bey dem Niesen auf verschiedene Nebenumstände Acht, zu welcher Stunde, ob es am Anfange, oder während, oder am Ende einer gewissen Verrichtung mehr oder einmal erfolgte. — Wenn ein Gast über der Tafel während des Aufsetzens eines neuen Gerüchts niesete, und er nachher nichts mehr aß; so ward solches als eine unglückliche Vorbedeutung ausgelegt. Wer beym Aufstehen des Morgens niesete, mußte den Tag über sich sehr in Acht nehmen. Man niesete mit glücklichem Erfolg in den Stunden von Mittag bis Mitternacht, in den übrigen mit minderm Glück. Man gab auch beym Niesen auf die Konstellationen des Himmels Acht. Ich gebe also gerne zu, daß sich bey dieser Gewohnheit viel Vorurtheil und Aberglaube, und eben so viel Thorheit mit ins Spiel gemischt habe, wenn nicht in den Seelen der Klugen, wenigstens in der Denkungsart des gemeinen und aufgeklärten Mannes. Allein, ich möchte doch auch

nicht gern behaupten, daß schlechterdings der Aberglaube die Quelle dieser Gewohnheit sey, er hat nur einen Mißbrauch davon gemacht.

Es sind mehrere Gebräuche, deren Beobachtung die Mode, oder die Kenntniß einer feinen Lebensart uns nothwendig machen, davon man aber keinen hinlänglichen Grund angeben kann.

Montagne in seinen Versuchen wirft die Frage auf: Warum wünschen wir den Niesenden Glück? und beantwortet sie — darum, weil das Niesen ein Wind ist, der aus dem Kopfe kömmt, und nichts unanständiges an sich hat. Clemens von Alexandrien urtheilet minder vortheilhaft von dem Niesen, da er es für ein Zeichen einer Unenthaltsamkeit und Weichlichkeit hält; er ist sehr unzufrieden über diejenigen, die das Niesen durch fremde Mittel erzwingen, und sieht als eine gute Lebensregel an, daß man sich des Niesens so viel als möglich, besonders in Gesellschaften zu enthalten sucht.

Warum soll man aber geheimnißvolle und weit entlegene Ursachen dieses Gebrauches suchen, wenn man sie näher haben kann. Vielleicht liegt der Grund davon blos in der Physik, deren Gesetze unwandelbar sind. Das Niesen ist eine gewisse Ausführung des Gehirns,

hirns, und von je her als ein Zeichen seiner natürlichen Wärme, seiner Kraft, seiner guten Einrichtung, in manchen Krankheiten als eine glückliche Crisis, kurz als ein Zeichen der Gesundheit angesehen worden, und in dieser Absicht verdient das Niesen ein Kompliment der Umstehenden. Doch sind nicht alle Aerzte dieser Meynung! Olimpiodor, Avicenna und Cardanus halten diese Wirkung des Gehirns für zu heftig und gefährlich, und behaupten, daß sie mit einer Beklemmung des Herzens vergesellschaftet sey, wodurch der Grund der animalischen Verrichtungen gestört werde, und daß sie, wenn sie einige Minuten anhielte, dem Menschen das Leben kosten müßte. Diese Meynung scheint übertrieben zu seyn; wenn sie aber wahr wäre, so könnte nichts billiger seyn, als demjenigen, der geniesset hat, Glück zu wünschen, daß ihm solches keinen Schaden verursachet habe.

Unser jetziges Zeitalter, Dank sey es seiner freyen Denkungsart, schafft viele lästige Gebräuche ab. Man trinkt nicht mehr mit ängstlicher Genauigkeit auf jedes anwesenden Tischgastes Gesundheit ein Glas Wein aus, man empfiehlt sich nicht mehr dem Wirthe und der übrigen Gesellschaft mit ausstudirten Abschiedsformeln. Vielleicht wird man auch bald ohne alle Ceremonie niesen können. Ich

bins

bins zufrieden. Und dann sehe der Kritikus und Modeverständiger diesen Aufsatz als Stoff zu einem Epitaphium an, das diesem Gebrauche noch bey seinen Lebzeiten ist errichtet worden.

Nonnen.

Sind diejenigen Frauenspersonen in christlichen Ländern, welche sich in einem Kloster einer gottesdienstlichen Lebensart widmen.

Es gab in der alten christlichen Kirche Frauenspersonen, welche sich zu dem jungfräulichen Stande öffentlich bekannten, ehe das Klosterleben, oder nur dessen Name in der Welt bekannt wurde; wie solches aus den Schriften des Cyprian und Tertullian erhellet. Sie heißen zuweilen wegen des Unterschiedes kirchliche Jungfrauen, und wurden insgemein in den Canon oder die Matrikul der Kirche eingeschrieben. Sie waren von den Nonnen hauptsächdarinn unterschieden, daß sie vor sich in ihrer Väter Häusern wohnten, da die andern hingegen in Gesellschaften lebten. Aber sie waren an den Stand der Jungfrauschaft nicht so genau gebunden, daß man es ihnen als ein Verbrechen auslegte, wenn sie sich nachher, wenn sie es für gut befanden, verheyratheten.

In

In den folgenden Zeiten fieng man an solche Jungfrauen, wenn sie in den Ehestand treten wollten, mit kirchlichen Strafen zu belegen, und diese wurden desto mehr geschärft, je höher die Achtung gegen den ehelosen Stand, und das Klosterleben stieg. Doch finden wir keinen Schluß, welcher dergleichen Heyrathen getrennet, oder für ungültig erkläret.

Einige Canones verstatteten die Weyhung der Jungfrauen in dem fünf und zwanzigsten Jahre, und andere in dem sechszehnten oder siebenzehnten ihres Alters; aber die Zeit hat also bald gelehret, daß keiner von diesen Zeitpunkten bequem festgesetzet werden könne. Folglich verlangten andre Canones von ihnen ein vierzigjähriges Alter, ehe sie den Schleyer empfingen, wie solches die Kirchenversammlungen zu Agde und Saragossa beweisen. Und die kayserlichen Gesetze erlaubten einer solchen Jungfrau welche vor Erreichung dieses Alters entweder durch Gewalt, oder Haß ihrer Eltern (welches oft geschah) genöthiget worden, den Schleyer anzunehmen, sich zu verheyrathen. Hieraus erkennen wir den großen Unterschied zwischen dem Betragen der alten christlichen Kirche, und der neuern römischen Kirche ihrem in dieser Sache.

Die Weyhung der Jungfrauen hatte etwas besonderes. Gemeiniglich verrichtete sie der Bischof öffentlich in der Kirche. Die Jungfrau

that ihre Entschließung öffentlich kund; und hierauf legte ihr der Bischof die gewöhnliche Kleidung der heiligen Jungfrauen an. Ein Theil davon war der heilige Schleyer (Sacrum velamen) und eine Art einer Mütze oder Kranzes. An einigen Oertern, als in den syrischen und egyptischen Klöstern zur Zeit des heiligen Hieronymus, war die Gewohnheit die Jungfrauen zu bescheeren, eingerissen: allein die Kirchenversammlung zu Gangra verdammte solche, und behauptete, daß Gott den Weibspersonen das Haar zum Zeichen der Unterthänigkeit gegeben habe. Theodosius der Große verband diesen kirchlichen Schluß mit einem weltlichen Befehle; woraus klar ist, daß die Tonsur der Jungfrauen vor Alters kein erlaubter kirchlicher Gebrauch gewesen, ob sie wohl in den spätern Zeiten überhand genommen.

Ihre alte Namen sind Nonnä, Moniales, Sanctimoniales und Ascetriä. Der Ausdruck Nonnä (deutsch Nonnen) ist, wie Hospinian meynet, ein egyptischer Name und bedeutet Jungfrauen.

Wenn in der römischen Kirche eine junge Frauensperson sich zu einem Klosterorden bekennen soll; so wird ihre Kleidung, Schleyer und Ring auf dem Altar getragen, und sie selbst unter der Begleitung ihrer nächsten Anverwandten vor den Bischof geführet. Zwo alte ehrwürdige Matronen bedienen sie als Brautmütter.

Nach-

Nachdem der Bischof die Messe gelesen hat, so stimmet der Erzpriester eine Antiphonie an, deren Innhalt dahin abzielet, daß ihre Lampe angezündet seyn müsse, weil der Bräutigam ihr entgegen komme. Alsdenn redet sie der Bischof in der Art eines Recitatifs an, und sie antwortet ihm eben so. Wenn sie vor den Bischof gekommen, so höret sie auf den Knien die Ermahnungsrede an, welche er von dem gottesdienstlichen Leben an sie thut, und mittlerweile singt das Chor die Litaneyen. Hierauf spricht der Bischof, welcher seinen bischöflichen Stab in seiner linken Hand trägt, den Segen. Sie steht alsdenn auf, und der Bischof weyhet die neue Kleidung mit Weyhwasser. Wenn das Mädchen ihre Klosterkleidung angezogen hat, so stellet sie sich wieder vor den Bischof, und singt auf den Knien: ancilla Christi sum &c. das ist, ich bin eine Magd Christi. Hierauf empfängt sie den Schleyer, den Ring, wodurch sie mit Christo vermählet wird, und den Kranz der Jungfrauschaft. So bald ihr dieser aufgesetzet worden, so wird allen denjenigen ein Anathema angekündiget, welche sie zur Brechung ihres Gelübdes werden verleiten wollen. Nach der Communion übergiebet sie der Bischof der Aufsicht der Aebtissin, und gebeut ihr, Sorge zu tragen, daß diese junge Frauensperson, die Gott geweyhet, rein und unbefleckt bewahret werde.

Nordbriton.

So heißt ein gewisses periodisches Blatt in London, dessen fünf und vierzigstes Stück größere Begebenheiten veranlaßte, als vielleicht je ein Buch in der Welt gethan hat. Es war die Ursache einer mehr als zehnjährigen großen Erbitterung, zwischen der gesetzgebendes Gewalt und dem Volke in einem mächtigen Reiche, und setzte die ganze Konstituzion in die gröste Gefahr. Es brachte den König um die Liebe der Nation, verewigte den Verfasser Wilkes, und bestimmte die gesetzmäßige Gewalt der Minister für alle künftige Zeiten. Da diese für den Philosophen, für den Staatsmann, ja für jeden denkenden Kopf höchst wichtige Begebenheit unsrer Tage nie recht in Deutschland bekannt, und Wilkes durchaus verkannt worden ist; so will ich hier eine getreue Darstellung dieses großen Vorfalls liefern.

Die Administration des Lords Bute, die gleich nach dem Regierungsantritt des Königs anfieng, und dessen erste Frucht der so unerwartete Friede 1762 war, mißfiel der Nation ausnehmend, wozu noch kam, daß Bute, ein Schottländer, einer großen Anzahl Engländer ihre Bedienungen nahm, und solche an Schottländer vergab. Wilkes war in dieser Zeit Mitglied des Unterhauses, das er schon bey den

zwey

zwey vorhergegangenen Parlamenten gewesen war. Die Eigenschaften dieses Mannes sind, viel Verstand, eine große Kenntniß der Rechte seines Landes, Muth, Entschlossenheit, und eine unzubesiegende Standhaftigkeit; allein, er ist nur ein mittelmäßiger Redner, worauf doch im Parlament so viel ankommt. Er hatte sein ansehnliches Vermögen durchgebracht, und wünschte daher einen lukrativen Posten, zwey derselben waren vorzüglich nach seinem Geschmacke; der Posten eines Gouverneurs in den Amerikanischen-Kolonien, und derjenige eines Gesandten bey der Pforte. Er sollizitirte um beyde bey Lord Bute. Man sagte ihm alles zu, und hielt nie Wort. Dieses brachte Wilkes auf. Da er ein weit grösser Talent zum Schreiben, als zum Reden hatte; so ergriff er die Feder, und bediente sich sehr geschickt der Disposizion des Volkes, um den Minister anzugreifen. Dieses war der einzige Gegenstand seines periodischen Blatts, der Nordbriton genannt. Die sonderbaren Ministerialthaten seines Gegners lieferten ihm hierzu den reichhaltigsten Stoff. Der Minister brannte vor Begierde sich zu rächen, und wartete nur auf eine gute Gelegenheit, die sich bald zeigte.

Die Reden, die der König im Parlamente hält, werden allemal von einem Minister gemacht, und gemeiniglich erst im geheimen Con-

seil approbiret, daher man sie, ungeachtet sie aus dem königlichen Munde kommen, doch als Reden des Ministers ansehen kann. Nun bediente sich der König, da er vom Thron dem Parlament den Frieden verkündigte, folgender Worte: „Nachdem ich mit Einstimmung meines guten Bruders des Königs von Preussen den Frieden geschlossen habe und so weiter.“ Wie es sich mit dieser Einstimmung verhielt, weiß jedermann, der die neueste Geschichte kennt; auch war es in England durchaus bekannt, daher Wilkes es in seiner Schrift grade zu eine Lüge nannte. Bute bediente sich des Vorwandes, daß der König persönlich angegriffen wäre, und ließ Wilkes nach dem Tower bringen. Solche Verhaftnehmungen hatten sich schon vorher englische Minister bey außerordentlichen Gelegenheiten erlaubt, wenn nämlich vom Hochverrath die Rede war. Die Gesetzmäßigkeit dieser Macht wurde in dem Prozeß des Wilkes untersucht und bestimmt, der vermöge der Habeas Corpus-Akte, wenige Tage nach der Arretierung vor sich gieng. Ganz England war dabey interessirt, da es hier auf die Rechte eines jeden Engländers ankam. Wilkes trat hierbey als Champion der Nation auf, unterstützt von den grösten Rechtsgelehrten des Reichs, und zum Tribunal begleitet von einer zahllosen Menge Volks, das die Entscheidung erwartete. Sie fiel für ihn aus. Wilkes wurde losgespro-

sprochen, und die beyden Minister Lord Egremont und Lord Hallifax, die den Verhaftsbrief unterzeichnet hatten, zu einer Geldstrafe von fünftausend Pfund Sterling verdammt.

Man war so weit gegangen, seine Papiere zu durchsuchen, weshalb Wilkes nach seiner Loßlassung zum Oberfriedensrichter Fielding gieng, beyde vorbenannte Minister als Räuber anklagte, die sein Haus spoliret hätten, und einen Criminalverhaftsbrief (warrant) wider sie verlangte. Dies Gesuch wurde zwar abgeschlagen, allein die Kühnheit des Schritts machte ihm Ehre. Einige bey ihm gefundene Papiere veranlaßten indessen seine mächtigen Feinde, einen Prozeß gegen ihn anzuspinnen, dem er sich nicht unterziehen wollte, und deßhalb England verließ. Er hielt sich einige Jahre in Frankreich und Italien auf; während welcher Zeit er als nicht erscheinend verdammt und sein Name durch die dem Hofe ergebene Majorität in der Parlamentsliste ausgestrichen wurde.

Der Geldmangel und seine ausländische Gläubiger trieben Wilkes endlich nach England zurück. Er kam in London mit einem Entwurf an, den er mit vieler Klugheit und Beharrlichkeit ausführte, und der auch durch den besten Erfolg gekrönet wurde. Er stellte sich vor das Tribunal, und empfing das Urtel eines zweyjährigen Gefängnisses in der King's Bench.

Er unterwarf sich demselben, und wollte sich dahin begeben; das Volk wollte es aber durchaus nicht zulassen, und nöthigte ihn, sich in eine Taverne zu verfügen. Hier wollte er das Ende des Tumults erwarten, allein vergebens. Das Hauß wurde gleichsam belagert, und der Volkshaufe anstatt sich zu verringern, vermehrte sich. So dauerte es bis in die Nacht, worauf denn Wilkes seinem Plane getreu, ein sondersbares Mittel ergriff, das vielleicht beyspiellos ist. Man hört täglich von Verkleidungen, um aus Gefängnissen zu entkommen; allein unerhört ist eine Verkleidung, um ins Gefängniß zu eilen. Wilkes bediente sich dieser Vorsicht, und langte glücklich in der King's Bench an.

Dieses Gefängniß liegt in den St. Georgе Feldern, die den folgenden Tag von dem zahllosen Volke ganz bedeckt waren. Es wollte das ungeheure Gebäude dem Boden gleich machen, und auf diese Weise seinen Liebling befreyen. Es würde auch geschehen seyn, wenn Wilkes nicht selbst am Fenster erschienen wäre, und durch dringendes Bitten es verhindert hätte. Die Tumulte währten jedoch beständig fort, bis man endlich Soldaten kommen ließ, die durch Blut diese unruhige Scenen endigten. Ein Knabe von niedrigem Stande, Namens Allen, wurde dabey erschossen. Ein

Tod,

Tod, der in einem andern Lande kaum würdig scheinen würde, in einer Zeitung zu paradiren, wurde hier als die gröste Staatsangelegenheit behandelt. Alles schrie über Mord. Das Volk rasete, die Vernünftigen murreten, die Minister zitterten, und selbst der König war mit dem Vorfall höchst unzufrieden.

Wilkes lebte indessen in seinem Gefängniß sehr wohl. Er war den ganzen Tag mit Besuchen überhäuft. Täglich kamen verdienstvolle und angesehene Männer zu ihm, und boten ihm ihre Dienste an. Sein Geldmangel hörte von Stund an auf, und die Societät der Aufrechthaltung der englischen Rechte (Society of the bill of rights) bezahlte so gar seine englische Schulden, die sehr beträchtlich waren. In dieser Zeit wurde er auch zum Repräsentanten der Grafschaft Midlesex erwählt.

Seine Loslassung im Jahre 1770 war die Losung zu neuen Unruhen. Das Parlament, das Wilkes als ausgestoßen ansah, hatte an seiner Stelle den Obristen Luttrel, der nur sehr wenige Wahlstimmen aufzeigen konnte, als Repräsentant von Midlesex angenommen. Dieses griff die Grundverfassung des Reichs an, da nicht die ganze gesetzgebende Gewalt in England, vielweniger das Unterhauß allein, die Macht hat, einen förmlich erwählten Repräsentanten des Vols zu verwerfen. Auf die-

se Gesetze gestützt, trotzte Wilkes diesem von der ganzen Nation gehaßten Parlament, und mißhandelte es auf eine unerhörte Weise, wovon ich an einem andern Orte ein Beyspiel anführen werde. Es wäre ihm leicht gewesen, von hunderttausenden begleitet, seinen rechtmäßigen Sitz im Parlament mit Gewalt einzunehmen, und zu behaupten. Der Erfolg würde ganz anders gewesen seyn, als bey dem unsinnigen Gordon, dessen Anhänger nur der Abschaum des Pöbels waren, dahingegen Wilkes den grösten und edelsten Theil der Nation, ja ein Drittel des Parlaments selbst auf seiner Seite hatte. Einige seiner Freunde riethen ihm zu diesen heftigen Maaßregeln, er gab ihnen aber kein Gehör, sondern wartete ein neues Parlament ab. Mittlerweile wurde er ohngeachtet aller Ministerial-Kabalen, zum Aldermann von London, zum Sherif der Grafschaft Middleser, und 1774 gar zum Lord-Major dieser großen Stadt erwählt. War gleich sein Ehrgeiz hierdurch befriedigt, so war doch der Hauptheil seines Entwurfs, Reichthum, noch zurük. Auch hierinn glükte es ihm, da er 1778 den überaus einträglichen Posten als Kämmerer oder Schazmeister von London erhielt. Diese Stelle ist auf Lebenslang, und befriedigte alle Wünsche dieses in der That sonderbaren Mannes. Wenn kluge Maaßregeln mit nicht gemeinen Talenten verbunden, durch Muth und

Stand-

Standhaftigkeit unterstützt, und mit einer seltnen Beharrlichkeit bis zum Ziele geführet, ein Recht auf unsre Bewundrung haben, so verdient sie Wilkes gewiß. Es hieng bloß von ihm ab, ein Catilina zu werden; er war es nicht, sondern begnügte sich ein Wohlthäter seiner Nation zu seyn. Er war es auch im eigentlichsten Verstande bey vielen Gelegenheiten. Selbst bey dem erschrecklichen Gordonschen Tumult, da die Minister zitterten und unthätig waren, und die Magistratspersonen von London ihre Häuser nicht verlassen wollten, wagte sich Wilkes unter den rasenden Pöbel, und rettete mit Gefahr seines Lebens die Bank, die man eben plündern wollte. Er gebrauchte Bitten, Vorstellungen und Drohungen, ja einige der wüthenden Anführer griff er mit eigenen Händen an, und nahm sie in Verhaft. Diese herzhafte und patriotische Handlung zur Zeit der Noth, söhnte ihn auch mit dem Könige aus, der ihn seit zwanzig Jahren tödtlich haßte. Er ist gegenwärtig ein eifriger Anhänger des jetzigen Pittschen Ministeriums.

Nuschirvan.

In einer Kette von abscheuvollen und lasterhaften Handlungen, die man so häufig in der ori-

entalischen, als in der occidentalischen Geschichte findet, kömmt doch manchmal etwas trostreiches für die Menschen vor. Ich will die Lehre des sterbenden Hosru an seinen Sohn Hormuz hier zur Probe nehmen. Die Tugenden dieses Fürsten brachten ihm bey seinen Unterthanen den Beynamen Nuschirvan zuwege, welches so viel als ein vollkommener Regent heißt. Diese Lehren, die er seinem Sohne gab, rechtfertigen diesen Titel, worinn man sonst, wie in vielen andern den übertriebenen orientalischen Geschmack finden könnte. Hosru drükt sich folgendermaßen aus:

„Ich Nuschirvan, Besitzer der Königreiche Persien und Indien, richte meine letzten Worte an meinen Sohn Hormuz, damit sie ihm als ein Licht in den Tagen der Dunkelheit, ein Fußsteig in der Wüste, ein Compaß auf dem stürmischen Meer dieser Welt dienen können. Wenn meine Augen, welche den Glanz der Sonne nicht mehr vertragen können, vor ihrem Lichte geschlossen seyn werden, soll mein Sohn meinen Thron besteigen, und seine Klugheit der Klugheit dieses herrlichen Gestirns gleichen. Allein er erinnere sich in der Mitte seiner Größe, daß die Regenten aus keiner andern Ursache als zum Vortheile ihrer Unterthanen da sind, und in Beziehung auf diese eben das sind, was der Himmel in Beziehung auf

die

die Erde ist. Könnte die Erde fruchtbar seyn, wenn sie nicht begossen würde, und der Himmel nicht einen günstigen Blick auf sie würfe? Ein ganzes Volk, mein Sohn, soll die Würkungen deiner Güte empfinden, indem du bey demjenigen anfängst, welche am nächsten bey dir sind, und also bis an die äußerste Entfernung deines Thrones fortfährst. Wenn ich es wagen dürfte, so würde ich dir mein Beyspiel vorstellen; allein, ich will dir lieber dasjenige vor Augen legen, was mir selbst zum Beyspiele gedienet hat. Betrachte die Sonne; wenn sie sich alle Tage unsern Blicken entzieht, so geschieht es nur derowegen, weil sie der Wohlthäter der Welt und ihr Licht allen Völkern schuldig ist. Setze nie einen Fuß in eine Provinz, als um ihren Einwohnern wohl zu thun, und verlasse sie niemals, als um andern wohl zu thun. Die Bösen müssen gestraft werden, für sie ist die Sonne der Wohlthätigkeit verfinstert. Die Guten verdienen alle Arten von Aufmunterungen, und müssen von den Strahlen der Morgensonne erleuchtet werden; da die Sonne alle die Endzwecke erreichet, wozu sie ist erschaffen worden, so handle stets als König, so lange du wünschen wirst, mit diesem edlen Titel beehret zu werden. Rufe oft den Beystand des Himmels an; aber dieses muß allemal mit einer reinen Seele geschehen. Wenn du diese Regel genau beobachtest, so werden deine Ge-

bete jederzeit erhöret, deine Freunde dir jederzeit treu bleiben; du wirst die Freude deiner Unterthanen, wie sie die deinige seyn. Sey gerecht, halte die Hochmüthigen im Zaum, tröste die Unglüklichen, liebe deine Kinder, schütze die Wissenschaften, folge den Meynungen, welche dir die alten Räthe deines Vaters geben, und gieb nicht zu, daß sich junge Leute in Staatsgeschäfte mischen. Vorzüglich sey der Vortheil deines Volks, der große und einzige Endzweck aller deiner Absichten. Lebe wohl, mein geliebter Sohn; ich hinterlasse dir ein großes Reich, folgst du meinem Rathe, so wirst du es behalten; vernachläßigest du ihn, so wirst du es verliehren." *)

*) Ein mehreres von diesem Monarchen ist in Meißners Skizzen zu lesen.

D.

Ochsenhausen.

Denkwürdig ist das Exempel eines Bürgersohnes aus diesem bischöflich Würzburgischen Städtchen, der seines Handwerks anfänglich ein Schmiedeknecht gewesen, nun aber sein Glück in der Welt zu versuchen, in den Krieg, und unter Conradino dem letzten aus der Familie, und von dem Stamm Friderici Barbarossä oder des Ersten, mit in Sicilien gieng, und ihm dieses Königreich, so Karl, des Königs in Frankreich Bruder, mit gewaffneter Hand an sich gezogen hatte, wiederum einnehmen zu helfen. Als nun das Haupttreffen verloren gegangen, und Conradinus unbilliger Weise war getödtet worden, ernennte des Conradini zerstreutes Kriegsvolk diesen Schmidt zu seinem Heerführer, und betrachtete ihn als seinen König, weil er an Gesicht und Leibesgestalt erwähntem Conradino fast gleich sahe. Die Obristen und Offiziere huldigten ihm, und er führte sie sammt der übrigen Armee glücklich und mit vieler Klugheit durch ganz Italien, wieder heraus nach Deutschland.

Allda

Allda nahm er, wiewohl wider ihren Willen, weil sie ihn sehr liebten, von ihnen Abschied, und begab sich nach Ochsenhausen in seine Heymath, wo er sein Handwerk wieder zu treiben anfieng *).

Odeon.

So hieß der prächtige Schauplatz für die Sänger und Dichter, den Perikles bauen lies, und der unter seine vorzüglichsten öffentlichen Gebäude gerechnet wird. Er lag in der Gegend der Stadt, die man Ceramicus nannte; war inwendig mit vielen Säulen geziert, und mit vielen Sitzen versehen; sein Gipfel aber lief immer schmäler und endlich ganz spitzig zusammen. Nicht nur diese Form soll Perikles von dem Zelte des persischen Königs entlehnt, sondern auch das Holzwerk in demselben von den Ueberbleibseln der persischen Flotte haben nehmen lassen. Hier wurden jährlich Singspiele gehalten, und Richter gesetzt, die unter den Kämpfenden entscheiden mußten. Perikles war der erste derselben; und in den folgenden Zeiten wurden auch öfterer als einmal im Jahre allda Feste gegeben.

Oehl-

*) Siehe denkw. Antiquarius des Maynstroms. Frankfurth 174. Seite 2378.

Oehlfläschgen. (zu Rheims.)

Hievon giebt uns Herr Plüche in einem Schreiben an einen Parlaments-Advokaten von Laon im Jahre 1775 folgende Nachricht:

„Das Oehlfläschgen zu Rheims ist ein kleines kristallenes Fläschgen, dessen Hals durchsichtig und weißlicht ist, weil er leer ist, das übrige ist sehr wenig durchsichtig und röthlich braun. Die darinn enthaltene Materie ist kein dünner Saft mehr, sondern eine Art von eingetrocknetem Quittensaft, der sich auf dem Boden des Gefäßes verdicket hat. Man kratzt, wenn es nöthig ist, mit einer goldenen Nadel oder Spatel ein Stückgen davon ab, und das giebt dem Chrysam, worinn man es zergehen läßt, eine röthliche Farbe. Was viele Leute schwer, und Sie sehr leicht glauben werden, ist, daß, wie man immer mehr aus dem Fläschgen herausnimmt, immer weniger darinn bleibe; dieser Saft vermehret sich niemals, sondern vermindert sich, wenn man etwas davon nimmt. Das ist gewiß, und ich bin gut dafür, daß Sie mir alle Proben erlassen werden. Einige behaupten, daß dieser Saft wie der kostbarste Balsam rieche; andere, die es neuerdings untersucht haben, behaupten, daß er gar keinen Geruch habe; und endlich führt man uns den kostbaren Geruch an, wovon Gregorius Turonensis redet, denn er

spricht

spricht von Rauchwerk und wohlriechenden Kerzen.“

Weiter untersucht Hr. Plüche in diesem Briefe das Ansehen derjenigen, worauf man das Wunder dieses Fläschgens gründet, welches der heil. Remigius zur Taufe und Salbung des Königs Clodoveus von dem Himmel soll empfangen haben; er untersucht eben so strenge das Ansehen der Gegenzeugen. Das Stillschweigen des heil. Alcimus Avitus, Erzbischofs zu Vienne, der an den Clodoveus schrieb, ihm wegen seiner Taufe Glück zu wünschen, und der in seinem Briefe nicht ein Wort von diesem Wunder sagt. Das Stillschweigen des Fortunatus in dem Leben des heil. Remigius; des Gregorius Turonensis, des Fredegarius ꝛc. entscheiden, was ist also das heil. Oehlfläschgen?

„Die Tradition der Kirche von Rheims, beynahe alle unsre alte Geschichtschreiber Flodoard, Domherr zu Rheims, Hincmar, Erzbischof zu Rheims, noch ältere Denkmäler als Hincmar und die den Zeiten des heil. Remigius sehr nahe kommen, reden von einem Oehl, das der heil. Remigius durch ein Wunder empfangen haben soll, und das zu Rheims aufbewahret wird. Im Grabe des Heiligen finden wir ein Gefäß, das, wie man versichert, das nämliche seyn soll, wo man dieses

ses Oehl aufbewahret hat, und von dem man nicht beweisen kann, daß es anderswo hergekommen sey. Es hat also doch einigen Grund, daß dieses Gefäß ein Theil von den kostbaren Reliquien des Heiligen seyn kann, das man mit eben solcher Ehrerbietung, wie seinen Leib aufbehalten hat, weil man es eben so werth hielt aufbehalten zu werden. — Dieses Wunder gründet sich auf eines der schönsten Denkmäler der Kirche zu Rheims; es ist eine Vorrede zur Messe des heil. Remigius, die noch vor Karl dem Großen, und vielleicht den Zeiten des Heiligen am nächsten war, weil diese Messe nach dem Gallicanischen Ritus verfasset ist, und der römische erst unter Karl dem Großen, in Frankreich angenommen wurde. Diese Vorrede erzählt uns unter andern von den durch den heil. Remigius gewürkten Wundern, wofür sie Gott dankt, das Wunder von dem heil. Oehl, das der heil. Remigius empfangen habe, und auf eine wunderbare Weise vermehret worden sey, um einen Kranken zu taufen und zu firmen. Hier sind die eignen Worte: Dum autem cuidam ægroto baptizando chrisma quæreretur, et nihil inveniretur, sic ampullas vacuas super altare jussit mitti, ut ipse se interim in oratione prosterneret: tum cœlesti rore chrismatis benedictio profunditur. — — Es ist sehr wahrscheinlich, daß sich der heil. Remigius des heil.

Oehls

Oehls zur Taufe und Firmung des Königs Clodoveus werde bedienet haben. Bey diesem Ursprung könnte man sich noch auf die Geschichte von der Taube erinnern, wenn es wahr wäre, wie ich irgend gesehen zu haben glaube, daß man vor Alters in der Kirche den heil. Chrysam wie die heil. Hostie in einem Gefäß, das die Gestalt einer Taube hatte, aufhieng."

Ohrenbeichte.

Die Ohrenbeichte soll im sechsten Jahrhunderte aufgekommen seyn. Die Bischöfe verlangten anfänglich nach denen Kirchensatzungen der Kirchenversammlung zu Artigny im Jahre 763, daß ihre Domherrn des Jahres zweymal bey ihnen beichten sollten. Die Aebte legten ihren Mönchen sodenn dieses Joch auf, und nach und nach mußten es auch die Weltlichen tragen. Die öffentliche Beichte ist im Occident niemals gebräuchlich gewesen; denn wie die Barbaren die christliche Religion annahmen, hatte man sie, um der daraus erfolgenden Mißbräuche und Aergernisse willen, unter dem Patriarchen Nektarius, zu Ende des vierten Jahrhunderts im Orient abgeschafft; doch thaten die öffentlichen Sünder noch öfters

in

in denen occidentalischen Kirchen Kirchenbuße, sonderlich in Spanien, wo der Einfall der Saracenen die Christen gedemüthiget, und eben dadurch in ihrem Gottesdienste desto eifriger gemacht hatte. Ich finde bis aufs zwölfte Jahrhundert nicht die geringste Spur von der Beichtformel, ich finde keine Beichtstühle in denen Kirchen, ja ich finde auch nicht; daß es vor dieser Zeit ausdrücklich erforderlich gewesen sey, unmittelbar vor dem Abendmahle zu beichten. Im achten und neunten Jahrhundert waren drey Fasten im Jahre, und um diese drey Zeiten pflegte man gewöhnlicher Weise auch zu beichten. Die Kirchenbefehle, welche erst nach der vierten lateranensischen Kirchenversammlung im Jahre 1215 recht bekannt worden, erforderten ausdrücklich, daß es des Jahres einmal geschehen müßte, da es vorher dem Ansehn nach, mehr eines jeden Willkühr überlassen war.

Zu Karls des Großen Zeiten gab es auch bey den Kriegsheeren Beichtväter. Karl hatte einen für sich unter seinem Hofstaat; er hieß Waldo, und war Abt von Augi bey Costnitz.

Es war auch erlaubt, einem Layen, und im Falle der Noth wohl gar einer Frau zu beichten. Diese Freyheit dauerte eine lange Zeit. Deswegen sagt Joinville, daß er in Afrika

einem Ritter gebeichtet, und von ihm, so weit es in seiner Macht gestanden, Vergebung erhalten habe. Der heil. Thomas sagt: es ist kein völliges Sakrament, sondern es ist nur wie ein Sakrament.

Man kann die Beichte als das stärkste Zwangsmittel wider die heimlichen Sünden betrachten. Die klugen Alten hatten etwas ähnliches von dieser heilsamen Gewohnheit angenommen. Die Aegyptrer und Griechen hatten bey ihren Versöhnopfern, und fast bey jedem feyerlichen und geheimen Gottesdienste gebeichtet. Wie Marcus Aurelius an dem geheimen Gottesdienste der eleusinischen Ceres Antheil nehmen wollte, beichtete er vorher dem Hierophantes.

Die Christen hatten bey Einführung dieses Gebrauchs die beste und löblichste Absicht gehabt; und doch hat er nach der Zeit zu verschiedenen Mißbräuchen Gelegenheit gegeben, sonderlich zu der Zeit, da sich die Uneinigkeiten zwischen den Kaisern und Päbsten, und die Partheyen unter den Städten hervorthaten. Denn wenn in dem Falle der Priester ein Beichtkind bekam', das nicht von seiner Parthey war, so ertheilte er ihm keine Vergebung der Sünden. Das hat man in Frankreich zu Zeiten Heinrichs IV. gesehen; die Unterthanen,

nen, die es damals mit ihrem Könige hielten, konnten fast von keinem Beichtvater Vergebung der Sünden erhalten. So sind leider! die herrlichsten und heilsamsten Arzeneyen in Gift verwandelt worden!

Oldfield.

Jedermann kennt, wenigstens dem Namen nach, die große englische Schauspielerin Oldfield, welcher nach ihrem Tode die Ehre wiederfuhr, unter den berühmtesten Männern Großbritanniens in der Westmünster-Abtey begraben zu werden. Weniger bekannt aber ist, ihre Zeitgenossin und Freundin, Mistreß Porter; und sie verdient es doch gewiß nicht weniger zu seyn, weil sie nicht nur als Schauspielerin, eine der ersten Zierden der Bühne, sondern auch wegen ihres vortreflichen Charakters eine Zierde der Menschheit war. Einen Beweis davon giebt unter andern folgende Anekdote von ihr.

Sie wohnte zu Highwood-Hill, bey Hendon. Jedesmal nach dem Schauspiele fuhr sie in einem Kariol mit einem Pferde nach Hause; ihre beständige Gefährten dabey waren ein Buch und ein Paar geladene Pistolen. Einst, als sie in ihrem Kariol spatzieren

fuhr, wurde sie von einem bewaffneten Strassenräuber angehalten, der ihr ihre Börse abforderte. Sie hatte das Herz, mit einer ihrer Pistolen auf ihn zu zielen; aber der Mann, der sein Gewehr vielleicht nur zum Schein führte, bat sie, ihn anzuhören: er versicherte sie, daß er kein gewöhnlicher Räuber sey, er habe dies Handwerk nicht aus Neigung gewählt, sagt' er, sondern aus Noth, um dem Mangel seiner armen unglücklichen Frau und Kinder abzuhelfen. Zugleich nannt' er ihr den Ort, wo er wohne, und erzählte ihr eine so melancholische Geschichte, daß sie ihm ihre ganze Börse hingab, worin etwa zehn Guineen waren. Der Mann verließ sie, und sie gab ihrem Pferde einen Schlag mit der Peitsche. Der Gaul sprang zur Seite, warf das Kariol um, und Ms. Porter fiel sich die Hüfte aus. Dieses schmerzhaften Zufalls ungeachtet, erkundigte sie sich gleich aufs genaueste nach dem schon so großmüthig beschenkten Räuber: und da sie fand, daß er sie nicht betrogen hatte, brachte sie unter ihren Bekannten eine Summe von etwa 60 Pfund (360 Rthlr.) zusammen, die sie ihm zuschickte. Eine solche Handlung würde man, wenn ein Fürst sie verrichtete, als etwas Großes und Heroisches ausposaunen; wird aber ein fühlbares Herz sie darum weniger schätzen, weil eine Schauspielerin sie verrichtete?

Onsais.

So heissen die Priester und Religiosen in Kochinchina. — Einige derselben leisten den Armen Hülfe, und heilen die Kranken entweder durch natürliche oder magische Vorschriften. Einige beschäfftigen sich mit der Ausbesserung oder dem Baue der Brücken und Kirchen *), andere thun große Wallfahrten, und andere unterrichten die Unwissenden. — Sie haben eine Art der Unterordnung unter sich, welche der Eintheilung in Aebte, Bischöfe und Erzbischöfe gleicht. — Sie tragen vergoldete und versilberte Stäbe, die wenig von denen in der christlichen Kirche gebräuchlichen unterschieden sind. ——

Opera.

Nichts ist in der That lächerlicher, als einen Helden, der mit den wichtigsten Gegenständen beschäfftiget ist, einen aufgebrachten, und von den heftigsten Leidenschaften herumgetriebenen

*) In diesem Punkte sind diese Religiosen dem Staate nützlicher als die christlichen. Im Grunde sind dennoch alle Mönche von verschiedenen Religionen einander nicht so ungleich, als man meynt.

Mann, der nichts als Rache athmet, oder in einer ernsten Stille vertiefet ist, singen zu hören. Nichts ist ungereimter, als diese Pause, welche die Operisten in den interessantesten Erzählungen machen, um das Orchester mit kaltem Blute zu hören, und 15 bis 20 Takte zu zählen, und alsdenn in einer andern Modulazion ihre Betrachtungen, Gleichnisse und Sentenzen auswendig herzusagen. Aus dem Schauplatze eine Stadt, ein Lager, eine Landschaft, eine See, ein Kriegesheer von 30000 Mann auf einem etliche Klafter breitem Platze, ganze von dem Ueberwinder eroberte Provinzen zu machen, sind eben so viele Unwahrscheinlichkeiten, welche die Vernunft nicht minder beleidigen. In die nämliche Reihe kann man diese Abwechselung von erhabener Poesie, und Sprünge, Verdrehungen, und Gaukeleyen, diese jähen Abänderungen der Auszierungen, diese anscheinenden Einstürzungen der Tempel, Altäre und Palläste setzen, die um so weniger täuschen, als man sie den Tag darauf wieder in ihrer Vollkommenheit sieht.

Indessen ist doch die Opera mit allen diesen Mängeln das größte und geschickteste Schauspiel, die Seele des Zuschauers zu begeistern. Die Dichtkunst, die Musik und die Tanzkunst vereinigen sich, alle seine Seelenkräfte einzunehmen, ihn nach der Absicht des

Dich-

Dichters und Tonkünstlers zuzubereiten, und ihm alles das Feuer einzuflößen, wovon sie belebet sind. Die Abwechselung und die Pracht tragen nicht wenig zur Bezauberung und Täuschung bey. Eine strenger beobachtete Wahrscheinlichkeit würde nur lange Weile verursachen, aber die Fiction entflammet die Geister.

Herr Anton Planelli sagt in seiner im Jahre 1772 herausgebenen Abhandlung von der Opera: „sie sey ein Drama, das man singend vorstellt.“

Diese Art von Schauspielen scheint in Italien sehr alt zu seyn, wenigstens kannte man sie allda noch vor dem Albrecht Mussato, der im 13ten Jahrhundert berühmt war. Unter dem Pabstthume Sixtus IV. führte man zu Rom die Opern ein. Johann Sulpizius war der erste, welcher sie vorzustellen und zu singen lehrte. Seit der Zeit wurde dieses Schauspiel immer vollkommener. Der Ritter Planelli führt mehrere Compositores an, die sich in dem 15ten, 16ten und 17ten Jahrhunderte darinn hervürgethan haben. Von dieser Zeit an wurden die berühmtesten Mahler und Baumeister zu den Auszierungen aufgesucht. Perusi verdiente den Beyfall in dieser Art, aber Renuci brachte sie auf denjenigen Punkt, auf welchem sie heut zu Tage ist.

Er gab seine Daphne im Jahre 1597, seine Euridice im Jahre 1600, und seine Ariane im Jahre 1603 heraus. Diese Stücke haben den Dichtern seinen Nachfolgern zur Regel gedient. Es kam also nur noch darauf an, diese Gedichte von den abentheuerlichen Ausschweifungen zu reinigen, welche der schlechte Geschmack des 16ten Jahrhunderts darinn eingeführet hat. Hier haben sich Zeno und vorzüglich der berühmte Metastasio hervorgethan. Die Opera, so wie sie heut zu Tage ist, enthält alles, was die Einbildungskraft erhizzen, die Sinne bezaubern, die Herzen rühren, und erhabene Gesinnungen einflößen kann.

Nichts ist in der Abhandlung des Herrn Planelli sonderbarer, als sein Wunsch, daß keine Weibsbilder mehr auf der Bühne erscheinen sollten. „Der Mißbrauch, sagt er, welchen die Sängerinnen und Tänzerinnen, die unter dem Claudius das römische Theater nicht betreten durften, oft von ihrem Stande machen, hat die Stadt Rom unter der Regierung Innozenzius XI. bewogen, sie auf immer von der Schaubühne zu verbannen, ein überall nachahmungswürdiges Beyspiel*), weil die Männer allein die Rollen beyder Geschlechter vollkommen spielen können. In den schönen

Jahr-

*) Wohl gemerkt! Herr Ritter Planelli sagt dieses.

Jahrhunderten der Dramatischen Dichtkunst spielten bey den Griechen und Römern und selbst bey den Italienern die Männer allein auf der Schaubühne. Die Schauspielerinnen kamen erst gegen Ende des 16ten Jahrhunderts auf das wälsche Theater, und alles soll demjenigen weichen, was zum Vortheile der Sitten und zum gemeinen Besten gereichet*).

Eher stimmen wir demjenigen Wunsche bey, den Herr Planelli einige Seiten weiter oben thut, wo er will, daß man die Kastraten von der Schaubühne verbannen, und gute Tenorstimmen dafür wählen soll, Stimmen, die billig einen ganz besondern Beyfall erhielten, als sich Buzzoleni, Fabri, Babi, und andre auf dem Welschen Theater hören ließen.

Nun wollen wir auch hören, was der Philosoph Sulzer in seiner allgemeinen Theorie der schönen Künste von der Opera sagt: „Man kann, sagt er, überhaupt annehmen, daß der Trauerspieldichter und der Operndichter einerley Stoff bearbeiten. Beyde stellen uns eine

*) So viel ist gewiß, daß wir in diesem Falle nicht Impressario seyn möchten. Aber sollte man, wenn keine Sitten auf der Schaubühne herrschen, es allein dem schönen Geschlechte Schuld geben? — Wir glauben es nicht.

große und wegen der darinn verschiedentlich gegeneinander würkenden Leidenschaften merkwürdige Handlung vor, die von kurzer Dauer ist, und sich durch einen merkwürdigen Ausgang endiget. Aber in Behandlung dieses Stoffs scheint der Operndichter sich zum Gesetze zu machen, die Bahn der Natur gänzlich zu verlassen. Seine Maxime ist, alles so zu behandeln, daß das Auge durch öfters abgewechselte Scenen, durch prächtige Aufzüge, und durch Mannichfaltigkeit stark ins Gesicht fallender Dinge in Bewunderung gesetzet werde; diese Dinge seyen so unnatürlich, als sie wollen, wenn nur das Auge des Zuschauers oft mit neuen, und allemal mit blendenden Gegenständen gerührt wird. Schlachten, Triumphe, Schiffbrüche, Ungewitter, Gespenster, wilde Thiere, und dergleichen Dinge müssen, wo es irgend möglich, dem Zuschauer vor Augen geleget werden. Da kann man sich leicht vorstellen, was für Zwang und Gewalt der Dichter seinem Stoff anthun müsse, um solchen Forderungen genug zu thun; wie oft er das Innere, Wesentliche der tragischen Handlung, der Entwickelung großer Karaktere und Leidenschaften einem mehr ins Auge fallenden Gegenstande aufopfern müsse. Deswegen trifft man in dem Plan der besten Opern allemal unnatürliche, erzwungene oder abentheuerliche Dinge an. Dies ist die erste Ungereimtheit, zu der

die

die Mode auch den besten Dichter zwingt. Wenn es auch nur die einzige wäre.

Aber nun kommt die Anforderung der Sänger. In jeder Oper sollen die besten Sänger auch am öftersten singen; aber auch jeder mittelmäßige, und sogar die schlechtesten, die einmal zum Schauspiel gedungen sind, und bezahlt werden, müssen sich doch ein oder ein paarmal in großen Arien hören lassen. Die beyden ersten Sänger, nämlich der beste Sänger und die beste Sängerin müssen nothwendig ein- oder mehrmal zugleich singen; also muß der Dichter Duette in die Oper bringen; oft auch Terzette, Quartette ꝛc. Noch mehr: die ersten Sänger können ihre völlige Kunst insgemein nur in einerley Karakter zeigen; der im zärtlichen Adagio, dieser im feurigen Allegro ꝛc. Darum muß der Dichter seine Arien so einrichten, daß jeder in seiner Art glänzen könne.

Die Mannichfaltigkeit der daraus entstehenden Ungereimtheiten ist kaum zu übersehen. Eine oder zwey Sängerinnen müssen nothwendig Hauptrollen haben, die Natur der Handlung mag es zulassen oder nicht. Wenn sich der Dichter nicht anders zu helfen weiß, so verwickelt er sie in Liebeshändel, wenn sie auch dem Inhalt des Stücks noch so sehr zuwider wären. So mußte der beste Operndichter

selbst

selbst gegen alle Natur und Vernunft in die Handlung, die sich in Utica mit Catons Tod endigte, zwey Frauenzimmer einflechten; die Wittwe des Pompejus und selbst die Marcia Catons Tochter; und diese mußte sogar in Cäsar verliebt seyn, und von einem numidischen Prinzen geliebt werden, damit zwey Sängerinnen Gelegenheit bekämen sich hören zu lassen. Wie abgeschmackt Liebeshändel in einer so finstern Handlung stehen, fühlet auch der, welcher sonst weder der Ueberlegung, noch des Nachdenkens gewohnt ist. Damit jeder Sänger Gelegenheit habe, sich hören zu lassen, müssen gar oft Sachen gesungen werden, bey denen keinem Menschen, weder wachend, noch träumend nur die Vorstellung vom Singen einfallen kann; frostige oder bedächtliche Anmerkungen und allgemeine Maximen. Wem sollte es einfallen, die Anmerkung: „daß ein alter versuchter Krieger nicht blindlings zuschlägt, sondern seinen Muth zurückhält, bis er seinen Vortheil abgesehn," singend vorzutragen, oder diese bey aufstoßenden Widerwärtigkeiten frostige Allegorie, „daß der Weinstock durch das Beschneiden besser treibt, und der wohlriechende Gummi nur aus verwundeten Bäumen trieft *)?"

Der-

*) Adriano Saggio guerriero antico &c. und Piu bella al tempo usato &c.

Dergleichen kindisches Zeug kommt bald in jeder Oper vor. Auch wird man selten eine sehen, wo nicht die Ungereimtheit vorkomme, daß Personen, die wegen bereits vorhandener großen Gefahr, oder anderer wichtigen Ursachen halber die höchste Eil in ihren Unternehmungen nöthig haben, sich währendem Ritornel sehr langsam und ernsthaft hinstellen, erst recht aushusten, und dann einen Gesang anfangen, indem sie bald jedes Wort sechs und mehrmal wiederholen, und wobey man die Gefahr und die dringendsten Geschäffte völlig vergißt.

Bey dieser Gelegenheit will ich die ungemein sinnreiche Beschreibung des lächerlichen anführen, was bey den meisten Opern vorkömmt. Herr Pannard ist der Verfasser davon:

Description de l'Opera.

J'ai vu le soleil & la lune
Qui tenoient des discours en l'air,
J'ai vu le terrible Neptune
Sortir tout frisé de la mer.

J'ai vu l'aimable Cythérée
Aux doux regards, au teint fleuri,
Dans une machine entourée
D'amours natifs de Chamberi.

J'ai

J'ai vu le maître du tonerre
Attentif au coups du ſifflet,
Pour lancer ſes feux ſur la terre
Attendre l'ordre d' un valet.

J'ai vu du ténébreux empire
Accourir avec un pétard
Cinquant lutins pour detruire
Un palais de papier brouillard.

J'ai vu des dragons fort traitables
Montrer les dents ſans offenſer;
J'ai vu des poignards admirables
Tuer les gens ſans les bleſſer.

J'ai vu l'amant d'une bergere
Lorsqu'elle dormoit dans un bois,
Preſcrire aux oiſeaux de ſe taire
Et lui chanter à pleine voix.

J'ai vu des guerriers en allarmes
Les bras croiſés, et le corps droit
Crier cent fois: *Courons aux armes,*
Et ne point ſortir de l'endroit.

J'ai vu, ce qu'on ne pourra croire,
Des Tritons, animaux marins,
Pour danſer troquer leurs nageoires
Contre une paire d' eſcarpins.

Dans des chaconnes et gavottes
J'ai vu des fleuves ſautillants;
J'ai vu danſer deux matelotes,
Trois jeux, ſix Plaiſirs et deux Vents.

Dans le char de Monſieur ſon pere
J'ai vu Phaëton tout tremblant
Mettre en cendre la terre entiere
Avec des rayons de fer blanc.

J'ai vu Roland, dans ſa colere
Employer l'effort de ſon bras,
Pour pouvoir arracher de terre
Des arbres, qui n'y tenoient pas.

J'ai vu ſouvent une furie
Qui s'humaniſoit volontiers;
J'ai vu des faiſeurs de magie
Qui n'etoient pas de grands ſorciers.

J'ai vu des ombres très palpables
Se tremouſſer au bord du ſtyx;
J'ai vu l'enfer et tous les diables
A quince pieds du paradis.

J'ai vu Diane en éxercice
Courir le cerf avec ardeur;
J'ai vu derriere la culiſſe
Le gibier courir le chaſſeur.

das heißt:

Ich habe die Sonne und den Mond geſehn, wie ſie mit einander in der Luft ſprachen; ich habe den ſchrecklichen Neptun ganz friſirt aus dem Meer ſteigen geſehen.

Ich habe die liebenswürdige Venus mit ſanften Blicken und blühender Farbe in einer Ma-

Maschine von Liebesgöttern, die geborne Savoyarden waren, umgeben gesehen.

Ich habe den Donnerer auf den Pfiff aufmerksam die Befehle eines Aufwärters erwarten gesehen, um seine Blitze auf die Erde zu schleudern.

Ich habe aus dem Reich der Finsterniß funfzig Poltergeister mit Schwärmern herzulaufen gesehen, um einen Pallast von Löschpapier zu zerstören.

Ich habe gesehen, wie sehr leutselige Drachen die Zähne wiesen, ohne zu beschädigen; ich habe gesehen, wie wunderbare Dolche die Leute ermordeten ohne zu verletzen.

Ich habe gesehen, daß der Liebhaber einer Schäferin, die im Gebüsche schlief, den Vögeln zu schweigen befahl, und ihr mit heller Stimme vorsang.

Ich habe bestürzte Krieger mit kreuzweiß geschlungenen Armen und graden Körpern hundertmal aufrufen: Laßt uns die Waffen ergreifen! und nicht von der Stelle kommen gesehen.

Ich habe, was man nicht wird glauben können, Tritonen und Seethiere um zu tanzen, ihre Floßfedern gegen ein Paar Tanzschuhe vertauschen gesehen.

Ich

Ich habe nach allerley Tanzarten Flüsse herum springen gesehen, ich habe zwey Matrosen, drey Scherze, sechs Freuden, und zwey Winde mit einander tanzen gesehen.

Ich habe den auf dem Wagen seines Vaters zitternden Phaeton die ganze Welt mit Strahlen von weißem Blech zu Asche verbrennen gesehen.

Ich habe gesehen, wie Roland, in seinem Zorne alle Kräfte seines Armes anstrengte, um Bäume aus der Erde reißen zu können, die keinen festen Halt hatten.

Ich habe oft eine Furie gesehen, die sehr gern leutselig war; ich habe Leute zaubern gesehen, die gewiß keine großen Hexenmeister waren.

Ich habe gesehen, wie sehr handgreifliche Schatten an dem Ufer des Styx einander herumtummelten, ich habe die Hölle und alle Teufel nur funfzehn Schuhe weit vom Paradieß gesehen.

Ich habe Dianen mit dem größten Eifer einem Hirsche nachjagen gesehen, ich hab' hinter der Schiebwand das Wild den Jäger verfolgen gesehen.

Zu allen diesen Ungereimtheiten, kommt noch die einschläfernde Einförmigkeit der Form

aller Arien. Erst ein Ritornell, dann fängt der Sänger an ein Stück der Arie vorzutragen; hält ein, damit die Instrumente ihr Geräusch machen können; dann fängt er aufs neue an: sagt uns dasselbe in einem andern Tone noch einmal, dann läßt er seine Künste in Passagen, Läufern und Sprüngen sehen und so weiter. Es würde für eine Beleidigung der hohen Oper gehalten werden, wenn irgendwo, auch da, wo die Gelegenheit dazu höchst natürlich wäre, ein rührendes oder fröhliches Lied angebracht, oder wenn eine Arie, ohne Wiederholungen und ohne künstliche Verbrämungen erscheinen sollte. Unfehlbar würde der Sänger, dem sie zu Theil würde, sich dadurch für erniedriget halten. Und der Thor bedenkt nicht, daß in dem empfindungsvollen Vortrage des einfachesten Liedes der höchste Werth seiner Kunst besteht.

Orakel,

Waren Antworten, von welchen man in der heidnischen Welt voraussetzte, daß sie die Götter, denen sie bey irgend einer Gelegenheit, oder in wichtigen Fällen um Rath fragenden Menschen zu ertheilen pflegten. Sie wurden insgemein durch die Vermittelung der Priester

oder

oder der Priesterinnen jedes Gottes, dessen Rath verlangt ward, gegeben.

Das Ansehen der Orakel war so groß, daß ihre Entscheidungen bey allen Streitigkeiten für heilig und unverletzlich gehalten wurden, weswegen sich eine ungemeine Menge von Menschen um ihren Rath zur Einrichtung ihrer Angelegenheiten bemühete, und es ward schwerlich ein wichtiges Geschäfte unternommen, oder ein Friede geschlossen, oder ein Krieg gewagt, oder die Staatsverfassung geändert, oder ein neues Gesetz gegeben, wenn man nicht das Gutachten oder die Genehmhaltung des Orakels für sich hatte. Ehe Crösus sich erkühnete den Persern den Krieg anzukündigen, so befragete er sich nicht nur bey den berühmtesten griechischen Orakeln, sondern schickte auch nach Lybien zu dem Jupiter Ammon. Der Athenienſische Gesetzgeber Minos ward von dem Jupiter unterwiesen, wie er seine vorhabende Regierung einrichten sollte: und der spartanische Gesetzgeber Lycurgus besuchte den Delphischen Apollo, und erhielt von ihm den Grundriß zur Lacedämonischen Republik.

Man darf sich nicht verwundern, daß die Priester welche die Orakel ertheilten, in dem größten Ansehen stunden. Sie wußten sich dieser Hochachtung zur nicht geringen Erhöhung

ihrer Vortheile zu gebrauchen: denn sie erlaubeten niemanden eher die Götter um Rath zu fragen, als bis er kostbare Opfer gebracht, und wichtige Geschenke unter sie ausgetheilet hatte. Um die Ehrfurcht gegen die Orakel zu erhalten, so bestimmeten sie nur gewisse Zeiten, da es vergönnet war, sie um Rath zu fragen, und manchmal konnten die vornehmsten Personen keine Antwort erhalten.

Die Befragung der Orakel war, wie man weiß, eines von den wesentlichen Stücken des heidnischen Aberglaubens. Es gab derer zu Delos, zu Claros und zu Delphi; kurz allenthalben, wo man ein leichtgläubiges Volk und Höhlen antraf.

Wenn ihr einen Freund vertheidigen sollt, sagt Epictet, so fraget nicht die Zauberer, und erwartet nicht ihre Antwort über das, was ihr zu thun habet. Die Alten haben in diesem Punkte die Antwort bewundert, welche das Orakel des Apollo denen von Cumä gab, welche es fragen ließen, ob sie dem Könige von Persien den Pactyas ausliefern sollten, der sich in ihren Schuz begeben hatte. Das Orakel antwortete, daß sie ihn ausliefern sollten. Aristodikus, einer von den vornehmsten der Stadt behauptete, daß das Orakel eine so ungerechte Antwort nicht habe geben können, und daß nothwendig die Deputirten einen falschen

Bericht

Bericht gebracht haben müßten. Die Stadt wurde durch diese Vorstellung bewogen, den Aristodikus mit neuen Deputirten noch einmal dahin zu schicken. Das Orakel gab eben diese Antwort. Aristodikus, der wenig damit zufrieden war, gieng um den Tempel herum spazieren, und sahe ein Vogelnest, die er mit Steinen heraus warf. Es ließ sich sodann eine Stimme aus dem Tempel hören, welche rief: Abscheulicher Sterblicher! wer macht dich so verwegen, daß du hier diejenigen verjagst, die sich in meinen Schutz begeben haben!

„Ey was, großer Gott, antwortete Aristodikus sogleich, du hast diese ungerechte That selbst befohlen, indem du uns befiehlst den Pactyas auszuliefern, der sich in unsern Schutz begeben hat.“ — „Ihr Bösewichter, fuhr das Orakel fort, die ihr wisset, daß es ungerecht ist, diejenigen zu verstoßen, die sich in unsere Arme werfen: warum kommet ihr denn, und fraget mich? Wollet ihr mich vielleicht in Versuchung führen?“

Die Orakel waren ein Mittel mehr bey den Alten, das Volk zu bereden, welches stets auf das sehr aufmerksam ist, was ihm wunderbar scheint. Perikles, Alexander, Cäsar und andere berühmte Personen, wußten sie nach ihrem Gefallen reden zu lassen, oder auszulegen. Alexander hatte sich nach Delphi begeben,

um den Gott um Rath zu fragen, und die Priesterinn, welche vorgab, daß es jetzt nicht erlaubt sey, ihn zu fragen, wollte nicht in den Tempel gehen. Alexander, der nicht viel Umstände machte, nahm sie beym Arme, um sie mit Gewalt hineinzuführen, und sie rief aus: Ach! mein Sohn, man kann dir nicht widerstehen. — Weiter verlange ich nichts, sagte Alexander, dies Drakel ist für mich genug.

Als Julius Cäsar in Afrika vom Pferde fiel, da er diesen Welttheil erobern wollte, sagte er: „Ey, ein günstiges Drakel, das uns die Götter geben; Afrika ist mein; ich bin nicht gefallen; nein, ich habe es in Besitz genommen.“

Verschiedene Philosophen des Alterthums, die das lächerliche des Drakels zu Delphi zeigen wollten, welches man durch eine gewisse Verkehrung der Worte, nach seinem Gefallen erklärte, führen das Exempel eines Malers an, der ein Pferd mahlen sollte, das sich mit dem Rücken auf der Erde wälzte. Er mahlte ein Pferd im vollen Laufe, und als man ihm sagte, daß man es so nicht verlangt habe, kehrte er das Bild um, und sagte: Sehet ihr nicht, daß das Pferd die Beine in die Höhe kehrt?“

Der berühmte Pater Kircher, der den Abergläubigen den Betrug, mit den vermeynten

ten Wundern des Drakels zu Delphi zeigen wollte, hatte in seinem Zimmer ein Rohr durch die Mauer angebracht, so daß er es genau hören konnte, wenn ihn jemand an der Gartenthüre, selbst mit leiser Stimme rief; man konnte daselbst mit eben der Leichtigkeit auch seine Antwort hören. Er brachte hierauf diese Maschine in sein Musäum, und verbarg es so künstlich in eine hölzerne Figur, welche den Mund öfnete, die Lippen bewegte, und deutliche Töne hervorbrachte. Seine Meynung war, daß die heydnischen Priester sich solcher Röhren bedient, und den Einfältigen weiß gemacht hätten, das Drakel gebe ihnen die Antwort auf ihre Fragen.

Drang-Outang.

Dieses Thier ist zwar in Amerika nicht anzutreffen. Doch führen wir solches hier an, so wohl weil man auf den europäischen Universitäten, lange Zeit die Amerikaner mit den Drang-Outangs vermenget hat, als weil die berühmten Naturalisten, diese letzten mit den weisen Negern vermenget haben.

Der eigentliche Drang-Outang gehört unter die Zona torrida des alten Hemisphäriums,

man trift ihrer aber sehr wenige an. Diejenigen, welche die europäischen Physiker und Anatomisten untersuchen konnten, waren noch jung, und nicht ganz ausgewachsen, so daß man ihre Größe nicht richtig angeben konnte; überhaupt sollen sie fünf bis sechs Schuhe hoch seyn. Zu dem leben sie in Europa nicht leicht über drey Jahre; sondern sterben an der Abzehrung.

Zwischen der sowohl innern, als äußern Organisazion der Drang-Outang, und der den Menschen ähnlichsten Affen bemerket man bis 50 Verschiedenheiten; aber zwischen dem Drang-Outang und dem Menschen nur drey. Auch sind diese drey nicht von Wichtigkeit. — Man findet sie in den Wäldern, und in dem mittäglichen Asien, wo sie von Blättern, Wurzeln und wilden Früchten leben. Er geht immer mit einem Stocke in der Hand sich zu vertheidigen, ohne Jemand was zu leide zu thun, wenn man ihn unangetastet läßt.

Er liebt unsere Weiber so sehr, als seine eigenen. — Er hat viel Vorzüge vor dem Affen; seine Handlungen sind mehr überdacht, anständiger, und mit einem Worte menschlicher. Herr Büffon hat ihn im Umgange mit Menschen gesehen, er betrug sich gegen sie, wie sich die Menschen gegen einander betragen; er gieng spazieren, führte sie, setzte sich zu Tafel, legte seine Serviette aus einander, aß und

trank,

trank, wie wir, stieß mit den Gläsern zusammen, bediente mit Thee, und man weiß noch nicht, wie weit man es mit seiner Erziehung bringen könnte, wenn ihn Philosophen, statt der Bootsknechte unterrichteten.

Ist dieses Wesen ein vernünftiges Thier? Ist es ein Mensch? oder keines aus beyden? Ein gewisser Schriftsteller behauptet, es sey das Mittelding zwischen der menschlichen und viehischen Natur. — Der Philosoph muß nur die Organisazion zu Rathe ziehen, und in Betreff derer so wohl, als in Betreff des Verstandes kömmt Orang-Outang unmittelbar nach dem Menschen. Wenn man die Europäer, vier oder fünf asiatische Völker, und einige kleine afrikanische Gegenden ausnimmt, so scheint dem vorangeführten Schrifsteller das übrige menschliche Geschlecht im Grunde sich mehr, oder weniger den Thieren zu nähern. Dieser Satz wird ungezweifelt von vielen widersprochen werden.

Oranzeb

War Kayser der Mogolen und Sohn des Schach Johann, geboren im Jahr 1618. und gestorben den 4ten März 1707.

Nie hat ein Prinz von der Natur glücklichere Gaben zur Regierung erhalten. Wenn er auch das majestätische Ansehen, und die vortheilhafte Gestalt nicht hatte, welche die morgenländischen Völker an ihren Monarchen so gern sehen, so ward man doch in seiner Miene und Gesichtsbildung einen scharfsinnigen und großen Geist gewahr. Er hatte feurige Augen, in denen alle Leidenschaften zu sehen waren, die in seinem Herzen waren, wenn er sie wollte sehen lassen. Er war eben so sehr Herr von seinen Reden, als von seinem Gesichte, und wußte sich so zu verstellen, daß man nie seine wahre Gesinnung errieth. Man konnte aus seinem magern Gesichte die Strenge der Sitten abnehmen, aber sie hatte keinen Grund in seinem Herzen. Er hatte von Natur einen großen Hang zu den Vergnügungen, und er enthielt sich derselben bloß aus Staatsklugheit; er beobachtete eine strenge Lebensart aus Prahlerey, und kämpfte ohne Unterlaß gegen seine Neigungen, um den Charakter nicht zu verleugnen, den er angenommen hatte, als er zur Regierung zu gelangen suchte. Die Religion war die Farbe, die er Handlungen anstrich, welche am meisten mit der Menschheit stritten. Die Maßregeln, die er aus Klugheit ergriff, waren nie die, zu welchen Menschen von gemeiner Klugheit würden gegriffen haben, Umschweife und Kunstgriffe waren die einzigen

Mit-

Mittel, die er anwandte, um zu seinem Zwecke zu gelangen. So grausam er aber auch war, so hatte er doch im Herzen eine Neigung zur Gütigkeit. Er vergoß Blut bloß aus Herrschsucht. Er würde über das Unglück derer, die von ihm unterdrückt wurden, Thränen vergossen haben, wenn sein Eigennutz nicht selbst die Quelle derselben vertrocknet hätte. Orangzeb war argwöhnisch aus Vorsicht, und rachgierig aus Furcht. Kurz, der Wunsch zu regieren, und das Verlangen, sich auf dem Throne zu erhalten, waren bey ihm sowohl der Grund der Tugenden, von denen er sich den Schein gab, als auch der Laster, die ihn entehrten *).

Oranzeb hatte Brüder, welche alle ein Recht zu haben vermeynten, ihrem Vater auf dem Throne nachzufolgen. Das sicherste Mittel also, wodurch Oranzeb nach dem Tode seines Vaters, des Schach Johann, zum Throne zu gelangen, oder wenigstens sein Leben und seine Freyheit zu erhalten suchte, wenn das Glück sich für einen andern erklären sollte, war, daß er den Schein annahm, als ob er sein Verlangen nach der Regierung der Religion

*) Histoire de l' Empire du Mogol par le pere Catrou.

on aufopferte. Er seufzte ohne Unterlaß nach dem Augenblicke, wo er von der Sclaverey der weltlichen Hoheit frey, seine Tage in beständigen Bußübungen beym Grabe des Mahomet zubringen könnte.

In der Provinz Decan, deren Statthalterschaft ihm der Kayser angetragen hatte, suchte er nur die Religion recht in Flor zu bringen. Er bauete Moscheen, und begab sich in die Gesellschaft der Faquirs, um den Schein zu haben, daß er die Welt eben so, wie sie verachte. Indeß war doch seine Verstellung nicht groß genug, daß man nicht eine gewisse List, und Feinheit selbst in seinen frömmsten Handlungen endeckt haben sollte. Er ließ eines Tages alle Faquirs des Landes zusammen kommen, um Allmosen unter sie auszutheilen, und das Vergnügen zu haben, wie er es nannte, Reiß und Salz mit ihnen zu essen.

Der Platz, auf welchem sie zusammen kamen, war ein weites Feld. Oranzeb ließ dieser ungeheuren Menge armer Büßenden eine ihrem Stande gemäße Mahlzeit vorsetzen. Als man gegessen hatte, ließ der Vicekönig eine große Menge neuer Kleider bringen, und sagte zu den Faquirs, er könnte sie nicht länger mit alten Lumpen bedeckt sehen. Er wußte nämlich, daß die meisten von diesen Bettlern Goldstücke in ihren Kleidern verborgen haben, zu

denen

denen sie durch Betteln oder Betrügen gelangen. Viele weigerten sich ihre alte Lumpen abzulegen, und schützten vor, es gehöre zu ihrem Stande; man hörte sie aber nicht, und der Prinz blieb dabey, daß alle Faquirs an seinen Almosen Antheil haben müsten. Man zog ihnen die alten Kleider mit Gewalt vom Leibe, und sie musten dafür neue anziehen. Die alten Lumpen wurden alle auf einen Haufen geworfen, und angezündet, da man dann eine so beträchtliche Summe in der Asche fand, daß wenn man den Schriftstellern des Landes glaubt, Oranzeb dadurch am meisten in den Stand gesetzt ward, den Krieg gegen seine Brüder zu führen.

Dieser Prinz entfernte sie vom Throne, indem er einen durch den andern überwand, und indem er sich für einen Rächer des Vaterlandes und des Alcorans ausgab, den er in einer Hand hielt, während daß er mit der andern Mord und Blutvergießen befahl. Morad-Bakche der jüngste Bruder des listigen Oranzeb hatte das meiste zum Glück seiner Waffen beygetragen. Dieser junge Prinz schmeichelte sich Kayser zu werden, weil es ihm sein Bruder versprochen hatte, welcher immer nichts so sehr wünschte, als zu den Füßen des Grabes Mahomets zu sterben. Die Krönung aber war das, womit sich der schöne Traum des

leicht-

leichtgläubigen Morad-Bakche endigte, und diente zugleich zur Entwickelung der boshaften Streiche des vermeynten Faquirs. Oranzeb stellte sich krank, und ließ den Morad-Bakche zu sich rufen, um mit den Sterndeutern zu überlegen, ob der zu seiner Krönung angesetzte Tag ein glücklicher Tag seyn würde. Der unglückliche Prinz, der die Warnung seiner Freunde nicht achtete, begab sich in das Lager seines Bruders in Begleitung des Chab-Abas seines Verschnittenen und einiger Officiere von seiner Armee. Auf dem Wege begegnete ihm Ebrahim-Cham einer von den Generalen des Oranzeb und gerührt von dem Unglücke, in welches sich ein Prinz stürzte, der seiner Tapferkeit und Großmuth wegen von der ganzen Armee geliebt ward, fiel er dem Pferde in den Zügel? „Wo willst du hin, Prinz? sagte er in einem traurigen und gerührten Tone, was für ein unglückliches Gestirn führt dich zu dem Oranzeb?“ — „Ich eile auf den Thron, antwortete ihm Morad-Bakche, und ich soll die Zeichen der Kayserlichen Würde aus den Händen meines Bruders Oranzeb selbst bekommen.“ Bey diesen Worten ließ Ebrahim den Zügel los, und gieng mit Thränen in den Augen fort. Die bald darauf erfolgte Anrede des Casi, oder obersten Priesters hätte dem verblendeten Morad-Bakche die Augen öfnen sollen: „Dein

Ein-

Eingang ist glücklich, sagte er, gebe der All-
mächtige, daß es dein Ausgang auch sey."
Morad-Bakche schien damals unruhig und
erschrocken, aber die Erblickung des Oranzeb,
der ihm mit den vornehmsten der Armee ent-
gegen kam, machte, daß er auf die Anrede des
Casi nicht achtete. Die Ehrerbietung und
das unterthänige Bezeigen des vermeynten Fa-
quirs, der sich zur Erde vor ihm niederwarf,
machten ihm Muth, und nie hatte man eine
zärtlichere Zusammenkunft zween
Brüdern gesehen. Oranzeb, der seinen an-
genommenen Charakter bis ans Ende behaup-
ten wollte, nahm sich gar sehr in acht; er
nahm den Morad-Bakche bey der Hand,
führte ihn in ein prächtiges Zelt, und setzte ihn
auf einen Thron, neben welchem er sich auf ei-
nem niedrigen Stuhle niederließ. Er ließ sich
sehr angelegen seyn, die Fliegen, die sich auf
ihn setzen wollten, zu verjagen, und ihm den
Schweiß vom Gesichte abzutrocknen. Er
wandte alle Liebkosungen, allen Eifer und
Zärtlichkeit an, um seinen Bruder am Rande
des Abgrundes einzuschläfern. In dieser Trun-
kenheit von Freude und Hofnung bereitete man
für den Morad-Bakche ein großes Gast-
mahl. Die beyden Brüder setzten sich allein
an eine Tafel, und um einen so festlichen Tag
noch festlicher zu machen, ließ Oranzeb zum
erstenmale in seinem Leben Wein auftragen.

Morad-Bakche trank stark, und ward bald trunken. Er fiel in einen tiefen Schlaf, und sein Verschnittener, der allein bey ihm geblieben war, brachte ihn von der Tafel in ein anderes Zelt, damit er bequemer schlafen möchte, und setzte sich zu den Füßen des Bettes. Unruhe, Angst und allerley fürchterliche Vorstellungen machten, daß dieser getreue Diener kein Auge zuthun konnte. Er sahe bald darauf den Oranzeb, mit einem seiner Enkel, der fünf oder sechs Jahr alt war, ins Zelt treten. Der Prinz winkte dem Verschnittenen mit der Hand, daß er schweigen sollte, gleich als ob er einen Spaß mit dem schlafenden Prinzen haben wolte. Er näherte sich dem Bette, und versprach dem kleinen Knaben ein Geschenk, wenn er dem Prinzen den Säbel und den Dolch wegnehmen könnte, ohne ihn aufzuwecken. Der Knabe that dies mit aller Geschicklichkeit, und trug die Waffen seines Onkels in ein ander Zelt. Den Augenblick traten sechs Soldaten von der Garde des Oranzeb mit silbernen Ketten herein, und weckten mit ihrem Geräusche den Morad-Bakche auf. Der Prinz suchte seinen Säbel und erschrack, da er ihn nicht fand.

„Man bemächtige sich seiner, rief der heuchlerische Oranzeb, man belege diesen Uebertreter des Gesetzes mit Ketten, der sich durch seine Un-

Unmäßigkeit des Thrones unwürdig gemacht hat.“ Morad-Bakche der ihm einen verächtlichen Blick zuwarf, sagte weiter nichts, als die Worte zu ihm: „Sind das die Schwüre, die du mir über dem Alkoran geleistet hast?“ Oranzeb hielt ihm mit der Hand den Mund zu, daß er nicht weiter reden konnte, und zu gleicher Zeit setzte man ihn auf einen Elephanten, und brachte ihn in eine Festung des Reichs. Die Maaßregeln des Oranzeb waren mit so viel Ueberlegung ergriffen worden, und sie würden so geheim ausgeführet, daß niemand in beyden Lägern von dem Vorfalle mit dem Morad-Bakche etwas gewahr ward.

Das Fest dauerte die ganze Nacht; die Zelte waren erleuchtet; Concerte und Feuerwerke ließen sich von allen Seiten hören, die Officiere und Soldaten, die untereinander gemengt waren, schwärmten bis an den folgenden Morgen, da sie sich denn, dem gegebenen Befehle gemäß auf den zum Triumphe des Morad-Bakche bestimmten Platze versammleten. Es war keiner von ihnen bewafnet, außer einigen Escadrons des Oranzeb, die aus seinen besten Truppen bestanden, und den Platz rings herum einschlossen. Die Soldaten des Morad-Bakche die an nichts dachten, als an die glänzende Ceremonie, warteten mit Ungeduld auf ihren General, damit sie ihn zum Kayser

ausrufen könnten. Wie groß aber war ihr Erstaunen, als sie anstatt des Morad-Backche den Orangzeb in aller Pracht der kaiserlichen Würde einher ziehen, und sich auf den für seinen unglücklichen Bruder bestimmten Thron sitzen sahen? Tausend Stimmen erschallten in der Luft, und schrieen: „Es lebe der fromme große Kaiser Orangzeb!“ Die Soldaten des Morad-Backche sahen sich auf allen Seiten eingeschlossen, und folgten dem Beyspiele ihrer Generale, die durch das Gold des Orangzeb verführt, oder von seiner Gewalt geblendet, sich zu seinen Füßen geworfen hatten. Unter mehr als vierzig tausend Mann, die sich eine Ehre daraus machten, an das Glück und die Person des Morad-Backche gebunden zu seyn, war nicht ein einziger, der die Stimme zu seinem Besten erhob, oder nur fragte, wo er hingekommen wäre *).

Orangzeb erhielt sich durch eben die Heucheley auf dem Throne, vermittelst deren er sich auf denselben gesetzt hatte. Er ließ sich von den Kindern eines gewissen Sayed eine Bittschrift überreichen, worin der unglückliche Morad-Backche, als ein Mörder ihres Vaters angeklagt ward. Sie verlangten zugleich den

*) Histoire des revolutions des Indes par Deformeaux.

den Kopf dieses Prinzen, als eine Vergeltung des von ihm vergossenen unschuldigen Blutes.

Orangzeb nahm diese Klage nicht an, ohne darüber Thränen zu vergießen, er sahe sogar die Ankläger mit ergrimmten Augen an; aber nachdem er sich einige Augenblicke bedacht hatte, sagte er: „Wenn Murad's Backche strafbar ist; so ist er doch mein Bruder; sollte ich sein Blut vergießen müssen?“— Ja! antworteten ihm die Sterndeuter seines Hofes, die zu diesem Auftritte schon vorbereitet waren! „du mußt das Blut des Missethäters vergiessen; der Himmel drohet dir mit der unglücklichsten Regierung, wenn du aus Schwachheit das erste Verbrechen, das vor deinen Thron gebracht wird, unbestraft lässest.“ Orangzeb schien, als ob er bloß nachgäbe, und unterschrieb das Todesurtheil.

Dieser Wüterich hatte auf gleiche Weise seine andern Brüder seiner Furcht und Eifersucht aufgeopfert. Diese Missethaten aber waren nur Vorbereitungen zu einer weit größern. Der alte Kaiser Jehann lebte noch in dem Winkel eines Gefängnisses. Der gottlose Orangzeb, der nicht warten wollte, bis Alter und Gram diesem unglücklichen Vater das Leben raubte, beschleunigte den Tod desselben durch Gift. Nach solchen Missethaten, und da seine Hände noch von dem Blute eines Va-

ters und dreyer Brüder rauchten, rief er aus: „Dir, allmächtiger Gott, habe ich den Thron zu danken. Aus einem armen Faquir hast du den mächtigsten König des Erdbodens gemacht, um alle Menschen zu lehren, daß du die Stolzen erniedrigst, und diz Demüthigen erhebest.“

Nachdem Orangzeb ein ruhiger Besitzer des Thrones geworden war, glaubte er seine Missethaten dadurch zu büßen, daß er seinen Tisch auf Gerstenbrodt, Hülsenfrüchte und Wasser einschränkte. Dieser Bösewicht war übrigens in seinen Unternehmungen glücklich. Er eroberte die Reiche Decan, Visapour, Golconda und Carnate und fast die ganze große Halbinsel, auf deren Küsten Coromandel und Malabar liegt. Er verdiente dieses Glück einigermaßen durch seine Mäßigkeit, Tapferkeit und Arbeitsamkeit. Er arbeitete nach einer überstandenen großen Krankheit mehr als seine Kräfte erlaubten, und da ihm einer seiner Minister vorstellte, daß ihm diese Anstrengung schaden, und schlimme Folgen haben könnte, sahe ihn Orangzeb mit verächtlichen und zornigen Augen an, wandte sich zu den andern Hofleuten, und sagte die merkwürdigen Worte zu ihnen: „gestehet ihr nicht, daß es Umstände giebt, wo ein König sein Leben wagen, und mit den Waffen in der Hand sterben muß, um sein Vaterland zu vertheidigen?

und

und dieser elende Schmeichler findet nicht für gut, daß ich zum Glück meiner Unterthanen arbeiten und wachen soll. Glaubt er denn, ich wisse nicht, daß mich die Vorsehung zum Glück so vieler Millionen Menschen, die sich mir unterworfen haben, auf den Thron gesetzt habe? Nein, nein! Orangzeb wird nie den Vers des Zady vergessen: „Könige, regieret selbst, oder höret auf Könige zu seyn, ach! Glück und Hoheit legen uns ohnedem schon mehr als zu viel Schlingen! Wir sind so unglücklich, daß uns alles zur Weichlichkeit verführen will, das Frauenzimmer durch ihre Karessen, die Wollüste durch ihre Reizungen. Müssen auch noch Minister ihre Stimme erheben, um die ohnedem schwache und wankende Tugend der Könige zu bestreiten, und sie durch ihre schlimmen Rathschläge ins Verderben zu stürzen?“

Ob sich dieser Prinz gleich sehr eifrig für den Alkoran bezeigte, so scheint er doch mehr ein Deist gewesen zu seyn. Er sprach einst mit einem sehr gelehrten Rabbinen über die verschiedenen Religionen in der Welt. „Welcher kann man den Vorzug geben, sagte Orangzeb, der christlichen, der mahomedanischen, oder der jüdischen?“ Der Jude, dem diese Frage verfänglich schien, antwortete durch ein Gleichniß und sagte: „Ein Hausvater hatte einen Diamant von unschätzbarem Werthe;

ein jeder von seinen Söhnen, deren er drey hatte, wünschte denselben zu seinem Erbtheile zu bekommen. Der Vater ließ daher, um den Streitigkeiten nach seinem Tode vorzukommen, ein Paar andere Diamanten so künstlich, und dem ersten so ähnlich schleifen, daß es, ob sie gleich unächt waren, doch nicht möglich war, sie von einander zu unterscheiden. Er theilete sie alle drey unter seine Söhne aus, und ein jeder von ihnen glaubte den rechten zu haben. So hat auch der Schöpfer der Welt, fuhr der Jude fort, seinen Kindern dreyerley Gesetze gegeben; ob zwey davon falsch, und nur eins wahr ist, das ist eine Frage, die sich schwer beantworten läßt. Sollte Gott von dem Menschen verlangen, das zu entscheiden, was er so sorgfältig vor ihm verborgen hat? Ich denke eben so wie du, antwortete Orangzeb, man bete nur den wahren Gott an, so ist nichts daran gelegen, in welcher Religion es sey *).

Organisazion.

Von der Organisazion hängen die Affekten der Seele ab. Nichts ist fühlbarer, als der Zusammenhang dieser beyden Dinge. Personen, die durch Krankheit leiden, verursacht das interessanteste Schauspiel der Natur gar keine

Be-

*) Revolutions des Indes.

Bewegung. Der Gesang der Vögel, der kühlende Hauch des Zephyrs, beblümte Rasen, nichts von dem allen kann ihre Seele erschüttern. Sie ist der Freude unfähig und das Bild des Vergnügens hat keinen Reiz für sie; daher handelt sie auch nur schwach, und mit Widerwillen. Wenn sie zu einiger Bewegung gezwungen ist, so unterliegt sie dieser Last, und seufzt nach Ruhe. Wenn hingegen die Fibern empfindlich, elastisch und voller Nervensaft sind, dann erschüttert das geringste die Organen, und bringt die Seele in starke Bewegung; selbst ihre Thätigkeit ist ihr dann eben so angenehm, als sie während dem Leiden ihres Körpers ihr schmerzlich war. Die Seele leidet weit mehr durch die Bewegung, wenn sie mit einem gesunden und starken Körper verbunden ist, weil sie alsdenn begierig und voll Verlangen nach Eindrücken ist; bey einem schwachen und schlaffen Gewebe der Organen aber ist sie faul, ohne Feuer und ohne Stärke.

„Sind die Organen grob und schwerfällig, so werden die Affekten der Seele heftig und lärmend seyn; sind jene aber zart, so wird diese sanfte und ruhige Ergötzung vorziehen.“

Denen, die eine starke Leibesbeschaffenheit haben, gefallen auch starke und glänzende Farben; eine kriegerische Musik, durchdringendes Räuchwerk und geistige Getränke. Diejenigen aber, deren Sinne mehr Feinheit, und Em-

pfindlichkeit haben, lieben mit Kunst verschmolzene Farben, dabey sich mehr Geschicklichkeit, als Stärke des Pinsels äußert; eine zärtliche harmonische Musik und süße Gerüche. Sie fliehen die lebhaften und tobenden Ergötzlichkeiten, und suchen reine Freuden, Ergießungen der Seele, und alle die Reize, die aus den Empfindungen und der Vereinigung des Herzens entspringen.

Die Ursachen dieses Unterschiedes sind der Zusammenhang zwischen der Empfindlichkeit der Organen, und der Stärke der Eindrücke, und die ganze organische Anlage, die das eigentliche Wesen des Temperaments ausmacht.

Liebe und Haß sind relativische Empfindungen, die stets aus den unterschiedenen Eindrükken entspringen, welche die Gegenstände auf uns machen. Was uns angenehm rührt, erwirbt sich unsere Liebe; was aber ein verdrüßliches und schmerzliches Gefühl bey uns erregt, zieht sich unsern Widerwillen zu."

„Wir betrachten die Gegenstände nur unter den Beziehungen, die sie auf uns haben, so weit wir uns nämlich Vergnügen davon versprechen. Das Gefühl der Liebe und des Hasses muß daher nothwendig nach diesen Beziehungen unterschieden seyn. Niemand liebt dasjenige, so seine Sinne in einen leidenden Zustand

stand versetzt. Wenn jemand heftige Empfindungen vermeidet, so sucht er hingegen solche, die einen Grad von Lebhaftigkeit haben, der seiner Organisation angemessen, und mit ihr übereinstimmend ist. — — Bey diesem Zusammenhange aber unter den Affekten und der körperlichen Organisazion findet noch mehr statt, als ein bloßes Verhältniß zwischen der Stärke der äußern Eindrücke und den Elementen der Sinne; viele gemäßigte Freuden entspringen nicht aus dem Gefühl der Zärtlichkeit, viele andere Freuden aber haben nichts heftiges und ausschweifendes an sich, und dennoch erregen sie keine sanfte Bewegungen.

Es ist leicht zu begreifen, warum aufgeweckte Personen die Freude lieben; dieser Zustand ist an sich selbst angenehm. Aber aus welchem wunderlichen Grunde suchen Personen von einer traurigen Gemüthsart noch alles auf, was ihrer Traurigkeit Nahrung geben kann? Wenn man diese sonderbare Erscheinung untersucht: so findet man den Grund davon in der Disposition der Seele, die nach der Disposition des Leibes und der Eigenliebe moduliret ist. Ich habe oben den Grundsatz festgesetzt, daß wir nach denjenigen Dingen ein Verlangen tragen, die in einer gewissen Verbindung mit uns stehen. Dieses ist in mehr als einer Beziehung wahr; diejenigen, welche

ihre natürliche Leibesbeschaffenheit traurig und verdrüßlich macht, empfangen fast keine andern Eindrücke, als solche, die mit ihrem Zustande übereinstimmen; sie werden darüber erbittert, daß die Erduldung der Schmerzen das einzige Gefühl ist, dadurch sie ihr Daseyn bemerken. Sie beneiden denen, die die Annehmlichkeiten des aufgeräumten Wesens kennen, ein Guth, das sie selbst nicht besitzen können, und davon sie den Besitz nicht einmal genießen würden; daher entsteht ihr Widerwille gegen alle, die ihnen weniger unglücklich scheinen als sie selbst sind; und ihr Ekel für eine Gesellschaft, darinn sich die Freude auf dem Gesichte und im Herzen äußert. Sie lieben tragische Begebenheiten, und den Anblick des Unglücks ihrer Nebenmenschen. Der Gedanke, daß sie nicht allein unglücklich sind, und daß andere ihre Leiden theilen, erleichtert ihre Marter. So wie die Betrübniß ihres Nächsten ihr ganzes Vergnügen ausmacht, so ziehen sie auch die wilde Natur den Meisterstücken der Kunst vor; sie begeben sich in die Einsamkeit, um sich frey uud ungehindert ihren finstern und traurigen Betrachtungen zu überlassen. Auf solche Art ist der Bau der Organen, durch die Analogie der Grund der Entstehung und der Verbindung der verschiedenen Affekten der Seele.“

„Was bewegt also die mit zarten Organen verbundenen Seelen zur Zärtlichkeit? Gleich-

falls

falls der Bau des Körpers, aber in einem andern Gesichtspunkte betrachtet. Ich habe gezeigt, daß eine gewisse organische Leibesbeschaffenheit, aufgeweckte und zur Verschwendung geneigte Karaktere bildet. Eine andere Verbindung in dem Gewebe der Organen macht den Menschen niedergeschlagen, nachdenkend und verdrüßlich. Diejenige Art des Baues aber, durch welche die Verrichtungen der Organen leicht vor sich gehet, macht einen gewissen Mittelzustand aus, zwischen der Stärke und Schwäche. In diesem Zustande fühlt die Seele eine Art von Trägheit, die sie ganz auf sich selbst einschränkt. Dergleichen ist z. B. der Zustand des Körpers nach einer vorhergegangenen Abmattung, oder bey den letzten Graden der Erholung von einer Krankheit, wenn er der vollkommenen Gesundheit schon ganz nahe ist.

Der beständige Zustand der sehr zärtlichen und empfindlichen Körper ist eben derselbe. Das sanfte, schmachtende, was wir alsdenn empfinden, verursachet, daß unsere Seele angenehme Empfindungen wünscht. Freylich macht sie sich nur verwirrte Begriffe davon, dennoch aber sind sie ihr schätzbar. In allen den angeführten Fällen lieben wir dasjenige, so zur Befriedigung unsrer Begierden etwas beyträgt, eine rührende Musik, Unterredungen,

darinn sich die Leidenschaft der Liebe äußert u. s. w.

Aber die Organisazion bestimmt die Affekten der Seele auf eine noch genauere Art. Der Grund der herrschenden Leidenschaft unter diesen Affekten, die einen physischen Gegenstand haben, liegt allemal in dem feinsten Sinne, und in dem empfindlichsten Organe. Jemand, bey dem die Organen der Wollust mit einer stärkern Empfindlichkeit begabt sind, als die Organen der übrigen Sinne, überläßt sich ganz der Schwärmerey der Liebe. Sind die Organen des Gaums oder der Zunge empfindlicher, so liebt man Essen und Trinken. Hat das Ohr das Uebergewicht, so ist man heftig für die Musik eingenommen. Dieser Grundsatz ist unwidersprechlich; der Mensch sucht dies oder jenes Vergnügen, mit einem Eifer, der mit der Lebhaftigkeit des Gefühls dieses oder jenes Organes im Verhältniß stehet. Wenn bey dem Genusse der Freuden, die er sich verschaffen kann, eine die andere ausschließt, so zieht er diejenige vor, welche der Sinn erwählet, der die meiste Gewalt über ihn hat. Folglich, je empfindlicher die Organen sind, desto größer ist das Vergnügen. Wir können auch die äußern Gegenstände mit unsern Sinnen in ein Verhältniß bringen, selbst wenn die Sinne zu zart sind; niemals aber können

wir

wir die Organen mit den Gegenständen in ein Verhältniß bringen, wenn es den Organen an Empfindlichkeit und Stärke gebricht.

Orkan.

Der Orkan ist ein wüthender Wind, der oft mit Regen, Blitzen, Donnern, manchmal mit Erdbeben und stets mit den schrecklichsten und schädlichsten Umständen vergesellschaftet ist, welche die Winde jemals zusammen häufen können. Auf einmal folget auf den hellesten und glänzendsten Tag eine allgemeine und tiefe Nacht, auf den Schmuck eines ewigen Frühlings, die Blöße des traurigsten Winters. Bäume, so alt wie die Welt, werden mit den Wurzeln ausgerissen, und verschwinden. Die festesten Gebäude bieten nichts, als ein Denkmaal von Bruchstücken dar. Wo das Auge mit Vergnügen reiche und grünende Küsten sah, sieht man nichts mehr als zerstörte Plantagen und abscheuvolle Höhlen. Von allem beraubte Unglückliche weinen über Leichen, oder suchen ihre Anverwandte unter den Trümmern; das Getöse der Wässer, der Wälder, des Blizzes und der Winde, welche fallen und sich an den erschütterten und zerschmetterten Felsen zerstoßen, das Geschrey und Heulen der Menschen

schen und Thiere durcheinander, die in einem Wirbel von Sande, Steinen und Trümmern mit fortgerissen werden, alles scheinet die letzten Zückungen und Züge der Natur zu verkündigen.

Orleans. (Mädchen von)

Man hat vieles von der wundervollen Tapferkeit der Johanna von Arc, die man nur das Mädchen von Orleans nennt, und von den Wundern geredet, die von ihr und durch sie sollen gewirkt worden seyn.

Der Herr von Voltaire giebt uns folgende Nachricht von ihr:

Man weiß, daß König Karl VII. von Frankreich, in einem sehr unglücklichen Krieg mit den Engländern verwickelt war. Es war kein ander Mittel, als zu einem sehr sonderbaren Hülfsmittel, nämlich zu einem Wunderwerke seine Zuflucht zu nehmen, um den Muth der Soldaten aufs neue wieder zu beleben.

Ein Edelmann von der lothringischen Gränze, mit Namen Baudricourt glaubte in einer jungen Magd in einem Wirthshause zu Vaucouleure eine Person zu finden, die da fähig genug wäre, eine Heldin und Begeisterte vor-

vorzustellen. Diese mehr als zu bekannte Johanna von Arc, die der gemeine Mann für eine Schäferin hält, war würklich eine junge Dienstmagd aus einem Wirthshause; sie war, wie Monstrelet sagt, stark von Gliedern, sie saß zu Pferde, und trieb andre Dinge, die junge Mädchen sonst nicht zu thun gewohnt sind.

Man gab sie für eine 18jährige Schäferin aus. Gleichwohl ist doch, ihrem eigenen Geständnisse nach, gewiß, daß sie damals 27 Jahr alt war. Sie besaß Herzhaftigkeit und Verstand genug, um die gefährliche Unternehmung, woraus eine Heldenthat ward, auf sich zu nehmen. Man führte sie zum Könige nach Bourges; sie ward von Weibern besichtiget, welche sie als eine Jungfrau zu befinden nicht ermangelten, sie ward auch von einigen Lehrern der Universität und einigen Parlementsräthen befraget, welche nicht einen Augenblick anstunden, sie für eine Begeisterte zu erklären; es kann seyn, daß sie selbige hintergieng, es kann aber auch seyn, daß sie selbst fein genug waren, um dem vorhabenden Kunstgriffe die Hand zu bieten. Genug, der gemeine Mann glaubte es, und das war genug.

Die Engländer belagerten im Jahre 1429 die Stadt Orleans. Karls letzte Rettung,

und

und stunden im Begriffe, sich Meister davon zu machen. Unser kriegerisches Mädchen wagte es, in Mannskleidern und unter Anführung geschickter Kriegsleute Hülfsvölker in den Ort zu werfen. Sie redete die Soldaten im Namen Gottes an, und erregte in ihnen diejenige schwärmerische Unerschrockenheit, welche alle Menschen haben, welche die Gottheit für sich streiten zu sehen vermeynen. Sie stellte sich ihnen an die Spitze und befreyete Orleans; sie schlug die Engländer, prophezeyte Karln, daß sie ihn zu Rheims würde salben lassen, und erfüllete ihr Versprechen mit dem Degen in der Hand. Sie war bey der Salbung zugegen, und hatte die Fahne in der Hand, womit sie gefochten hatte.

Daß ein Mädchen mit so großer Geschwindigkeit einen Sieg nach dem andern erfochte, das sahe allerdings einem Wunderwerke sehr ähnlich, und daß der König die Salbung erhalten hatte, das erweckte gegen seine Person noch größere Ehrfurcht und Hochachtung. Bey solchen Umständen sollte der rechtmäßige König bald wieder auf den Thron gesetzet, und der unrechtmäßige vertrieben werden. Allein das Werkzeug solcher Wunderwerke, Johanna von Arc, ward bey Vertheidigung der Stadt Compiegne verwundet und gefangen. Ein solcher Herr, wie der schwarze Prinz, würde

ihre

ihre Tapferkeit bewundert und verehret haben. Der Regent Bedfort, hingegen hielt es für eine Nothwendigkeit, ihren Ruhm zu schmälern, um seinen Engländern wieder Herz zu machen. Hatte sie ein Wunderwerk erdichtet und vorgegeben, so stellte sich Bedfort, als wenn er sie für eine Zauberin hielte. Mein Endzweck ist allezeit, die Denkungsart der Zeit anzumerken; dadurch werden die größten Begebenheiten der Welt bewirket. Die Universität zu Paris überreichte eine Bittschrift wider die Johanna von Arc, worinnen ihr Ketzerey und Zauberey Schuld gegeben ward. Die Universität mußte entweder so denken, wie es der Regent haben wollte, oder sie begieng, wenn sie anders dachte, eine abscheuliche Niederträchtigkeit. Unsre Heldin, die ihres erdichteten Wunderwerks allerdings würdig war, ward zu Rouen verurtheilt. Ihre Richter waren Cauchon, der Bischof von Beauvais, fünf andere französische Bischöfe, ein einziger englischer Bischof, welche einen Dominikanermönch, als Vikarius der Inquisizion bey sich hatten, und einige Doktoren der Universität. Die ihr angedichteten Verbrechen bestunden darinn: „sie sey eine abergläubische Teufelswahrsagerin, sie habe gegen Gott und seine Heiligen gotteslästerliche Reden geführet und hege grobe Irrthümer in dem christlichen Glauben.“ Unter diesen Beschuldigungen

ward sie zu einem ewigen Gefängnisse bey Wasser und Brodt verdammet. Sie gab, wie mich dünkt, ihren Richtern eine Antwort, die eines unvergeßlichen Andenkens würdig ist. Denn wie sie gefragt ward, warum sie Karls Salbung mit ihrer Fahne beyzuwohnen sich unterstanden hätte? so gab sie zur Antwort: wer an der Arbeit Theil gehabt hat, der muß auch billigermaßen an der Ehre mit Theil nehmen.

Man hatte ihr, um sie auf die Probe zu stellen, mit allem Fleiße Mannskleider gelassen, und sie ward endlich abermals angeklaget, daß sie selbige wieder einmal angeleget habe. Hierüber ward sie von obgedachten Richtern, welche eigentlich nicht einmal befugt waren, sie zu richten, da sie eine Kriegsgefangene war, für eine aufs neue in die Ketzerey verfallene erkläret, und sie ließen sie verbrennen. Ein solches Schicksal hatte eine Heldin, die ihren König gerettet hatte, und die in heldenmüthigen Zeiten, wo die Menschen ihren Rettern Altäre aufrichteten, gewiß auch einen Altar bekommen haben würde. Karl VII. ließ zwar nach der Zeit ihr rühmliches Andenken erneuern; allein das war auch schon durch die Art ihres Todes rühmlich genug.

Es gehöret nicht bloß Grausamkeit dazu, wenn die Menschen zu solchen Todesstrafen ver-

lei-

leitet werden sollen; es gehöret dazu noch eine aus Aberglauben und Unwissenheit zusammengesetzte Schwärmerey, woran fast alle Jahrhunderte krank gelegen haben."

Ornano.

Der Marquis Ornano, oder wie er sonst öfters genennt wird, Sampierro, aus der Insel Korsika gebürtig, that sich in den bürgerlichen Kriegen, die in diesem Königreiche geführt worden, durch einen edlen Eifer für die Freyheit und durch alle die kriegerischen Tugenden, die einen großen General bilden, für vielen andern hervor; und diese Tugenden erhoben ihn in Frankreich zu den höchsten Würden bey der Armee. Er hatte ein Frauenzimmer von hohem Stande geheyrathet, Namens Vanina Ornana, die er zum Sterben liebte; ein Frauenzimmer, deren ausnehmende Schönheit ihre geringste Vollkommenheit war; deren Betragen so einnehmend war, als ihre Person, und deren Tugenden so heldenmäßig hervorleuchteten, als je an einem Frauenzimmer bey den alten Schriftstellern, oder den erdichteten Schönheiten neuerer Romanenschreiber. An allen Gefahren und Bekümmernissen ihres Gemahls, die mannichfaltig und groß waren,

nahm sie ihren Theil; und als er genöthiget ward als ein Exulant nach Frankreich zu wandern, folgte sie ihm dahin nach, mit einem Sohne, der noch ein Kind war, nachmals aber der Welt unter dem Namen des Marschalls Ornano bekannt genug geworden ist.

Nach dem Absterben des Königs Heinrichs II, als ihr Gemahl an aller fernern Unterstützung von Seiten Frankreichs verzweifelte, und von den Genuesern nicht nur geächtet, sondern auch auf seinen Kopf ein Preis gesetzet worden, faßte er den Entschluß, die Türken um Beystand zu bitten. Zu dem Ende that er eine Reise nach Constantinopel. Die Genueser gaben sich in seiner Abwesenheit alle Mühe, seine Gemahlin zu gewinnen. Sie war mit vielen von den vornehmsten Häusern der Republik nahe verwandt. Einige darunter gaben ihr zu verstehen, daß sie, wenn sie zurückkommen, und ihren Sohn mitbringen wollte, sehr leicht für den Marquis, ihren Gemahl Verzeihung erhalten könnte, des allen ungeachtet, was er zum Nachtheil des Staats unternommen hätte, und noch jetzt unternehme.

Man darf sich nicht wundern, daß die Marquisin Ornano diesen Vorschlägen Gehör gab; allein, als ihr Gemahl von der Sache Nachricht erhielt, und entweder der Aufrich-

richtigkeit der Genueser vielleicht mit gutem Grunde, nicht viel zutraute, oder so einen großen Widerwillen gegen die Republik hatte, daß er alle Aussöhnung verachtete; so schickte er sogleich seinen Secretair Antonio St. Florentin nach Frankreich ab, mit Befehlen, seiner Gemahlin alle Gedanken einer Zurückreise nach Genua aus dem Sinne zu reden. Sobald als die Marquisin den festen Entschluß ihres Gemahls wußte, so zeigte sie ihren gewöhnlichen Gehorsam, und begab sich auf des Antonio Zureden von Marseille nach Aix in der Provence.

Als die Genueser sahen, daß dieser ihr Anschlag, der Gemahlin und des Sohnes ihres Hauptfeindes sich zu bemächtigen, fruchtlos geworden war; nahmen sie ihre Zuflucht zu einem andern Entwurf. Sie bestachen einen Hausbedienten des Marquis, daß derselbe allerhand verdächtige Reden führen, und seinen Herrn des Antonio wegen eifersüchtig machen sollte. Dieses gelung nur gar zu wohl; denn sobald der Marquis nur einigen Verdacht auf die Aufführung seiner Gemahlin geworfen hatte; vergaß er alle seine Bestrebungen für die Freyheit seines Vaterlandes, vergaß die wichtige Unterhandlung, die er eben vorhatte, ja vergaß alles Unrecht, das ihm die Genueser angethan hatten, und seinen unversöhnlichen Haß

gegen sie; und kehrte plötzlich nach Frankreich zurück.

Als er bey seiner Ankunft zu Marseille vernahm, daß seine Gemahlin mit seinem Secretär nach Aix gegangen war, bedurfte er keines weitern Unterrichts wegen ihrer Untreue, wie er glaubte. Er begab sich sogleich an diesen Ort, und führte sie nebst ihrem Sohn nach Marseille zurück, damit er, wenn er die barbarische That, die er im Sinne hatte, würde vollzogen haben, desto leichter entfliehen könnte. Als er sie da hatte, sagte er ihr in groben und kalten Ausdrücken, daß sie ihn beleidigt hätte, und daß sie sterben müßte. Die Marquisin unterwarf sich, und bat nur, da nie ein Mann außer ihn, sie berührt hätte, daß sie von seinen Händen sterben möchte. Dies willigte er ein, fiel auf Ein Knie nieder, nennte sie seine Beherrscherin, ließ mitten unter der Ausführung der wildesten Grausamkeit eine Zärtlichkeit der Seele, und Abscheu vor der That von sich blicken, bat sie um Verzeihung dessen, was er thun wollte, — und erwürgte sie mit seinem Schnupftuche.

Osiris.

Man liest mit Vergnügen eine alte Tradizion der Egypter, die Diodorus Sikulus erzählt, und die ein Bild der ersten Menschenkultur, ein wahres Philantropium darstellt.

Osiris, sagt Diodorus, soll mit einem grossen Heere aus Egypten ausgegangen seyn, um die ganze Welt, so weit sie damals bekannt war, den Frucht- und Rebenbau zu lehren. Er glaubte nämlich, wenn er die Menschen von der Blindheit abbrächte, in welcher sie lebten, so würde er dadurch sich, wegen der Größe dieser Wohlthat eine unsterbliche Ehre erwerben, denn nicht allein die Menschen, die damals lebten, sondern auch ihre Nachkommen würden ihn, als einen Gott unter den Menschen verehren. Er bestellte also seine Regierung in Egypten, und übergab sie einer Frau, der Isis, welcher er den Merkurius, einen sehr klugen Mann zum Rathgeber, und den Herkules einen sehr tapfern, zum Heerführer beysetzte. In den Provinzen ordnete er andere Statthalter, und gieng nun fort, mit seinem Bruder, dem Apoll, auf seinen menschenfreundlichen Heerzug. Außer diesen und einigen andern, nahm er noch einen geschickten Weinbauer, Namens Maro, und den Triptolemus, der den Ackerbau vollkommen verstand, mit sich. Auch

hatte er in seinem Heer neun Mädchen, die den Griechen nachher unter dem Namen der Musen bekannt wurden, und die unter Aufsicht des Apolls, Musik und Gesang lehrten. Diesen gesellte er in Aethiopien noch die Satyrn zu, eine Art von lustigen Menschen oder Affen, die ihn, weil er ein munterer Mann war, der das Vergnügen liebte, mit ihren Tänzen und Kurzweilen ergötzten.

Seine erste Reise war nach Aethiopien, von da gieng er nach Asien, und aus Asien durch den Hellespont nach Europa, und lehrte überall den Weinbau und den Fruchtbau, oder, wo der Boden jenen nicht annahm, das Bier zu bereiten. Jedermann nahm ihn und seine Lehre mit Dank auf. Nur ein einziger Thrazischer König widersetzte sich ihm, er schlug ihn aber todt, und setzte den Maro an seine Stelle, so, wie er den Macedos, seinen Sohn, der ihn auch begleitet hatte, zum König der Macedonier machte, und den Triptolemus im attischen Gebiete zur Ausbreitung des Fruchtbaues ließ; — er selbst zog dann wieder heim, und hinterließ überall einen Nachruhm, der oft Vergötterung wurde.

Ist es wahr, so ist Osiris der größte König gewesen, so je gelebt hat. Nicht die armselige Ehrbegierde, die der Historiker ihm andichtet, das gröste Gefühl von Wohlthätigkeit und

Men-

Menschenliebe muß ihn zu seiner heiligen Wallfarth beweget haben, oder war's Ehrbegierde, so war's die feinste, zweckmäßigste. Denn Ehre ohne Dankbarkeit und Liebe wird oft Schande, ist nie dauerhaft.

Aber war's ein Geschenk für die Menschheit, das er ihr gab? Die Erfindung eines Lebensmittel, welches in wenig Wochen so häufig herfürgebracht werden kann, das man das ganze Jahr darauf Ruhe hat, das den Werth des Eigenthums und alle seine Folgen so fühlbar machte, das den Handel so ausbreitete, mußte eine allgemeine Revolution in dem menschlichen Geschlechte machen?

War die Revolution gut? War sie schlimm? Wärs besser, wir äßen noch Eicheln, Wurzeln, wilde Beeren, und Wild? wie wir's angreifen, ist das Problem ziemlich zweifelhaft.

Kultur soll Ausbreitung aller unserer Kräfte zu unserer Glückseligkeit seyn. Moralische Sentenzen arbeiten sie nicht aus, sondern die Noth, das Bedürfniß. — Stille ich das Bedürfniß der Natur mit wenigem Aufwand von Kräften, so schade ich der Kultur, oder ich muß den nun ruhenden Kräften ein neues Bedürfniß, einen neuen Sporn geben.

Osiris sah, daß, wenn der Mensch, der bisher alle Tage ausgehen, und sein Futter

sammlen, oft Tag und Nacht auf sein Futter lauren muste, nun Lebensmittel fände, die er in etlichen Wochen fürs ganze Jahr, die einer in einem Monath für drey und mehr andere Menschen hervorbringen könnte, Faulheit und Langeweile das Geschlecht, das er retten wollte, tiefer stürzen würde, als es vorher bey seiner Unwissenheit lag. Er dachte also ein ander Bedürfniß in ihnen rege zu machen, und lehrte sie Freude und Tanz. Wir verstanden's nicht so — wir geben dem Menschen das Bedürfniß der Gelehrsamkeit, der Wollust, der Eitelkeit, der Etiquette. Sind wir besser daran, als da wir noch Eicheln aßen? Dem arbeitsamen Bauer, der für zehn und mehre schaft, ist's wohl; aber wir? Unsere Gelehrsamkeit ist zwey Drittel Eichelkost, die Waffen sind eben so schlimm. — Wollust, Etiquette, Eitelkeit und ihr Troß sind weit ärger.

Der Weg der Natur wäre, dünkt mich, wie ihn Osiris lehrte — Brodt essen und Wein trinken, und die übrige Zeit mit den Musen vertanzen. — Darum schaffen wir frohe Jünglinge, sagte Doctor Barth, — ach! lehrt sie erst zufrieden seyn, mit Wein und Brod — dann fragt, wo die Musen sind, die ihr nicht kennet, und bringt sie zu ihnen.

Ostracismus.

Warlich eine von den seltsamsten Erfindungen, deren man je in Freystaaten zur Sicherheit dieser Freyheit sich bedienet hat, vermöge der die Athener diejenigen zu verbannen pflegten, deren Verdienste ihnen sorglich wurden. Das Volk versammlete sich dann, entweder im Tempel des Herkules Cynosarge, oder nach andern auf offenem Markte, wo selbst ein Gefäß, umringt von neun Archonten und dem Senate stand. Hier gaben die Bürger nach den Zünften ihre Scherben ab, auf denen der Name der ihnen verdächtigen Person stand; diese wurden nachher gezählt, und derjenige, dessen Name am meisten aufgeschrieben worden, mußte zehn Jahr lang die Stadt meiden, konnte nach deren Verlauf aber ungestört wieder kommen. Es ist ungewiß, wenn dieser Ostracismus aufgekommen sey; wahrscheinlich aber erst nach Pisistratus Zeiten, und Plutarch giebt den Hipparch von Cholarge einen Anverwandten des nu genannten Pisistrats als den ersten an, über den er ergangen sey. Es ist viel darüber gestritten worden, ob er als eine Strafe anzusehen gewesen sey, oder nicht. Ein bloßer Wortstreit, wie mich dünkt. Schande oder Verlust an Gütern war jedoch nie damit verbunden. Wie oft und sehr er gemißbrauchet worden, davon giebt Aristides ein

Bey-

Beyspiel, genugsam für viele. Die Sirakusaner, in so manchen Stücken den Athenern, in guten und üblen Gewohnheiten, doch öfter noch in denen leztern ähnlich, hatten einen dem Ostracismus sehr viel gleichenden Gebrauch, welchen sie Potatismus nennten, dessen Verbannungs-Urtheil aber sich nur auf fünf Jahre erstrekte.

Otahiti.

Von dieser neu erfundenen Insel geben uns die Herrn Banks und Solander folgende Nachricht: Die Insel Otahiti besteht aus zwo Halbinseln von ungleicher Größe. Ihr größter Durchmesser ist funfzehn Meilen, und ihr Umkreiß vierzig. Sie ist ungemein angenehm zu sehen. Hohe mit Bäumen gekrönte Berge sieht man in dem Innern der Insel. Aus diesen Bergen kommen eine Menge Quellen, deren Wasser sich durch die Thäler schlingen, und allda ein ewiges Grün unterhalten. Von den Ufern des Meeres bis an den Fuß der Berge durchwandert man eine Ebene, die mit verschiedenen Fruchtbäumen bepflanzet, und mit einer Menge kleiner Bäche durchflochten ist, welche die Gegend fruchtbar machen, und verschönern. Sie wird von einem

nem einzigen Oberhaupte unumschränkt beherrschet, welches seine Statthalter ernennet; diesen ist aufgetragen, für die gute Ordnung zu wachen, und Auflagen, die eine alte Gewohnheit gesetzmäßig gemacht hat, abzufordern.

Allgemein erkannte Gebräuche dienen ihnen statt geschriebener Gesetze. Böse Handlungen werden allda nach dem Maaße der Unordnung und Verwirrung, die sie in der Gesellschaft anrichten, bestrafet. Wer Waffen oder Stoffe stiehlt, verliehrt das Leben, er wird entweder gehangen, oder in das Meer gestürzt. Man ist aber gegen diejenigen, die Früchte, oder Nahrungsmittel stehlen, nicht so streng. Dieses Volk denkt, daß derjenige, welcher Waffen oder Stoffe entfremdet, ein Fauler oder Geiziger seyn müsse, Laster, an deren Ausrottung der Gesellschaft gelegen ist; aber es findet es grausam, einem Menschen das Leben zu nehmen, den der Hunger gezwungen hat, die unumgängliche Bedürfnisse der Natur zu befriedigen.

Die Weiber der Otahiten sind von besonderer Schönheit, alle ihre Züge sind angenehm; sie haben einen schlanken, wohlgebauten und ansehnlichen Wuchs, und sind sehr wollüstig.

Das Band der Ehe ist bey diesem Volke unauflöslich. Das sonderbarste dabey ist,

daß,

daß, sobald sich jemand verehelicht hat, er nicht mehr in Gesellschaft der Weiber und unverheyratheten Leute speisen darf, sondern mit seinen Domestiken essen muß; derowegen trachten auch die Einwohner dieser Insel sehr wenig nach diesem Joche.

Der Landesfürst hat nur eine Gemahlin, aber viele Kebsweiber. Vermöge eines barbarischen Gebrauchs, werden alle Kinder der Kebsweiber bey der Geburt erstickt, um den Unordnungen vorzubeugen, welche sie durch Ansprüche auf den Thron verursachen könnten. Bey der Tafel wird er von seinen Höflingen bedient, die ihm alle Stücke vorschneiden, und ihm mit ihren Fingern in den Mund stecken, die sie jedesmal in eine aus Cocusnüssen gepreßte Milch tauchen.

Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 70000. Sie glauben das Daseyn eines Gottes, haben aber keinen Gottesdienst. Sie denken, die Gottheit sey über die Geschöpfe viel zu sehr erhaben, als daß die menschlichen Handlungen auf sie einen Eindruck machen könnten. Indessen haben sie doch Begriffe von einem zukünftigen Leben. Sie hoffen nach ihrem Tode in einer andern Insel wieder aufzuleben; aber sie denken so wenig daran, daß sie alsdenn wegen ihrer Handlungen sollten belohnet oder bestraft werden, daß sie vielmehr überzeugt sind,

ein

ein jeder Fürst, Herr oder Knecht werde sich damals in dem nämlichen Stande, wie jetzt befinden. Sie glauben, aus der Sonne und dem Mond wären alle Sterne entstanden, und sehen die Finsternisse für die Zeit der Beywohnung an. Ihre Sprache die meistens aus Vokalen bestehet, ist wie die Sprache aller Völker, die unter den Wendecirkeln leben, angenehm, biegsam, melodisch und leicht auszusprechen.

Nachdem die Engländer die Otahiten verlassen hatten, kamen sie auf eine besonders merkwürdige Insel Oaheina. Die lebhafteste Einbildungskraft kann sich keinen bezaubertern Aufenthalt vorstellen. Die Einwohner dieser glücklichen Insel sind die schönsten und wohlgebautesten Leute, die man sehen kann; die Weiber hauptsächlich sind allda von einer ganz besondern Schönheit; die Natur scheinet die Absicht gehabt zu haben, dieses angenehme Geschlecht mit allen den Reizungen auszuschmücken, welche die Dichter der Mutter des Liebesgottes gegeben hatten. Damit vergesellschafteten sie noch die schönsten Eigenschaften des Geistes, die Menschlichkeit, die Billigkeit, und die Freymüthigkeit des goldenen Alters.

„Wir hatten, sagt der Verfasser, alle Mühe von der Welt, sie zu überreden, daß sie zu uns an den Bord kommen sollten, nur mit

Furcht

Furcht thaten sie es, und bewunderten den Bau unseres Schiffes mit eben so viel Vergnügen, als Erstaunen."

Ovidius.

Der Vater des Ovidius hatte diesen seinen Sohn zu einem Redner bestimmt, welches in Rom ein sicherer Weg war, zu Ehren und Glück zu gelangen. Ovidius war aber zum Poeten gebohren, er that seiner Neigung einige Zeit Zwang an. Er studirte die Rhetorik; aber weder die Vorstellungen seines Vaters, noch der Beyfall, den er durch einige vor Gericht gehaltene Reden erhielt, konnten ihn abhalten Verse zu machen. Er ward von seinem Genie; beynahe wider Willen dazu gezwungen.

Et quod tentabam scribere versus erat.

Eine hitzige Leidenschaft, die ihn eben so sehr beherrschte, als die Neigung zur Poesie, die Liebe, gab ihm den größten Theil seiner Gedichte ein. Man findet darinnen nicht die schmuzigen Ausdrücke, die im Catull, im Horaz und Martial beleidigen; aber eine Schlange, wenn sie auch unter Blumen versteckt liegt, verwundet deßwegen nicht weniger gefährlich. Die Verwandlungen, die man

als

als das Meisterstück dieses Dichters ansiehet, sind wollüstige Gemälde der Liebesbegebenheiten unter den Göttern, und unter den Menschen; Gemälde, die um so viel geschickter sind, die Sitten zu verderben, da Ovidius einen sehr feinen und reizenden Pinsel dazu nimmt. Alles spricht für die Sinne; Alles reizt in diesem verführerischen Werke. Seine Heldenbriefe sind ebenfalls eine Schule der Wollust, und der Ausschweifungen der Liebe. Ovidius, nicht zufrieden, daß er die Liebe und ihre Würkungen pries, wollte auch einen Lehrer in der Kunst zu lieben abgeben, und brachte diese gefährliche Leidenschaft in ein System. In allen diesen verschiedenen Werken zeigt der Dichter einen fruchtbaren und geläuterten Witz, eine lebhafte und lachende Einbildungskraft. Der Ausdruck scheint seinen Gedanken überall entgegen zu kommen. Alle Gegenstände, die er abhandelt, so unfruchtbar und seltsam sie auch bisweilen sind, werden unter seinen Händen reichhaltig, angenehm und blühend. Ovidius hatte ungemein viel Witz, und würde dessen noch mehr zu haben scheinen, wenn er weniger davon gezeigt hätte, wenn er seinen Lesern mehr zugetrauet, und die Natur mehr zu Rathe gezogen hätte. Wenn er sein Unglück beklagen will, sucht er mehr sinnreich zu seyn, als Mitleid zu erwecken; wenn er verliebte Briefe schreibt, sind es Gedanken auf

Gedanken, und überall nur Witz, wenig Empfindung, wenig Leidenschaft. Man kann ihm so gar bisweilen Wortspiele vorwerfen. Da seine Fehler etwas blendendes haben, und Ovidius der Dichter der Einbildungskraft ist; so wird er stets gefallen, am meisten jungen Leuten, am wenigsten gesetzten Männern.

„Ich gestehe es kühn, sagt Montagne, daß diese alte schwerfällige Seele sich nicht mehr, weder vom Ariost noch vom Ovidius kitzeln läßt; seine Leichtigkeit und seine Erfindungen, die mich ehemals entzückt haben, dienen mir jetzt kaum zu einer Unterhaltung mehr.“

Quintilian wirft dem Ovidius mit Recht vor, daß er nimium amator ingenii sui, in seinen Wiz zu sehr verliebt sey. Es ist der Fehler der meisten Poeten und Maler. Ein Poet kann gewahr werden, daß ein Gedanke, der ihm in der Begeisterung eingefallen ist, nicht richtig sey; aber dieser Gedanke hat eine glänzende Seite, die ihm gefällt; und wenn ihn die Vernunft den Schwamm ergreifen heißt, um ihn wegzuwischen, so hält die väterliche Zärtlichkeit die Hand zurück. Einige Freunde riethen dem Ovidius drey oder vier Verse auszustreichen, die ihnen mißfielen; er versprach es mit der Bedingung, wenn sie ihm dafür drey andere Verse stehen ließen, die er

be-

besonders aufschreiben wollte; sie sollten indeß ihrer Seits die Verse auch aufschreiben, die sie nicht leiden wollten. Da sie nun auf diese Bedingung eins wurden, fand sichs, daß die drey Verse, die er erhalten wollte, grade die waren, die seine Freunde verwarfen. Er zeigte dadurch, wie Seneka sagt, der diese Anekdote erzählt, daß er seine Fehler kannte, daß er sie aber nicht hassen konnte.

Augustus, ein Freund der Talente, nahm den Ovidius an seinen Hof und beehrte ihn mit seiner Gunst; er entzog sie ihm aber in der folgenden Zeit, und verwies den Poeten nach Tomi, einer Stadt am Pontus Euxinus. Diese Gegend konnte für die Einwohner des Landes vielleicht angenehm seyn; aber die rauhen Gebürge gegen Süden, die Nord und Abendwinde, die vom Pontus Euxinus kamen, die Kälte und Feuchtigkeit der Wälder und der Donau, machten diese Gegend für einen, der in Italien geboren war, unerträglich. Was hatte aber Ovidius für ein Verbrechen begangen? Augustus warf ihm seine freye Poesien vor; aber diese Poesien waren mehr der Vorwand, als die Ursache seiner Verbannung. Und wie hätte auch der Kayser dem Dichter wegen seiner Kunst zu lieben ins Elend schicken können, da er doch den Horaz liebte und schüzte, dessen Poesien hin und wieder die

unzüchtigsten Ausdrücke enthalten? Ovidius sagt selbst in seinen Gedichten, er habe sich gegen den Amor beklagt, daß, da er beständig zur Erweiterung seines Reichs gearbeitet habe, ihm doch keine andere Belohnung zu Theil geworden wäre, als die Verweisung zu den Barbaren, und habe von ihm zur Antwort erhalten. „Du weißt wohl, daß dir dies nicht den meisten Schaden gethan hat.“

Der Dichter scheint die wahre Ursache seiner Verbannung in den dunkeln Versen berührt zu haben:

Cur aliquid vidi? cur noxia lumina feci etc.

Er wiederholt an verschiedenen Orten eben die Klage, und erklärt, daß es ihm nicht erlaubt sey, das Geheimniß zu verrathen. Man hat sich Mühe gegeben hinter dasselbe zu kommen. Einige Schriftsteller bilden sich ein, er habe den Augustus in einem zu freyen Umgange mit seiner Tochter Julia angetroffen, und sie berufen sich auf eine Stelle des Suetonius.

Die Geschichte wirft indeß dem Augustus keine Handlung vor, nach welcher man ihn einer solchen Blutschande wegen in Verdacht haben könnte; aber gesetzt auch, daß Augustus von einer so unreinen Liebe gegen seine Tochter entbrannt gewesen wäre; sollte er wohl so un-

vor-

vorsichtig gewesen seyn, daß er sich hätte beschleichen lassen, und wenn Ovidius ein Zeuge seiner Schandthat gewesen wäre, würde sich Augustus nicht leicht einen Mord erlaubt haben, um sein Verbrechen vor den Augen der Welt zu verbergen? Gab er dadurch, daß er einen solchen Mitwissenden bloß ins Exilium schickte, nicht mehr Gelegenheit die Sache zu verrathen? indem dieser alle Freyheit behielt zu schreiben und zu reden? Es ist demnach wahrscheinlich, daß Ovidius die Neugierde des Acteon gehabt, und die Livia, Gemahlin des Augusts, in welche er vielleicht heimlich verliebt war, im Bade gesehen hatte:

Cur aliquid vidi? cur noxia lumina feci?
Cur imprudenti cognita culpa mihi est?
Inscius Actæon vidit sine veste Dianam,
Præda fuit canibus non minus ille suis.

Die Worte: sine veste Dianam passen ausserdem auch besser auf die Livia, welche für keusch gehalten wurde, als auf eine der Julien, welche ihrer Ausschweifungen wegen zu berüchtigt waren.

Ovidius warf öfters in seinem Exilio seine Blicke auf Rom, er seufzete ohne Unterlaß nach den Vergnügungen, die er daselbst zurückgelassen hatte, und daher rühren die übertriebenen Lobsprüche, die er dem Augustus und sei-

nem Nachfolger dem Tiberius in den libris triſtium giebt. Als er den Tod des erſtern erfuhr, weyhete er ihm eine Art von Tempel, in welchem er alle Morgen Weyrauch opferte. So wie er dieſen Kayſer zum Gotte gemacht hatte, ſo machte er aus dem Ungeheuer, das ihm nachfolgte, einen Menſchen, und ſuchte ſich ſeine Gunſt zu erwerben; Tiberius aber ließ den Ovidius in ſeinem Exilio ſterben, welches neun bis zehn Jahre dauerte. Er hatte gebeten, daß, wenn er in dem Lande der Geten ſtürbe, ſeine Aſche nach Rom gebracht würde, damit ſeine Verbannung nicht über den Tod hinaus dauern möchte. Er wollte auf ſein Grab folgende Aufſchrift geſetzt haben, die er ſelbſt verfertigt hat, und die in der dritten Elegie des dritten Buchs ſeiner Klaggedichte ſtehet.

Hic ego qui jaceo, tenerorum luſor amorum,
Ingenio operii Naſo poeta meo.
At tibi, qui tranſis, ne ſit grave, quisquis amaſti,
Dicere: Naſonis molliter oſſa cubent.

Ende des fünften Theils.